UNSER GEMEINSAMER GLAUBENSGRUND IM KAMPF GEGEN ROM: VORTR...

Richard Adelbert Lipsius

Flugschriften des Evangelischen Bundes.

Herausgeber: Prof. D. Leop. Witte in Pforta.

37.

(IV. Serie, 1.)

Unser gemeinsamer Glaubensgrund im Kampf gegen Rom.

Vortrag auf der dritten Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Eisenach am 2. October 1889 vom

Geheimen Kirchenrat Prof. D. R. A. Lipsius.

Leipzig 1890.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von Carl Braun.

Eisenach. — Hofbuchdruckerei.

Liebe Bundesbrüder! Teure evangel. Glaubensgenossen!

Das Lutherjahr 1883 hat den Grund zu unserem Evangelischen Bund gelegt. Die Augusttage von Erfurt mit ihrer Eisenacher Nachfeier, die Wittenberger Septembertage, die Lutherspiele von Otto Devrient und Hans Herrig und zuletzt noch jener unvergeßliche 10. November, wo im ganzen evangelischen Deutschland von Turm zu Turm die Glocken läuteten, und unabsehbare Volksscharen sich zur Lutherfeier in den Gotteshäusern versammelten: all' die mächtigen Eindrücke dieser Tage haben eine geistige Bewegung im deutsch-evangelischen Volke hervorgerufen, welche stark genug schien, die verschiedenen Richtungen in der evangelischen Kirche in brüderlicher Eintracht zum gemeinsamen Kampfe gegen den Erbfeind zusammenzufassen und uns in so vielerlei Heerlager zerspaltene Evangelische über das Große, was uns eint, das, was uns trennt, vergessen zu machen. Es war dieselbe Hoffnung, welche unser unvergeßlicher Kaiser Friedrich als Kronprinz in seiner Wittenberger Rede ausgesprochen hatte, daß diese Luthertage „beitragen möchten, unser protestantisches Bewußtsein zu stärken, unsere deutsch-evangelische Kirche vor Zwietracht zu bewahren und ihren Frieden fest und dauernd zu begründen."

Aus dem gleichen Streben ist angesichts der unerhörten Triumphe Roms und der traurigen Waffenstreckung des Staates drei Jahre später unser Evangelischer Bund hervorgegangen. Auch sein Hauptanliegen ist von Anfang an kein anderes gewesen, als im Kampfe wider Rom unser gemeinsames evangelisches und protestantisches Bewußtsein zu stärken, der traurigen Zerrissenheit in Mitten unsrer eigenen Kirche entgegen zu arbeiten und das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller, die zu den großen Grundsätzen der Reformation und zu dem einen Herrn und Meister Jesus Christus sich bekennen, zu wecken und zu pflegen. So ist unser Bund die Verkörperung jener Wittenberger Kaiserworte, und es darf wohl bei

diesem Anlasse gesagt werden, daß unser Kaiser Friedrich und der hochsinnige Fürst dieses Landes, Großherzog Karl Alexander, die ersten regierenden deutschen Fürsten gewesen sind, die diesen Bestrebungen unseres Bundes von Anfang an ihre wärmste Teilnahme gewidmet haben.

Aber immer von neuem wird von den Gegnern unseres Bundes der Einwand erhoben, eine solche Vereinigung der verschiedenen Richtungen unsrer Kirche, sei es auch nur zu gemeinsamer Abwehr der uns allen gemeinsam drohenden römischen Gefahr, sei eine Unmöglichkeit, weil sie auf innerer Unwahrheit beruhe. Was wir erstrebten, das sei eine Verbindung unverträglicher Elemente, eine Einigung nur in der Negation mit Verletzung des evangelischen Glaubensgrundes. Das evangelische Bekenntnis, so lautet die Anklage weiter, wird von den einen geläugnet, von den andern entwertet, indem sie es dort für gleichgiltig erklärten, wo es um den gemeinsamen Kampf gegen Rom zu thun sei.

Der Einwand wäre ein sehr berechtigter, wenn er in Wahrheit beruhte. Gäbe es wirklich unter uns keinen gemeinsamen evangelischen Glaubensgrund, so hätten die Römischen Recht, welche immer wieder auf die innere Zerrissenheit der Evangelischen hinweisen, und die Gegner innerhalb der eigenen Kirche hätten Recht, denn bloße Negation hält nicht zusammen. Der Kampf gegen Rom hat nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn uns nicht nur ernste religiöse Interessen diesen Kampf aufnötigen, sondern wenn wir in der Wahrung dieser Interessen auch unter einander zusammenstimmen, wenn es einen gemeinsamen evangelischen Glaubensgrund giebt, auf welchem wir stehen. Die religiösen Nötigungen zum Kampfe gegen Rom werden Ihnen morgen von beredtem Munde entwickelt werden; heute möchte ich Sie einladen, die andre Seite der Sache ins Auge zu fassen und zu betrachten, was die verschiedenen evangelischen Richtungen trotz ihrer Mannigfaltigkeit gleichwohl als gemeinsame Position im Kampfe wider Rom zusammenhält, und was ihnen das Recht giebt, diesen Kampf wirklich gemeinsam zu führen.

Daß es eine Mannigfaltigkeit der theologischen und kirchlichen Richtungen giebt, unterliegt keinem Zweifel. Die Verschiedenheit der theologischen Schulen und Methoden geht oft soweit, daß die, welche eine verschiedene theologische Bildung erhalten haben, einander kaum verstehen, daß sie, wer wollte es bestreiten, oft genug mit Mistrauen gegen einander erfüllt sind, ja, daß der Kampf gegen andere Schulen innerhalb derselben evangelischen Kirche gar vielen nicht bloß als eine heilige Gewissenssache, sondern geradezu

wichtiger dünkt als der Kampf gegen Rom. Und dennoch darf ich mich wohl der Zustimmung der Männer, welche bisher mit mir an der Leitung unsrer Bundesangelegenheiten zusammengewirkt haben, versichert halten, wenn ich es ausspreche, daß gerade die gemeinsame Arbeit uns innerlich immer näher geführt hat, daß die Verschiedenheit der theologischen Schule kein Hindernis gewesen ist für unsere gemeinsame, wahrlich nicht nur negative Thätigkeit, ja daß wir Alle, je mehr wir uns in einander hineinlebten, etwas gespürt haben von dem gemeinsamen evangelischen Glaubensgrund, auf welchem wir alle stehen. Ein solches Ineinandereinleben kommt allen Theilen zu Gute. Denn wie jede der verschiedenen Richtungen in unserer Kirche ihre eigentümliche Aufgabe hat, so bedarf sie auch andererseits der Ergänzung durch die anderen, um sich vor Einseitigkeit zu hüten. Und gerade von der liberalen Theologie der Gegenwart wird man es ehrlich bekennen müssen, daß sie sich redlich bemüht hat, von den anderen Richtungen zu lernen.

Man hat häufig den Unterschied der liberalen Theologie von den weiter nach rechts stehenden Richtungen in der evangelischen Kirche dahin bestimmt, daß das Wesen des Christentums dort in Ideen, hier in Thatsachen, dort in allgemeinen Wahrheiten, hier in geschichtlichen Kundgebungen Gottes gefunden werde; daher dort die Neigung zur Auflösung des Christentums in eine natürliche Religion, hier das Gewichtlegen auf das Positive, Geschichtliche der göttlichen Offenbarung. Wäre dieser Gegensatz auch heute noch wirklich in derselben Weise, wie viele meinen, vorhanden, so würde die Verständigung schwer sein. Aber jener ungeschichtliche Sinn, wie er allerdings in weiten Kreisen lange genug geherrscht hat, darf heute auch in der sogenannten liberalen Theologie als überwunden betrachtet werden. Nur ganz kleine Kreise, die täglich mehr zusammenschmelzen, halten an dem verhängnisvollen Lessing'schen Worte von dem garstigen Graben, welcher zwischen ewigen Vernunftwahrheiten und zufälligen Geschichtswahrheiten sich aufthue, auch heute noch fest. Heutzutage ist man wohl allgemein in der evangelischen Kirche darüber einig, das Recht der Geschichte in der christlichen Religion in seine unverkümmerte Geltung einzusetzen, vor allen Dingen Ernst zu machen mit der Auffassung der Offenbarung als göttlicher Thatsache.

Ähnlich steht es mit dem anderweiten Vorwurfe gegen die liberale Theologie, daß sie die Heiligtümer unseres Glaubens einer maßlosen Kritik zum Opfer bringe. Etwas Berechtigtes war allerdings auch in diesem Vorwurf enthalten, gegenüber manchen

nicht wegzuleugnenden Thatsachen einer noch nicht allzuweit hinter uns liegenden Vergangenheit, aber auch gegenüber gewissen Erscheinungen der allerjüngsten Tage; aber gegenüber der liberalen Theologie im ganzen und großen läßt sich dieser Vorwurf nicht aufrecht erhalten. Es ist richtig, daß die historische Kritik vorzugsweise von der liberalen Theologie gepflegt wird; aber so lange die wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit doch ein Grundbestandteil ächt protestantischer Gesinnung bildet, wird man in jener kritischen Arbeit an sich nichts Unprotestantisches sehen dürfen. Und Rom gegenüber bedarf es heut zu Tage um so mehr der Pflege dieses ächt wissenschaftlichen Wahrheitssinnes im Hinblick auf die systematischen Fälschungsversuche der Geschichte von römischen Schriftstellern, welche um so gefährlicher sind, je unverfrorener sie betrieben werden.

Bedenklich wird die Kritik nur dann, wenn sie den ganzen Menschengeist einseitig in Anspruch nimmt, wenn das wissenschaftliche Wahrheitsinteresse dergestalt das Beherrschende in der Theologie wird, daß man überhaupt, auch auf religiösem Gebiet keine anderen Instanzen anerkennen will als die des theoretischen Erkennens. Dem gegenüber ist es das Verdienst der sogenannten positiven Richtungen in der evangelische Kirche gewesen, gegenüber der empirisch-causalen Betrachtung, wie sie der Wissenschaft eigen ist, die religiös-teleologische Betrachtung geltend zu machen, die ja gerade auf dem Gebiete des christlichen Glaubens ihre eigentliche Heimat hat. Aber wenn wir uns nicht zu der Lehre von der doppelten Wahrheit bekehren wollen, so müssen beiderlei Betrachtungsweisen, die wissenschaftlich-empirische und die religiös-teleologische, immer wieder auf einander bezogen werden. Nur so gewinnen wir die einheitliche christliche Weltanschauung, die wir suchen, die auf Erfahrungen und Thatsachen ruht, welche keine Wissenschaft deducieren kann, und die gleichwohl mit keinem Ergebnisse ächter Wissenschaft in Widerspruch kommt. Hierzu müssen aber die verschiedenen theologischen Richtungen unserer Kirche einander Handreichung thun; und ich fürchte, es ist hier auf beiden Seiten manches versehen worden.

Doch es ist nicht unsere heutige Aufgabe, die verschiedenen theologischen Richtungen unserer Kirche in ihren Vorzügen und Mängeln mit einander zu vergleichen. Nur Mißverständnisse und Mißdeutungen gilt es abzuwehren, welche der Anerkennung unseres gemeinsamen evangelischen Glaubensgrundes im Kampfe gegen Rom im Wege stehen. Dieser gemeinsame Glaubensgrund aber besteht **erstens** in dem Glauben an den lebendigen, persönlichen Gott, der

seinen Willen beurkundet hat wie in Natur und Geschichte überhaupt, so insbesondere in seinem Wort, dessen Urkunde die heilige Schrift ist. Er besteht **zweitens** in dem Glauben an die vollkommene Offenbarung Gottes in Jesu Christo, dem alleinigen Mittler zwischen Gott und den Menschen. Er besteht **drittens** in dem großen reformatorischen Grundgedanken von der Rechtfertigung allein aus Gnaden mittelst des Glaubens.

I.

Das Erste also ist der christliche Gottesglaube. Unser Christenglaube ist Glaube an den persönlichen Gott, der unsere Gebete hört und der die Macht und den Willen hat, unsrer Not zu helfen. Jeder andere Gottesbegriff ist ein leeres Verstandesgebilde, welches das Dürsten der Seele nach dem lebendigen Gott nicht zu stillen vermag. Der christliche Gottesglaube und der christliche Vorsehungsglaube gehören untrennbar zusammen. Der Christengott ist ein liebender Vater, dessen fürsorgende Treue auf alle einzelnen Frommen und auf die einzelnsten Geschicke ihres Lebens bezogen ist, in dessen mächtiger Hand sie sich wissen im Leben und im Sterben, und dessen väterliche Führungen denen, die Gott lieben, immer und überall zum Besten dienen. Wohl thun sich hier für unser Denken unlösbare Rätsel auf; wir wissen nicht, wie solche persönliche Führungen der göttlichen Liebe vereinbar sind mit der Unverbrüchlichkeit der göttlichen Ordnung in Natur und Geschichte und mit dem unleugbaren Verflochtensein des menschlichen Lebens in den natürlichen Kausalzusammenhang. Gerade in diesen Tagen werden diese Fragen der Theodicee von den ernstesten Geistern mit neuem Eifer verhandelt. Aber wenn es uns auch nicht vergönnt ist, jene dunkeln Rätsel von Vorsehung und Menschenschicksal zu lösen, das eine wissen wir als Christen, daß es dieselbe Welt ist, welche einerseits einen unverbrüchlichen Zusammenhang alles natürlichen Geschehens aufweist und welche andererseits ganz und unbedingt unter göttlicher Zwecksetzung steht und der Durchführung dieser Gotteszwecke schließlich immer dienen muß, auch wenn unser blödes Auge die höhere Harmonie nicht erkennt, in welcher alle Widersprüche des Lebens sich auflösen.

Gerade die persönliche Beziehung des christlichen Vorsehungsglaubens auf die Individuen und ihre Geschicke macht das eigentliche Merkmal des evangelischen Gottesglaubens im Unterschied vom

römischen aus. Denn der evangelische Christ weiß sich in einem unmittelbar persönlichen Verhältnis zu seinem Gott. Es kommt ihm vor allem darauf an, seiner persönlichen Kindschaft beim himmlischen Vater gewiß zu werden. Der christliche Vorsehungsglaube ist die persönlichste, individuellste Angelegenheit des evangelischen Christen. Wie er der Führung einer persönlichen Vaterliebe in seinem Leben von immer neuen Seiten gewiß wird, so giebt es für ihn auch kein höheres Anliegen, als persönlich seines Verhältnisses zu seinem Gotte gewiß zu werden, mit ihm in unmittelbarem persönlichem Verkehr zu stehen wie das Kind zu dem Vater. Gerade hier thut sich schon die tiefe Kluft auf, welche den evangelischen Gottesbegriff von dem römischen trennt. Die römische Kirche weiß nichts von einem so unmittelbaren persönlichen Verkehr des einzelnen Gläubigen mit seinem Gott, denn sie schiebt sich selbst in die Mitte zwischen den Herrn und die gläubige Seele. Sie darf von solchem Verkehr nichts wissen wollen, denn derselbe würde das unbedingte Abhängigkeitsverhältnis, in welchem diese Kirche die Gläubigen von sich zu halten sucht, und dadurch ihre eigene unbedingte Autorität erschüttern.

Auch der Kampf gegen den Pantheismus ist keineswegs eine der römischen Kirche mit den positiven Richtungen der evangelischen Kirche gemeinsame Angelegenheit. Es ist ja nicht zu leugnen, daß unsre neuere Theologie seit Schleiermacher und Hegel von pantheistischem Sauerteige in bedenklicher Weise durchdrungen gewesen ist, und daß es um so schwerere Mühe und Arbeit gekostet hat, diesen Sauerteig auszufegen, je enger sich mit dem Irrthum gewisse Wahrheitsmomente verbunden haben, auf welche eine wissenschaftlich-theologische Gotteslehre nicht verzichten darf. Noch heute macht man der liberalen Theologie häufig den Vorwurf eines pantheistischen Gottesbegriffs; auch Referent ist von diesem Vorwurf trotz seines wiederholten energischen Protestes nicht verschont geblieben. Es will auch nicht bestritten werden, daß manche Ausdrücke und Wendungen wissenschaftlicher Theologie von solchen, denen die wissenschaftliche Sprache nicht geläufig ist, leicht pantheistisch mißdeutet werden. Man kann ja überhaupt streiten, wie weit es gelingen könne, das überweltliche Wesen Gottes in unsre menschlichen Begriffe zu fassen. Hier ist nur auf fortschreitende wissenschaftliche Verständigung unter allen denen, die einander wirklich verstehen wollen, zu vertrauen. Aber das darf gesagt werden, daß in der heutigen liberalen Theologie nur ganz vereinzelte, immer mehr seitabtretende Kreise noch den alten pantheistischen Irrtum pflegen. Der Gott, den wir mit

allen evangelischen Christen bekennen, ist der persönliche Gott, der Gott, welcher als vollkommener Geist vollkommenes Selbstbewußtsein und vollkommenen Willen hat. Ein bewußtloser und willenloser Gott ist für den christlichen Glauben überhaupt kein Gott.

Weit eher dürfen wir von der römischen Kirche sagen, daß in ihr ein großes Stück Pantheismus steckt. Ich schweige von dem Gottesbegriffe der mittelalterlichen Scholastik und vor allem des römischen Normaldogmatikers Thomas von Aquin, bei dem der lebendige persönliche Gott immer wieder hinter lauter Abstraktionen zu verschwinden droht. Aber in diesem Gottesbegriffe liegt doch immer noch ein wenngleich vereinseitigtes Wahrheitselement. Schlimmer ist die Verdrängung des lebendigen Gottes durch die Kirche, also durch eine irdisch-menschliche Institution, die Vergötterung der Kirche und ihres Lehramtes, die Ausstattung derselben mit Prädikaten, die nur Gott und nicht menschlichen Personen und Institutionen zukommen können. Pantheismus ist Kreaturvergötterung, um derentwillen dem alleinigen Gott die ihm gebührende Ehre entzogen wird; eine Herabziehung des Göttlichen, Übersinnlichen ins Irdische und Sinnliche, eine Erhebung des Irdischen zu überirdischem Werte und überirdischer Geltung. Gerade diese Kreaturvergötterung der römischen Kirche ist's gewesen, gegen welche die schweizerische Reformation von Anfang an ihre schärfsten Waffen gerichtet hat; und auch heute noch ist der Kampf gegen römische Kreaturvergötterung, wie sie in tausend Gestalten uns entgegentritt, eine Pflicht des evangelischen Gewissens.

Mit dem Glauben an die persönlich-göttliche Führung der menschlichen Geschicke steht im engsten Zusammenhang der Glaube an die persönliche Fortdauer. Ohne jenen Ausblick auf eine künftige Vollendung würde die teleologische Betrachtung der Welt und des Lebens immer wieder als ein Hirngespinnst erscheinen gegenüber dem erbarmungslosen Räderwerk des Naturmechanismus. Der Christ aber weiß in der persönlichen Gemeinschaft mit seinem Gott sich zugleich im Besitz des höchsten unzerstörbaren Gutes, dessen er lebend und sterbend gewiß bleibt. Der Glaube an die persönliche Fortdauer, und setzen wir hinzu, an eine zukünftige, individuelle und gemeinsame Lebensvollendung, ist ein nothwendiges, unentbehrliches Stück des Christenglaubens. Wer sich genötigt meint, allerlei naturwissenschaftlichen oder philosophischen Theorien zu Liebe diesen Glauben zu opfern, der beweist damit nur, daß er das höchste im Christenthum gewonnene Gut nicht so hoch schätzt als es geschätzt werden muß, daß also seinem Christenglauben in diesem Stücke ein wesentlicher Mangel anhaftet. Die persönliche

Fortdauer ist wissenschaftlich weder zu beweisen noch zu widerlegen; aber sie ist Glaubensgegenstand, ein notwendiges Bestandteil christlich-teleologischer Weltanschauung. Auch an diesem Punkte darf ich versichern, daß in der sogenannten liberalen Theologie nur noch ganz vereinzelte Stimmen die persönliche Fortdauer bestreiten oder ungewiß lassen. Auch in diesem Stücke sind die christlich-teleologischen Gesichtspunkte bei den Liberalen zu immer rückhaltloserer Anerkennung gekommen.

Dagegen muß auch hier daran erinnert werden, daß der evangelische Glaube an die persönliche Fortdauer doch einen ganz anderen Inhalt hat als der, welcher in der römischen Kirche zu finden ist. Nicht die nackte persönliche Forterxistenz nach dem Tode als solche, sondern das volle reale Leben in der persönlichen Gemeinschaft mit Gott macht den Kern des evangelischen Unsterblichkeitsglaubens aus. Gerade dieser Kern aber wird weggeworfen, wenn man, wie in der römischen Lehre, die Zukunft auch des frömmsten Christen ins Ungewisse stellt und der Kirche die Macht einräumt, über die Geschicke der Menschen nach dem Tode zu entscheiden. Die römische Lehre von dem Fegefeuer und von den Machtmitteln der Kirche, welche auch ins Fegefeuer hineinreichen, steht im unversöhnlichen Gegensatze zu dem evangelischen Glauben, daß wir, wenn wir aus dieser Welt scheiden, bei Christo sein werden, und daß keine Macht der Welt uns von der Liebe Gottes in Christo zu scheiden vermag.

II.

Der Gott, den der Christ seinen himmlischen Vater nennt, er hat sich uns offenbart manchmal und auf mancherlei Weise, vor allem aber durch seinen Sohn Jesum Christum. Die Urkunde dieser Offenbarung ist die heilige Schrift. Auf den Zeugnissen und Vorbildern der heiligen Schrift baut unser ganzer evangelischer Glaube sich auf. Wir nennen sie Gottes Wort, insofern sie Gottes geschichtlich offenbarten Willen an die Menschen, sein heiliges Gesetz, aber auch seinen Gnadenwillen für die Menschen uns kundthut, wie er, in den Führungen des alten Bundesvolkes vorbereitet, in Christo voll offenbart ist. Der Höhepunkt aller Gottesoffenbarung ist die Person Jesu Christi, deren Wort und Bild uns nirgendswo als in der heiligen Schrift urkundlich beglaubigt ist.

Dies führt uns alsbald auf den zweiten Punkt unserer Betrachtung. Wie der Höhepunkt aller Gottesoffenbarung, so ist Christus auch der ganzen heiligen Schrift Lebenskern und Mittelpunkt. In der Botschaft von ihm und von der in ihm offenbarten versöhnenden und erlösenden Gottesgnade faßt sich das seligmachende Gotteswort, das trostreiche Evangelium zusammen. Das ist es, worauf der evangelische Protestantismus von Anfang an hingedrängt hat, die Botschaft von der Gnade Gottes in Christo in ihre von der Papstkirche verkümmerte und verdunkelte Stellung wieder einzusetzen. „Die reine Predigt des göttlichen Worts", „das lautere Evangelium", so lautet das Feldgeschrei der Reformation gegen Rom. Dieses lautere Evangelium aber ist nichts anderes als die Botschaft von der Gottesoffenbarung in Christo als einer großen geschichtlichen Thatsache, ja der größten Thatsache, die sich überhaupt, seit es eine Geschichte giebt, unter den Menschen ereignet hat. Auf dieser geschichtlichen Thatsache baut unser ganzer Christenglaube sich auf.

Jener vorhin erwähnte Lessing'sche Satz von den zufälligen Geschichtswahrheiten, auf die man keine ewigen Vernunftwahrheiten gründen dürfe, hat keine Geltung zu beanspruchen, wenigstens sofern er zur Entwertung des Geschichtlichen im Christentum verwendet werden will; denn im Christentum handelt es sich eben nicht blos um allgemeine Vernunftwahrheiten. Wohl kennt auch das Christentum ewige Ordnungen Gottes, denen alles Geschichtliche nur zur Verwirklichung dient. Aber die ewige Objektivität des göttlichen Heils- und Gnadenwillens ist für uns eben nur als geschichtliche Objektivität offenbart. Im geschichtlichen Menschenleben giebt Gott den Menschen sich kund in geschichtlichen Thatsachen und Ereignissen, in denen der Mensch der Gegenwart Gottes inne und seiner gnädigen Führungen gewiß wird. Diese Thatsachen können Thatsachen des äußeren, sie können auch Thatsachen des inneren Lebens des Frommen sein, aber nur diejenigen inneren Erlebnisse, welche im lebendigen Zusammenhange stehen mit den geschichtlichen Thatsachen im gemeinsamen Leben, können sich als ächte religiöse Erfahrungen beglaubigen.

So ist es die gewaltige Objektivität der geschichtlichen Gottesoffenbarung in Christus, auf welche der evangelische Christ die Gewißheit seines Glaubens gründet. Auf Thatsachen, nicht auf abstracten Begriffen baut der Christenglaube sich auf. Wenn die liberale Theologie in früheren Zeiten die Neigung verriet, die geschichtliche Betrachtung des Christentums hinter eine abstrakt-philosophische zurückzustellen, so ist doch auch diese

Einseitigkeit immer mehr im Verschwinden begriffen. Allerdings behält das Streben sein Recht, das ewige Heilsgut, welches uns in Christus erschlossen ist, auch auf einen allgemein giltigen Ausdruck zu bringen, der als solcher nichts Geschichtliches ist. Aber dieses ewige Heilsgut ist für die christliche Gemeinde eben nur als geschichtliche Thatsache da. Der ewige Versöhnungswille Gottes offenbart sich als geschichtliche Thatsache immer erst in dem geschichtlichen Versöhnungswerk, in welchem thatsächlich das dem ewigen Zwecke Gottes entsprechende, vollkommene religiöse Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen, und zwar ausdrücklich als Wechselverhältnis verwirklicht worden ist. Dieses religiöse Verhältnis selbst ist nichts Geschichtliches; das Verhältnis der vollkommenen Kindschaft bei Gott, des Friedens mit Gott und der Liebesgemeinschaft mit Gott ist das ewige religiöse Ideal, welches in uns allen wirklich werden soll. Aber dieses Ideal konnte erst wirklich werden, seitdem in der Person Jesu Christi vollkommenes gottmenschliches Leben in die Welt getreten ist.

Man hat der liberalen Theologie vorgeworfen, daß für sie nicht Christi Person, sondern ein abstraktes Prinzip das Erlösende sei. Auch hier muß zugestanden werden, daß es an Einseitigkeiten, welche diesen Verdacht hervorrufen mußten, nicht gefehlt hat. Man hat den ewigen Gehalt des in Christo offenbarten Heiles unabhängig zu ergreifen gesucht von der geschichtlichen Person, wie man etwa theoretische Erkenntnisse, welche zunächst durch eine bestimmte Person gewonnen worden sind, weiter pflanzen kann, auch ohne des Entdeckers zu gedenken. Aber man vergaß, daß es sich im religiösen Verhältnisse vor allem um das persönliche Leben handelt; man vergaß, daß die religiöse Wahrheit überhaupt nur als Erfahrungsthatsache ein Gegenstand der Erkenntnis für uns zu werden vermag; man vergaß, daß das religiöse Prinzip der Gotteskindschaft, um eine Lebensmacht in der Gemeinde werden zu können, zuerst als geschichtliche Thatsache in einer grundlegenden, schöpferischen Persönlichkeit in die Welt treten mußte. Und was das Wichtigste ist, man vergaß weiter, daß es sich bei der Offenbarung in Christo doch nicht bloß um die Darstellung des vollkommenen religiösen Verhältnisses des Menschen zu Gott, sondern zuerst und vor allem um die vollkommene Offenbarung des göttlichen Versöhnungswillens an die Menschen handelt. Erst in derjenigen geschichtlichen Persönlichkeit, welche als Trägerin der Offenbarung Gottes ebenso Gott den Menschen gegenüber vertritt, wie sie als Urbild gottmenschlichen Lebens die Menschen vor Gott

vertritt, erst in dieser geschichtlichen Persönlichkeit ist die christliche Gemeinde ihrer Versöhnung und Erlösung, des neuen Verhältnisses der Gotteskindschaft und Gottesgemeinschaft gewiß geworden. Diese einzigartige Stellung in der Menschengeschichte sichert der Person Christi ihre einzigartige, bleibende religiöse Bedeutung, die durch ein abstraktes Prinzip wahrhaftig nicht aufgewogen werden kann. Das ist die Position, zu welcher auch die liberale Theologie der Gegenwart in der entschiedenen Mehrheit ihrer Vertreter hindurchgedrungen ist. Mag man streiten über die Bedeutung der metaphysischen Aussagen, durch welche die alte Kirche die Realität der vollkommenen Gottesoffenbarung in Christo sicherzustellen versuchte; mag man streiten, ob man ein Recht habe, das Prädikat der Gottheit Christi in einem anderen als dem herkömmlichen metaphysischen Sinn zu gebrauchen: darüber stimmen heute alle ernsten evangelischen Richtungen ohne Ausnahme überein, daß Gott allein in Christo vollkommen offenbar ist, daß wir nur in ihm in Gottes Vaterherz, in sein innerstes Liebewesen hineinschauen. Wenn auch über die Bedeutung des Ausdruckes „Gottheit Christi" gestritten wird, die Gottheit in Christo wird von den verschiedensten evangelischen Richtungen einmütig bekannt.

So stehen auch in diesem allerwichtigsten Stücke gemeinchristlichen Glaubens die Evangelischen der verschiedensten Schulen zwar nicht, was die theologische Formulierung betrifft, wohl aber, was den spezifisch-religiösen Glaubensgehalt ausmacht, auf gemeinsamem Boden. „Christus allein" lautet unser Feldgeschrei, Christus allein der Mittler zwischen Gott und den Menschen, Christus allein der Ursächer und Bürge unseres Kindschaftsverhältnisses beim Vater und damit unserer ewigen Seligkeit. „Der am Kreuz ist meine Liebe und sonst nichts auf dieser Welt" — dieses Wort ist aus der ächtesten evangelischen Grundstimmung heraus geredet. „Christus, der ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn", wenn ich ihn nur habe, dann achte ich alles andere für Schaden; denn in ihm habe ich auch den Vater, der Vater unseres Herrn Jesu Christi ist in ihm auch unser Vater.

Gerade hier aber thut sich wieder die tiefste Kluft auf zwischen dem gemeinsamen evangelischen Glaubensgrunde und der römischen Lehre. Ein persönliches Verhältnis zu Christo ist nach römischen Anschauungen dem Einzelnen ebensowenig möglich wie zu Gott. Immer wieder drängt sich die Kirche dazwischen als die eigentliche Mittlerin zwischen Gott und den Menschen. Christus ist ebenso wie Gott-Vater in unnahbare Ferne gerückt. Dafür drängt die

Schaar der heiligen Nothelfer sich hervor, mit denen sich der römische Katholik im Gottesdienst wie im täglichen Leben so viel zu schaffen macht, daß Gott und Christus darüber vergessen werden. Die Verehrung der Heiligen aber, ihre Anrufung in aller leiblichen und geistlichen Not, ist eine Schmälerung des Verdienstes Jesu Christi, auf dem allein die Gewißheit unseres Friedens mit Gott beruht. Vollends die neueste Form des römischen Heiligenkultus, die überschwängliche Marienverehrung, ist auf dem besten Wege dazu, das Christentum tief in den Schlamm heidnischen Wesens hinabzuziehen.

III.

Doch es wird Zeit, auf den letzten entscheidenden Punkt zu sprechen zu kommen, in welchem unser gemeinsamer evangelischer Glaubensgrund im Kampfe gegen Rom zum Ausdruck kommt. Es ist die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein. Die evangelische Rechtfertigungslehre, so lange Zeit misdeutet, miskannt und leider auch von Protestanten bekämpft, sie bildet gleichwohl die eigentliche Parole der evangelischen Christenheit. In ihr haben unsere Reformatoren ihr unter Zittern und Zagen für der Seelen Seligkeit neugewonnenes Schriftverständnis zusammenfaßt, und seit der Reformationszeit bis zum heutigen Tag ist dieselbe Lehre die wichtigste Unterscheidungslehre zwischen der Kirche des Evangeliums und der römischen Papstkirche geblieben. In ihr faßt sich der große religiöse Gegensatz des evangelischen Protestantismus gegen Rom in seiner letzten, äußersten Spitze zusammen. Und Gott sei Dank, daß wir sagen dürfen: es giebt heute wohl keinen einzigen, irgend nennenswerten evangelischen Theologen mehr, der die evangelische Rechtfertigungslehre bestritte oder im römischen Sinne misdeutete.

Im Gegensatz zu der römischen Lehre vom Bußsakrament, welche den um sein Seelenheil bekümmerten Christen immer nur auf die priesterliche Absolution und auf die priesterlich auferlegten Werke der Genugthuung verwies, hatte Luther nach harten inneren Kämpfen Frieden und Trost in dem Worte des Propheten gefunden: „Der Gerechte wird auf Grund seines Glaubens leben.“ Nicht die Werke, sei es nun das Narrenspiel priesterlich auferlegter Bußleistungen, seien es selbst wahrhaft gute, aus frommer Gesinnung gethane Werke, machen den Menschen vor Gott gerecht, sondern allein der Glaube, welcher die in Christo dargebotene, versöhnende und erlösende Gottesgnade ergreift. Damit ist das Christentum

wieder in seinem tiefsten und reinsten Wesen gegenüber jeder jüdischen wie heidnischen Verderbnis erkannt. Das Christentum ist seinem Wesen nach Evangelium, frohe Botschaft von der in Christo erschienenen Gottesgnade, die jedem dargeboten wird, der sie mit einem sehnsüchtigen, demütigen, vertrauensvollen Herzen ergreift. Rechtfertigung aus dem Glauben allein heißt nichts anderes, als des göttlich dargebotenen Trostes der Versöhnung gewiß werden, einfach dadurch, daß ein heilsbegieriges Herz diesen Trost auf sich zieht im lebendigen Glauben, und auf ihn allein, nicht auf eigenes Können und Verdienen vertraut.

Man hat die evangelische Rechtfertigungslehre lange mißverstanden, weil man in ihr eine Lösung der Frage suchte, wie Gott lediglich um des Glaubens willen einen Sünder für einen Gerechten d. h. für einen sittlich Vollkommenen erklären könne. Aber gerade diese Fragstellung ist ein Rest des römischen Sauerteigs, der erst in unseren Tagen völlig aus der evangelischen Kirche ausgefegt ward. Es handelt sich bei der Rechtfertigung aus dem Glauben gar nicht um die Frage nach dem Hergange unserer sittlichen Erneuerung, sondern um etwas, das aller sittlichen Erneuerung vorangehen muß und sie überhaupt erst ermöglicht. Es handelt sich lediglich um die Grundfrage der Reformation, nach dem festen und gewissen Gnadentroste, der unter den Schrecken des Gewissens einem bekümmerten Menschenherzen zu Teil wird. Wie werde ich armer Sünder eines gnädigen Gottes gewiß? Wie wird mir in Mitten meiner Sünde und Schuld der Trost der Sündenvergebung zu eigen? Das ist die religiöse Grundfrage, auf welche die evangelische Rechtfertigungslehre Antwort giebt. Es handelt sich in ihr um die Versicherung unseres Gnadenstandes, um die Gewißheit unseres Friedens und unserer Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater, trotz unserer Sünde und Schuld, die sich immer wieder zwischen Gott und das Menschenherz stellt und uns immer wieder von dem Vaterherzen Gottes entfernt.

Die römische Lehre gebietet dem Menschen in seiner Gewissensnot teils auf die Gnadenschätze der Mutter-Kirche, die ihn bei Gott zu vertreten vermöge, teils auf seine eigenen Werke und Verdienste zu vertrauen. Aber die äußere Unterordnung unter die Kirche und ihre Satzungen giebt dem bekümmerten Gewissen keinen Trost. Die Vermittlung der Kirche hilft nichts, wo ein bekümmertes Herz unmittelbar nach Frieden mit Gott verlangt. „An dir allein hab' ich gesündigt", so klagt die schuldbewußte Seele zu Gott in ihrer Not;

Gott allein, kein Mensch, kein Priester, keine Kirche, kann ihr den Trost geben, wo es gilt, das gestörte persönliche Kindschaftsverhältnis zum Vater wieder herzustellen.

Ebensowenig als das Angebot der Mutter-Kirche, den Sünder mit Gott zu versöhnen, nützt der Hinweis auf unsre eigenen guten Werke und Leistungen. Denn all' unsre guten Werke sind mit Sünde befleckt, all' unsre Heiligung, und sei sie noch so ernst, bleibt unvollkommenes Stückwerk, welches vor der Majestät des göttlichen Gesetzes nicht zu bestehen vermag. Gute Werke können die Seligkeit nicht verdienen, Gott gefällige Werke thut nur der, welcher mit Gott versöhnt ist und im Gnadenstande steht, Werke, Gott gefällig nicht um ihrer selbst willen, sondern um der Person willen, welche sie thut. Denn wie Doctor Luther sagt, nicht gute fromme Werke machen einen guten frommen Mann, aber ein guter frommer Mann thut gute fromme Werke.

Nach beiden Seiten hin thut sich wieder ein tiefer Gegensatz zwischen evangelisch und römisch auf. Hier das Vertrauen allein auf den lebendigen Gott und auf den, in welchem uns die Versöhnung offenbart ist, auf Jesum Christum. Dort die äußere Devotion gegen die Mutter-Kirche als unbedingte Autorität, als unvermeidliche Mittlerin zwischen Gott und dem Menschen: hier das Vertrauen allein auf die göttliche Gnade, wie sie in Christo geoffenbaret ist, dort das angelegentliche Bemühen, durch menschliche Leistungen Gottes Lohn zu verdienen, und als notwendige Folge davon Selbstgerechtigkeit und Werkgerechtigkeit, jüdischer Sauerteig in Mitten der Christenheit.

Der Kern der evangelischen Rechtfertigungslehre ist und bleibt die *Gewißheit unseres Gnadenstandes* bei Gott. Diese Gewißheit wird gewonnen, indem der Christ im freudigen Glauben den objektiv-göttlichen Gnadentrost, wie er in Christo offenbart ist, ergreift. In Christo tritt Gott als ein versöhnter, als ein gnädiger Gott an uns heran und bietet uns seinen Liebesgruß. In Christo treten hinwiederum wir in Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater; im Vertrauen auf den Sohn werden wir auch der versöhnenden Gnade des Vaters von Neuem gewiß. Dieses Verhältnis zu Christo und in Christo zum Vater ist ein unmittelbares persönliches Liebesverhältnis, bei welchem es keiner anderen Mittlerschaft als der des einigen Mittlers Jesu Christi bedarf. Erst in der Gemeinschaft mit Christo wissen sich die evangelischen Christen auch als Glieder der christlichen Kirche. Es handelt sich

in erster Linie nicht um ein Verhältnis der Kirche zu Christo und um ein Verhältnis der Einzelnen zur Kirche, in welchem zugleich ihr Verhältnis zu Christo gegründet wäre; sondern es handelt sich um ein persönliches, ein individuelles Verhältnis, in welchem die Seele mit ihrem Herrn allein ist und im stillen Herzenskämmerlein seiner Gnadengegenwart gewiß wird. Die Zugehörigkeit zur Kirche kommt für uns immer erst in zweiter Linie zu stehen. Bei Christo sein ist wichtiger als in die Kirche sich einrechnen.

Und hiermit hängt auch das Letzte und Größte zusammen. Die evangelische Rechtfertigungslehre ist die schriftmäßige Form, in welche die evangelische Kirche ihr höchstes und wichtigstes Anliegen, das Verlangen nach individuell-persönlicher Heilsgewißheit des einzelnen Christen, gekleidet hat. Ich will Frieden haben mit meinem Gott, ich will Gewißheit haben, daß mir meine Sünden vergeben sind, daß ich einen gnädigen barmherzigen Gott, einen liebenden Vater im Himmel habe. So wird denn auch der Trost der Sündenvergebung dem Gläubigen persönlich zu eigen gegeben; er wird ihm unmittelbar ins Herz hineingesprochen und in seinem Herzen versiegelt als eine große göttliche Gewißheit. Das ist das Zeugnis des heiligen Geistes, von welchem unsere Reformatoren reden: ein Zeugnis, welches der lebendige Gott selbst unmittelbar persönlich im persönlichen Menschenherzen ablegt.

Die römische Kirche bezeichnet diese persönliche Gewißheit der Evangelischen als eine eitle, leere Zuversicht der Häretiker, und bis heutigen Tages sind noch gar manche geneigt, in dem, was gerade den Hauptpunkt der evangelischen Rechtfertigungslehre ausmacht, etwas Schwarmgeistiges zu sehen. Rom weiß recht gut, warum es dem Einzelnen diese persönliche Zuversicht rauben will; wenn der einzelne Christ mit frei erhobenem Haupte in unmittelbar persönlicher Gemeinschaft mit seinem himmlischen Vater steht, dann ist es mit allen hierarchischen Herrschaftsgelüsten vorbei. Wer durch Christum zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes gelangt ist, der läßt sich nicht abermals in das knechtische Joch fangen.

Das ist der gemeinsame evangelische Glaubensgrund, auf welchem wir stehen. In der Rechtfertigung aus dem Glauben allein faßt sich das ganze evangelische Christentum in seinem Herzpunkte zusammen; denn in diesem großen reformatorischen Grundsatze kommt das lautere Evangelium selbst zu seinem reinen unverkümmerten Ausdruck. In diesem Grundsatze ist beides zusammengefaßt: zum ersten die rechte schriftgemäße Auffassung des Christen-

tums als reiner Gnadenreligion gegenüber aller Gesetzestreiberei und Werkgerechtigkeit, und zwar als der geschichtlichen Religion von der in Christo dem eingebornen Sohne Gottes erschienenen göttlichen Gnade; zum andern aber die rechte religiöse Stellung des Individuums zu seinem Herrn als ein freies persönliches Kindschaftsverhältnis zum himmlischen Vater. Nach beiden Seiten hin besteht zwischen Evangelischen heute kein Gegensatz; nach beiden Seiten hin aber steht unser Glaube und mit ihm das lautere Evangelium selbst in dem unzweideutigsten Widerspruche gegen Rom. Und darum dürfen wir so lange nicht aufhören zu kämpfen, als der Papst die Predigt des Evangeliums nicht dulden will. Darum dürfen wir aber auch nicht aufhören, uns immer aufs Neue ins Bewußtsein zu rufen, wo unsere Stärke liegt im Kampfe wider Rom, heute wie ehedem in den Tagen der Reformation. Unsere Stärke liegt im göttlichen Wort, im Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo. Das Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben. Amen.

Flugschriften
des
Evangelischen Bundes.
Herausgeber: Prof. D. Leop. Witte in Pforta.

38.
(IV. Serie, 2).

Gegen römisch-katholische Wiedertaufe.

Von

Professor D. Leopold Witte.

Leipzig 1890.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von Carl Braun.

Preis 15 Pfg.

Die dritte Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Eisenach hat am 3. Oktober 1889 unter anderem folgende Resolution gefaßt:

„Der jüngst veröffentlichte Hirtenbrief der deutschen Bischöfe aus Fulda behauptet, daß in der römischen Kirche die Taufe nur in solchen Fällen wiederholt werde, in welchen über die Giltigkeit der Taufe begründete Zweifel bestehen.

Indessen sind neuerdings gelegentlich des Übertritts evangelischer Christen zur römischen Kirche Fälle bekannt geworden, in denen die Wiederholung der Taufe angeordnet wurde, obwohl dieselbe bereits ordnungsmäßig vollzogen war, und dies durch einfache Nachfragen an zuständiger Stelle hätte festgestellt werden können.

Wir erheben gegen ein derartiges Verfahren als eine Verletzung der evangelischen Kirche und eine Beeinträchtigung des interkonfessionellen Friedens Protest."

In Bezug auf diese Resolution brachten die „Germania" vom 8. Oktober 1889 II. und das „Mainzer Journal" vom 10. Oktober folgende gleichlautende Bemerkung:

„Die Resolution sagt die Unwahrheit, indem sie behauptet, es lägen Fälle einer unrechtmäßigen Wiedertaufe von katholischer Seite vor; mögen die Herren doch die ‚bekanntgewordenen' (!) Fälle namhaft machen! Solchen allgemein gehaltenen Verdächtigungen gegenüber hat man nur das gleiche Gefühl wie gegenüber anonymen Verleumdungen!"

Hätte derjenige, welcher beiden Zeitungen diese Mitteilung machte, sich die Mühe gegeben, etwas eingehendere Erkundigungen einzuziehen, so würde er leicht haben in Erfahrung bringen können, daß die Versammlung ihre Resolution nicht ins Blaue hinein gefaßt hat, sondern daß derselben von dem Schreiber dieser Zeilen in eingehender Begründung das Material zur Beurteilung der in Rede stehenden Fälle unter Namennennung der Beteiligten vorgelegt worden ist. Der Vergleich mit „anonymen Verleumdungen" würde dann wohl unterblieben sein. Indessen giebt er nunmehr dem Verfasser eine willkommene Gelegenheit, sich mit seinen Nachweisungen an ein weiteres Publikum zu wenden. Und darin liegt immerhin ein Gewinn, für welchen der Dank jenen zwei ultramontanen Zeitungen nicht vorenthalten bleiben soll.

Ehe wir an die Darlegung der „bekannt gewordenen Fälle" selbst herangehen, seien einige Bemerkungen über die römische Lehre von der Taufe vorausgeschickt.

Der römische Katechismus Papst Pius' V. erklärt in seinem zweiten Teil Nr. 55, daß die Taufe überhaupt niemals wiederholt werden könne. Allerdings ist die Möglichkeit denkbar, daß Zweifel entstehen, ob die Taufe wirklich stattgefunden habe. Dann aber hat der administrierende Geistliche die Formel zu gebrauchen: „Wenn du getauft bist, taufe ich dich nicht wieder; wenn du aber noch nicht getauft bist, so taufe ich dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" (56). Es wird jedoch ausdrücklich hinzugefügt (57): „Hierbei haben die Pfarrer sorgfältig Einiges zu beachten, wogegen fast täglich nicht ohne sehr große Beeinträchtigung des Sakraments gesündigt wird. Denn es fehlt nicht an solchen, die da meinen, es könne kein Verbrechen sein, wenn sie jeden ohne Unterschied mit jener Bedingung taufen. Daher glauben sie, wenn ihnen ein Kind gebracht wird, daß sie gar nicht erst nachzuforschen brauchen, ob es zuvor getauft ist, sondern erteilen ihm sofort die Taufe; ja sogar, wenn sie erfahren haben, daß im Hause das Sakrament vollzogen ist, stehen sie nicht an

die heilige Abwaschung in der Kirche unter Anwendung heiliger Ceremonien mit Hinzufügung jener Bedingung vorzunehmen. Das können sie aber nicht ohne Schändung des Heiligen (sacrilegium) thun und laden den Makel auf sich, welchen die Theologen eine Unregelmäßigkeit nennen. Denn jene Form der Taufe ist nach der Verordnung Papst Alexanders nur bei denen zulässig, in betreff deren es trotz sorgfältiger Erkundigung dennoch zweifelhaft bleibt, ob sie die Taufe ordnungsmäßig empfangen haben. Im übrigen ist es niemals erlaubt, auch nur bedingungsweise jemandem die Taufe wiederholt zu erteilen."

Das Tridentinische Konzil bestimmt in seiner 7. Sitzung Canon 4: „Wenn jemand sagt, eine Taufe, welche auch von Häretikern im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und mit der Absicht das zu thun, was die Kirche thut, vollzogen wird, sei keine wahre Taufe, der sei verflucht." Hierbei besteht die Voraussetzung, daß die von Ketzern erteilte, in Form (auf den Namen des dreieinigen Gottes) und Materie (mit Wasser) korrekt vollzogene Taufe den Täufling in die katholische Kirche aufnehme, so daß in solcher Weise getaufte Häretiker, wenn sie später von ihrem „häretischen Irrtum" sich bekehren, nun in den Schoß der katholischen Kirche „zurückkehren". Eine Anmaßung, welche Pius **IX.** in seinem bekannten Briefe an Kaiser Wilhelm vom 7. August 1873 zum naiven Ausdruck gebracht hat, indem er dem protestantischen Hohenzoller erklärte, daß jeder, welcher die Taufe empfangen habe, in irgend einer Weise dem Papste angehöre.

Die angeführten Worte aus dem Römischen Katechismus beweisen, daß man auf katholischer Seite schon im sechzehnten Jahrhundert mit der Wiederholung der Taufe nicht eben ängstlich verfuhr. Doch trat zufolge dieser Bestimmungen eine vorsichtigere und mildere Praxis ein, welche erst in unserem Jahrhundert im Zusammenhange mit dem Anwachsen der ultramontanen Bewegung wieder einem rücksichtsloseren Verfahren Platz machte.

Schon im Jahre 1860 hatte ein Provinzialkonzil von Köln Veranlassung, über „die bedingungsweise Wiederholung der Taufe“ Bestimmungen zu treffen. Dieselben lauten: „Wenn ein Zweifel entstanden sein sollte, ob eine Taufe giltig erteilt ist, so muß die Sache untersucht werden; und lediglich wenn ein Grund zu vernünftigem Zweifel sich findet, ist die Taufe zu wiederholen, vorher jedoch der Bischof um Rat zu fragen, es sei denn, daß Todesgefahr drohe. Da nun in der gegenwärtigen Zeit die Nichtkatholiken die Taufe nicht selten so erteilen, daß an ihrer Giltigkeit mit Recht gezweifelt werden muß, so sind die in Betracht kommenden örtlichen und persönlichen Umstände genau zu beachten und zu erwägen, und wenn der Zweifel nicht schwindet, so ist die Taufe bedingungsweise zu wiederholen. So oft es sich aber um eine Taufe handelt, welche von solchen Gesellschaften erteilt wird, die sich deutsch-katholisch oder freie Gemeinden nennen, ist die Taufe stets zu wiederholen.“

Daß man in der Zeit der sechziger Jahre auf evangelischer Seite sich mit Grund über Rücksichtslosigkeiten der römischen Praxis auf diesem Gebiete beklagen durfte, beweist ein Erlaß des Königl. Konsistoriums der Rheinprovinz vom 7. Mai 1863. Derselbe lautet:

„In den letzten Jahren sind mehrere Fälle vorgekommen, in welchen katholische Geistliche an Personen, die bereits früher in der evangelischen Kirche getauft waren, bei ihrem resp. ihrer Eltern Übertritt in die katholische Kirche die Taufe wiederholt haben. Die von den betreffenden Geistlichen vorgebrachte Entschuldigung, daß in jenen Fällen Grund zu der Annahme vorgelegen habe, daß die erste, von den evangelischen Geistlichen verrichtete Taufe nicht eine nach Materie und Form giltig vollzogene gewesen sei, hat sich nach näherer Ermittelung als haltlos und als eine unwahre Verdächtigung der beteiligten evangelischen Geistlichen herausgestellt, daher es dem evangelischen Oberkirchenrat möglich gewesen ist, gegen jene Ungebühr, welche den confessionellen Frieden in Kirche und

Staat in bedenklicher Weise zu bedrohen geeignet ist, nicht ohne Erfolg den Schutz des Staates anzurufen.

„Bei der Wichtigkeit dieser Angelegenheit veranlassen wir die Herren Geistlichen der Provinz, von jedem ferneren Falle einer derartigen Taufe, welche zu ihrer Kenntnis gelangen sollte, nach möglichst genauer und vollständiger Feststellung des Thatbestandes uns sofort durch Vermittlung des betreffenden Herrn Superintendenten Anzeige zu machen."

So viel zur vorläufigen Orientierung. Und nun zu den einzelnen Fällen, die aus den letzten Jahren „bekannt geworden" sind. Ohne Namennennung sind die beiden ersten zu erwähnenden, bereits im „Rheinisch-westfälischen Gustav-Adolf-Blatt" und in der Hugo Klein'schen Broschüre „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins Nr. 79: Die Taufe der Konvertiten" von Pfarrer Terlinden in Duisburg veröffentlicht. Der zweite und dritte Fall ist unter Mitteilung sämtlicher Namen und Akten in der „Westdeutschen Zeitung" besprochen; den vierten teilen wir hier zum erstenmale öffentlich mit. Daß noch andere, nicht zur weiteren Kenntnis gekommene ähnliche Vorgänge sich zugetragen haben, ist durchaus nicht ausgeschlossen. Auf einige deutet die Terlinden'sche Schrift hin, die hier ausdrücklich zur Kenntnisnahme empfohlen wird.

1. Im Herbst 1885 wurde ein Kind des Kupferschmieds Hönke zu Blerichen bei Bedburg, nachdem es am 25. November 1883 durch den evangelischen Pfarrer Cronemeyer zu Bremerhaven nach dem Taufscheine „vorschriftsmäßig, also mit Wasser und auf den Namen des dreieinigen Gottes," die christliche Taufe empfangen hatte, von dem römisch-katholischen Hilfsgeistlichen Bergemann in Kierdorf wiedergetauft.

Der evangelische Pfarrer Obertüschen in Kirchherten, der die Vikariatsgemeinde Elsdorf-Bergheim mit bediente, machte bei dem Königl. Konsistorium die pflichtmäßige Anzeige von dem Vorfall. Er erhielt nur einen Randbescheid durch den Superin-

tendenten Bartelheim in Köln „mit dem ergebensten Bemerken, daß nach einer Mitteilung des Herrn Ministers der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten die betreffende Wiedertaufe durch alle Instanzen verfolgt worden sei, die Verhandlungen aber zu keinem Resultate geführt haben, da der katholische Pfarrer behaupte, die Taufe nur sub condicione vollzogen zu haben. Die ganzen Verhandlungen sind hiermit leider beendigt." Ob in diesem Falle der Erzbischof von Köln die Wiedertaufe angeordnet hat, ist nicht ermittelt worden.

2. Ein Jahr darauf war es ein Erwachsener, der die zweite Taufe erhielt. Der Knecht Friedrich Tiggemann, unehelicher Sohn einer unehelich geborenen Mutter, der Helena Tiggemann, geb. am 8. April 1869 zu Immenhausen im Regierungsbezirk Kassel, diente bei dem Ackerer Kornelius Keime zu Harfereiche. Seine Dienstherrschaft hatte ihn von der Landstraße der vagabondierenden Mutter abgenommen. Wie das Gespräch ging, war ihm für den Fall des Uebertritts ein neuer Anzug in Aussicht gestellt worden. Ob dies mit der Wahrheit besteht, kann nicht versichert werden. Jedenfalls erhielt er von dem römischen Hilfspriester Unkelbach Unterricht und wurde am 24. Oktober 1886 unter Assistenz zweier Zeugen, des Rektors Scheidweiler und des Küsters Heinrich Koch, in der katholischen Pfarrkirche zu Bergheim noch einmal getauft.

Der römische Priester selbst hatte durch den Küster Heinrich Koch unter dem 7. September 1886 vom evangelischen Pfarramte zu Immenhausen sich einen Taufschein des Tiggemann erbeten. (Übrigens stammte Brief und Unterschrift von der eigenen Hand des Pf. Unkelbach; derselbe scheute sich wohl, an ein evangelisches Pfarramt mit seiner Namensunterschrift sich zu wenden). Der ihm unter dem 29. November zugesandte mit dem Amtssiegel versehene Taufschein hatte folgenden Wortlaut:

„Auszug aus dem Taufbuche der evangelisch-reformierten Gemeinde Immenhausen, Kreis Hofgeismar, Regierungsbezirk Kassel. Seite 227, Nr. 1375.

In der hiesigen Gemeinde wurde am 18. April 1869 getauft

Friedrich Tiggemann,

der am 5. April 1869 geborene uneheliche Sohn der Helena Tiggemann, einer unehelichen Tochter der Anna-Elisabeth Tiggemann. Pate: die Hebamme trug das Kind vor.

Solches wird auf Grund des Taufbuches mit dem Bemerken bescheinigt, daß die Taufe nach den heiligen Ordnungen der Kirche auf den Namen des dreieinigen Gottes vollzogen ward.

Der Pfarrer: (gez.) Vilmar."

Eine größere Mißachtung der von einem evangelischen Geistlichen vollzogenen Taufe, als die Wiedertaufe nach einem solchen amtlichen Atteste kann kaum gedacht werden.

Wieder wandte sich Pfarrer Obertüschen beschwerdeführend an seine kirchliche Behörde. Das Königliche Konsistorium zu Coblenz reichte seine Beschwerde bei dem Evangelischen Oberkirchenrat ein. Dieser übergab sie dem Kultusminister, welcher den Oberpräsidenten der Rheinprovinz aufforderte, den Erzbischof von Köln, Dr. Crementz, über die Angelegenheit berichten zu lassen.

Das Schreiben des Herrn v. Bardeleben an den Erzbischof vom 9. Februar 1887 lautete folgendermaßen: „Nach einer hierher gelangten Mitteilung hat der inzwischen nach Immenrath im Kreise Erkelenz versetzte katholische Pfarrer Unkelbach zu Bergheim den seitens des evangelischen Geistlichen zu Immenhausen am 18. April 1869 kirchenordnungsmäßig getauften Ackerknecht Friedrich Tiggemann zu Harsereiche am 24. Oktober v. J. in der Pfarrkirche zu Bergheim nochmals getauft. Ueber die rite vollzogene erste Taufe des ꝛc. Tiggemann konnte der Pfarrer Unkelbach nicht im Zweifel sein, da der als Taufzeuge genannte Ackerer und katholische Küster Koch zu Bergheim im Auftrage oder doch unter Mitwissenschaft des Pfarrers unter dem 7. September d. J. von dem

evangelischen Pfarrer in Immenhausen einen Taufschein für Tiggemann erbeten und denselben auch erhalten hat.

„Unter Bezugnahme auf mein, einen ähnlichen Fall betreffendes Schreiben vom 22. Januar v. J. (Nr. 751) und die gefällige Erwiderung vom 1. März v. J. (Nr. 1809) beehre ich mich, Ew. Erzbischöflichen Gnaden ganz ergebenst zu ersuchen, das Verfahren des Pfarrers Unkelbach gefälligst einer Prüfung unterziehen zu wollen, insbesondere auch dahin, ob derselbe der für die Erzdiöcese Köln bestehenden Vorschrift gemäß die Entscheidung der Erzbischöflichen Behörde vorher eingeholt hat.

„Eventuell dürfte der genannte Pfarrer entsprechend zu rektificieren sein.

„Einer gefälligen Mitteilung über das Veranlaßte darf ich ganz ergebenst entgegensehen."

Daraufhin forderte das Erzbischöfliche Generalvikariat den Pfarrer Unkelbach zum Bericht auf. Unter dem 27. Febr. 1887 berichtete Unkelbach folgendermaßen:

„Br. m. dem hochwürdigsten Erzbischöfl. Generalvikariat mit dem gehorsamsten Bemerken ergebenst zurückzureichen, daß ich nicht ohne weiteres den Ackerknecht Friedrich Tiggemann wiedergetauft, sondern ihm nur bedingungsweise die Taufe gespendet habe — und zwar nach gewissenhafter Untersuchung, in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der katholischen Kirche und auf Weisung meiner vorgesetzten Behörde."

„Da der rc. Tiggemann aus eigenem Antrieb und ohne jegliches Zuthun meinerseits das Verlangen kundgab, in der katholischen Religion unterrichtet und in die katholische Kirche aufgenommen zu werden, so veranlaßte ich zunächst den Organisten und Ackerer Heinr. Koch sen. in Bergheim, das evangelische Pfarramt in Immenhausen um den Taufschein des rc. Tiggemann zu bitten. Nach kirchlicher Vorschrift war es meine Pflicht, mir möglichst Gewißheit darüber zu verschaffen, nicht allein, daß der Betreffende getauft sei, sondern vielmehr, daß er giltig getauft sei. Ich erwog also, daß die katholische

Kirche nur jene Taufe als giltig anerkennt, welche in der rechten Form und mit der rechten Materie erteilt worden ist, möge sie im übrigen von einem katholischen oder evangelischen Christen gespendet worden sein. Demnach wandte ich mich behufs näherer Information an den katholischen (!) Dechanten und Pfarrer in Kassel. Dieser antwortete mir, daß gegen eine Taufe, wie sie gegenwärtig in Immenhausen gespendet werde, ein Bedenken nicht vorliegen könne, indem die evangelischen Pfarrer in Hessen allgemein an ihrer Agende hielten. Wie es aber damit vor neunzehn Jahren, zur Zeit, wo der genannte Tiggemann getauft worden sei, gestanden habe, könne er nicht sagen, den damaligen evangelischen Pfarrer in Immenhausen habe er nicht gekannt (!). Zur weiteren Information wandte ich mich an das Hochwohllöbliche bischöfliche Generalvikariat (!) in Fulda, in der Hoffnung, eine sichere Auskunft zu erhalten. Indessen wurde mir von dieser Seite mitgeteilt, daß man mir nichts Zuverlässiges angeben könne; es empfehle sich daher unter den obwaltenden Umständen, dem 2c. Tiggemann bedingungsweise die heilige Taufe zu spenden. Schließlich legte ich die Angelegenheit unter Beifügung des Briefes des Dekans und Pfarrers in Kassel dem Hochwürdigen Erzbischöflichen Generalvikariat in Köln zur Entscheidung vor, worauf ich angewiesen wurde, bedingungsweise und in secreto (heimlich!) dem 2c. Tiggemann die heil. Taufe zu spenden. Das in secreto ist gewissenhaft beobachtet worden, indem außer einem verschwiegenen Geistlichen nur der mitfunktionierende Küster Heinrich Koch jun. zugezogen wurde. Die Akten über die Angelegenheit sind deponiert im Kirchenarchiv zu Bergheim."

Diesen Bericht des Pfarrers Unkelbach hatte der Erzbischof von Köln den Mut, mit folgendem Schreiben vom 21. März 1887 an das Oberpräsidium zu senden:

„Ew. Exzellenz beehre ich mich auf das gefällige Schreiben vom 9. d. M. — Nr. 1093 — die Taufe des F. Tiggemann betreffend mitzuteilen, daß ich aus Veranlassung desselben den Hilfsgeistlichen Herrn Unkelbach zur Aufklärung des Sach-

verhalts aufgefordert habe. Ich füge dessen Br. m. Bericht vom 27. v. M. in Abschrift ergebenst bei und zweifle nicht, daß Ew. Exzellenz dessen Verfahrungsweise mit mir als ganz angemessen ansehen werden."

Der Oberpräsident von Bardeleben war weit entfernt, in dieses Urteil des Erzbischofs Krementz einzustimmen. Er richtete unter dem 29. März an den Herrn Kultusminister folgendes Schreiben:

„Infolge des seitwärts bezeichneten hohen Erlasses, dessen Anlagen hierneben gehorsamst wieder angeschlossen sind, habe ich das abschriftlich anliegende Schreiben an den Erzbischof von Köln gerichtet und die nebst Anlage in Abschrift beigefügte Erwiderung desselben vom 21. d. M. erhalten. Hieraus erhellt, daß der Geistliche Unkelbach von dem erzbischöflichen Generalvikariat zu Köln angewiesen worden ist, die Taufe an dem 2c. Tiggemann sub condicione und in secreto zu vollziehen.

„Die Vorschriften des Provinzial-Konzils zu Köln von 1860 über die Wiederholung der Taufe sub condicione sind in der Sammlung kirchlicher Erlasse für die Erzdiözese Köln von Dümont (Köln 1874) S. 32 abgedruckt. Da ich nicht unterrichtet bin, ob Ew. Exzellenz dieses Werk zur Verfügung steht, gestatte ich mir eine Abschrift der bezüglichen Bestimmungen anzuschließen.

„Nach derselben ist die Wiederholung der Taufe — nach eingeholter Genehmigung der bischöflichen Behörde — zugelassen, wenn begründete Zweifel an der Giltigkeit der Taufe obwalten.

„Die Anwendung dieses Grundsatzes auf den vorliegenden Fall erachte ich für sehr bedenklich, da kein Anhaltspunkt dafür ermittelt worden ist, daß der evangelische Geistliche etwas versäumt hat."

Mit diesem Gutachten des Oberpräsidiums versehen gingen nun die Akten an das Kultus-Ministerium zurück. Dasselbe scheint sich nicht veranlaßt gesehen zu haben, in irgend welche

Aktion zu treten. Es gab die Akten an den Evangelischen Oberkirchenrat, welcher sie am 18. Juli 1887 an das Königliche Konsistorium zu Koblenz remittierte, indem er nur folgenden Erlaß beifügte:

„Unter Wiederanschluß der Anlagen des Berichts vom 30. Dezember v. J. — Nr. 11040 —, betreffend die Wiederholung der Taufhandlung an dem siebzehnjährigen Dienstknecht Friedrich Tiggemann zu Harsereiche durch den römisch-katholischen Pfarrer Unkelbach zu Bergheim übersenden wir dem Königl. Konsistorium hierneben eine Abschrift des von dem Herrn Minister der ꝛc. geistlichen Angelegenheiten uns mitgeteilten Berichts des Königl. Oberpräsidenten der Rheinprovinz vom 29. d. J. und seiner Anlagen zur Kenntnisnahme."

Das Konsistorium konnte nichts weiteres thun, „als das schätzbare Material" dem Pfarrer Obertüschen wieder zuzusenden; es fand sich aber zu der Aeußerung bewogen (unter dem 22. Juli 1887):

„Wir brauchen kaum hinzuzufügen, wie sehr wir den Ausgang der Sache beklagen, und wie sehr wir mit der seitens des Herrn Oberpräsidenten ausgesprochenen Ansicht übereinstimmen."

Auch in anderen Kreisen wurde „dieser Ausgang der Sache" auf das tiefste beklagt. Zunächst glaubte der Pfarrer Obertüschen bei dem Bescheide, der kein Bescheid war, sich nicht beruhigen zu dürfen. Er richtete vielmehr in Gemeinschaft mit seinem Presbyterium am 8. September 1887 an das Königl. Konsistorium das erneute Gesuch, dem Ev. Oberkirchenrat diese Angelegenheit noch einmal zur weiteren Veranlassung bei dem Herrn Kultusminister zu unterbreiten. Seine Bitte begründete er mit dem Hinweis:

auf die viel größere Schwere dieser in nicht viel mehr als Jahresfrist zum zweitenmale im Bereich seiner Gemeinde vorgekommenen Wiederholung der Taufhandlung, weil letztere innerhalb der evangelischen Kirche Preußens vollzogen sei — Hessen war ja 1869 schon preußisch;

auf die bewiesene Nichtachtung der betreffenden Organe der evangelischen Kirche — Pfarramt in Immenhausen, resp. die Superintendentur und Königliches Konsistorium in Wiesbaden, — welche von Pfarrer Unkelbach entweder selbst oder durch seinen kirchlichen Oberen hätten befragt werden sollen, wenn und nachdem das Dekanat in Kassel und das Generalvikariat in Fulda keine Auskunft geben konnten, ob die evangelischen Pfarrer in Hessen schon im Jahre 1869, dem Taufjahr des Tiggemann, und speziell auch der damalige Pfarrer in Immenhausen die Taufe nach den Vorschriften der Agende für die evangelische Landeskirche*) Preußens zu vollziehen hatten und vollzogen haben;

auf das besonders Bedenkliche, daß dieses Verfahren des Pfarrers Unkelbach nicht bloß vom Generalvikariat in Köln gebilligt worden sei, sondern letzteres ihn seiner Absicht entsprechend zur Wiederholung der Taufe ausdrücklich angewiesen habe;

endlich auf die nicht ausbleibenden Folgen dieser Entscheidung, da, was in Kirchherten ungerügt geschehen, nun überall vorkommen könne.

Auf diese Eingabe hat der Pfarrer Obertüschen überhaupt bis auf den heutigen Tag keine Antwort erhalten.

Er versäumte es jedoch nicht, noch eine andere Instanz anzurufen. Der zu der Zeit gerade tagenden Rheinischen Provinzialsynode legte er durch seinen Superintendenten den Fall zur Stellungnahme und eventuellen Antragstellung auf Erwirkung eines interkonfessionellen Gesetzes vor, wornach die im Bereiche der evangelischen Landeskirche und der römisch-katholischen Kirche nach deren beziehungsweisen Ordnungen vollzogenen Taufhandlungen von den Organen beider Kirchen als giltig anzuerkennen seien und bei der im Gesetze festzu-

*) Hierbei ist allerdings vom Antragsteller übersehen, daß die hessische Kirche nicht zur preußischen Landeskirche gehört; dieselbe untersteht nicht dem Evangel. Oberkirchenrat, sondern dem Kultus-Ministerium. In der Sache ändert dieses Verhältnis nichts.

stellenden Strafe der Kontravention nicht wiederholt werden dürften.

Die Provinzialsynode lehnte zwar in ihrer Sitzung vom 24. September 1887 den letzteren Antrag aus mehrfachen Gründen ab, nahm aber Veranlassung, ihr schmerzliches Bedauern auszusprechen, daß in der römischen Kirche auch hinsichtlich des Taufsakraments, entgegen ihrer eigenen Ordnung und früher geübten Praxis, die Communio in sacris (Kirchengemeinschaft) mit der evangelischen Kirche vollständig verleugnet werde, und daß ein hoher Würdenträger der römischen Kirche eine rite (ordnungsmäßig) vollzogene evangelische Taufe als solche nichtachten, beziehungsweise für zweifelhaft erklären dürfe, und daß, so weit bekannt geworden sei, die hohe Staatsbehörde ihrer Mißbilligung solchen Verfahrens keinerlei Ausdruck gegeben habe. Zugleich empfahl die Versammlung dem Antragsteller und allen denen, welche ähnliche Fälle festzustellen in der Lage wären, den Weg der Oeffentlichkeit zu betreten und durch Besprechung in der Presse zu zeigen, wie sehr die römische Kirche auch in diesem Stücke von ihrem früheren freieren Standpunkte abgewichen sei.

Außerdem versprach der Generalsuperintendent D. Baur, namens des Königlichen Konsistoriums noch einmal durch den Evangel. Oberkirchenrat bei dem Kultusminister dahin vorstellig zu werden, daß doch wenigstens eine Äußerung der Mißbilligung des Verfahrens des Erzbischofs seinerseits erfolgen möge.

Ob letzteres geschehen ist, vermögen wir nicht festzustellen. Die Handlungsweise des Erzbischofs in dem sogleich zu besprechenden dritten Falle würde wenigstens beweisen, daß die etwaige „Mißbilligung" keinerlei Eindruck auf ihn gemacht hätte.

3. Durch die bisherigen Erfahrungen sicher geworden, schritt man von römischer Seite auf dem betretenen Wege unbeirrt weiter fort. Wiederum nach Jahresfrist fand eine Taufwiederholung, und zwar auch diesmal im Kirchspiele des Pfarrers Obertüschen statt, einer kleinen Diasporagemeinde

von etwa hundertdreißig Seelen; innerhalb zweier Jahre in dieser einen minimalen Parochie drei römische Wiedertaufen!

Diesesmal handelte es sich um einen zweiundzwanzigjährigen Menschen, einen Schustergesellen Heinrich Bockwoldt aus Mecklenburg, der heiratshalber zur römischen Kirche übertrat, zu der Zeit aber, in welcher uns der betr. Bericht zuging (Ende 1888), noch immer in wilder Ehe lebte. Unter dem 23. Januar 1888 ging dem Pfarrer Obertüschen von seiten des königlichen Landratsamtes die Abschrift einer Verhandlung vor dem Bürgermeister zu Niederamt zu, in welcher der rc. Bockwoldt selbst die beim Übertritt an ihm vollzogene Taufe angegeben hatte:

„Vorbeschieden erschien auf dem hiesigen Amt der zu Elsdorf wohnende Schustergeselle Heinrich Bockwoldt, geb. am 27. Februar 1866 zu Schönberg im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz und deponiert auf Vorhalt:

> Ich habe am Sonntag den 27. November praet. a. in der Pfarrkirche zu Elsdorf durch den Pfarrverwalter Wolffgarten zu Elsdorf, der mich auch in der katholischen Religion unterrichtete, die katholische Taufe empfangen. Als Taufzeugen haben fungiert der Rentier Markus Neustadt und der Küser Anton Servos zu Elsdorf."

Seiner Pflicht gemäß meldete der evangelische Pfarrer am 21. Februar 1888 diesen dritten Fall römischer — Rücksichtslosigkeit in seiner Gemeinde dem Königlichen Superintendenten in Köln zur weiteren Berichterstattung an die oberen kirchlichen Behörden, mit der Bitte, bei dem Königl. Konsistorium die weitere Veranlassung in dieser Angelegenheit mit besonderer Dringlichkeit befürworten zu wollen. Infolge der schnellen Aufeinanderfolge der Fälle und der Inaktivität der Staatsbehörden habe sich ein schmerzliches Gefühl des Druckes und der Schutzlosigkeit gegenüber solchen Angriffen in unserm paritätischen Staate mit überwiegend protestantischer Bevölkerung und protestantischem Regentenhause weiter Kreise der evangelischen Christen bemächtigt. Daß auch bei der Taufe des

Bockwoldt eine unerhörte Nichtachtung evangelisch-kirchlicher Ordnung vorlag, bewies der Taufschein, den sich Pfarrer Obertüschen aus Mecklenburg hatte einsenden lassen, der aber auch dem römischen Priester und seinen Oberen nicht verweigert worden wäre, wenn man danach Verlangen getragen hätte. Er lautete:

„Heinrich Hans Johann Bockwoldt, ehelicher Sohn des Schlossermeisters Christian Heinrich Bockwoldt und seiner Ehefrau Katharina Maria Luise, geb. Marion, ist in Schönberg geboren den 27. Februar 1866, getauft am 7. März desselbigen Jahres." (Folgen die Namen der Taufpaten und alsdann die Bemerkung:) „Vorstehendes bezeuge ich hierdurch noch mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß der oben genannte Heinrich rc. Bockwoldt, wie es in hiesiger evangelisch-lutherischer Gemeinde niemals anders geschieht, kirchenordnungsmäßig, also mit Wasser und auf den Namen des dreieinigen Gottes, getauft worden ist.

Schönberg in Meckl., 14. Februar 1888.

(L. S.) (gez.) Kaempffer, Past. prim."

Wieder ging die Eingabe den Instanzenzug durch, vom Konsistorium an den Evangelischen Oberkirchenrat, von diesem an den Minister, vom Minister an den Oberpräsidenten, vom Oberpräsidenten an den Kölner Erzbischof, von diesem zurück an Oberpräsident, Minister, Oberkirchenrat, Konsistorium, Superintendent und endlich an den Antragsteller, der aber diesmal nur den Oberkirchenratsbescheid erhielt, durch welchen in der denkbar schmerzlichsten Form die völlige Ohnmacht der evangelischen Landeskirche Preußens konstatiert wurde, unter den gegenwärtigen kirchenpolitischen Verhältnissen den ihr früher erfolgreich zugewendeten „Schutz des Staates" (vgl. den oben angeführten Konsistorialerlaß vom 7. Mai 1863) noch zu erlangen. Die für die Kirchengeschichte unserer Zeit hochbedeutsame Verfügung lautet:

„Berlin, den 21. Juli 1888 (Nr. 3945. E. O.)

Auf den Bericht des Königlichen Konsistoriums vom 6. März d. J. — Nr. 1666 —, betreffend die Wiederholung

der Taufhandlung an dem vordem evangelischen Schustergesellen Bockwoldt aus Schönberg in Mecklenburg durch den katholischen Geistlichen Wolffgarten in Elsdorf, haben wir den Herrn Minister der geistlichen Angelegenheiten unter Mitteilung der Vorlagen ersucht, eine Aufklärung des Falles und eventuell die Rektifikation der betreffenden Geistlichen herbeizuführen. Zufolge der hierauf uns zugegangenen Rückäußerung ist der Herr Oberpräsident der Rheinprovinz veranlaßt worden, sich behufs Untersuchung des Falls mit dem Erzbischof von Köln ins Benehmen zu setzen und über das Ergebnis dieses Schrittes zu berichten. Nach Inhalt des von dem Herrn Oberpräsidenten eingereichten Schreibens des Erzbischofs hat die bedingungsweise Wiederholung der Taufe thatsächlich stattgefunden, „„aber nicht in der Kirche vor Taufzeugen, sondern ganz im Geheimen in der Sakristei bei verschlossenen Thüren und mit Ausschluß selbst des Küsters."" Die angeblichen Taufzeugen, Küster Servos und Rentner Neustadt, haben die eidesstattliche Erklärung abgegeben, daß sie von einer Taufe des ꝛc. Bockwoldt nicht das Geringste bemerkt, noch weniger als Taufzeugen fungiert, sondern nur das Aufnahme-Protokoll unterzeichnet hätten. Die bedingungsweise Wiederholung der Taufe ist seitens des Erzbischofs gestattet worden, angeblich, „„weil keine Möglichkeit sich darbot (!!), darüber Aufschluß zu erhalten, ob der Prediger zu Schönberg in Mecklenburg, welcher den ꝛc. Bockwoldt vor zweiundzwanzig Jahren taufte, bei den Taufen das zur Giltigkeit Erforderliche zu beobachten pflegte.""

„Indem wir dem Königlichen Konsistorium hiervon bei Rücksendung der Berichtsanlagen Kenntnis geben, bemerken wir, daß **zurzeit nach den gemachten Erfahrungen keine andere Abwehr gegen die betreffende Praxis der katholischen Kirche übrig zu bleiben scheint, als die Einwirkung auf die öffentliche Meinung.** (gez.) Hermes."

Wir wollen hier die Frage nicht erörtern, ob „zurzeit" die oberste Kirchenbehörde der größten evangelischen Landeskirche der Welt nicht selbst noch Wege gehen konnte, die vielleicht

zum Ziele führten, wie Appell an den obersten Schutzherrn der Kirche und nötigenfalls Amtsniederlegung, bis der erforderliche Schutz gewährt würde. Wir konstatieren nur, daß wir mit unserer gegenwärtigen Veröffentlichung recht eigentlich dem vom Evangelischen Oberkirchenrat ausgesprochenen Wunsche dienen, auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Freilich ist das ein Wunsch, den preußische Behörden — und der Oberkirchenrat ist doch eine Behörde der preußischen Landeskirche — wohl schwerlich in früheren Zeiten je in die Öffentlichkeit hinausgegeben haben werden; sie hatten früher dazu auch keine Veranlassung.

Auch diesmal beruhigte sich der rührige Pfarrer Obertüschen nicht; aber auch sein Presbyterium nahm sich der Sache wieder an. Zunächst verschaffte man sich eine nochmalige Erklärung des Oberpfarrers Kaempffer, der den Bockwoldt getauft hatte. Sodann aber erbat man sich auch von dessen kirchlicher Behörde eine Bescheinigung über seine Amtswirksamkeit. Beide Dokumente seien hier mitgeteilt.

„Ich der Unterzeichnete erkläre hierdurch auf Verlangen des Herrn Pfarrers Obertüschen zu Kirchherten, Reg.=Bez. Köln, den 3. 8. 88. alles Nachstehende der Wahrheit gemäß;

„1. Den am 27. Februar 1866 geborenen Heinrich ꝛc. Bockwoldt, ehelichen Sohn ꝛc. — habe laut Kirchenbuch am 7. März 1866 ich der Unterzeichnete getauft, selbstverständlich, wie ich ausdrücklich hinzufüge, mit Wasser im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und zwar in der laut anliegender Bezeugung des Herrn Konsistorialrats Probst Rußwurm den 16. August 1888 im Fürstentum Ratzeburg kirchenordnungsmäßig üblichen „„nach Materie und Form““ völlig genügenden Weise.

„2. Ich bin von meiner Behörde niemals, auch nicht in den letzten Monaten zum Bericht aufgefordert worden darüber, wie in dem Taufjahre des vorbenannten ꝛc. Bockwoldt hierorts getauft wurde. Ob eine Anfrage darüber an meine Behörde (Superintendentur oder Konsistorium) ergangen, ist mir unbe=

kannt. Wäre solche Anfrage ergangen, so wäre ich ganz unzweifelhaft sofort zur Berichterstattung aufgefordert worden. Solches ist aber nicht geschehen."

Schönberg im Fürstentum Ratzeburg, Mecklenb.-Strelitz, 28. August 1888.

(L. S.) (gez.) Kaempffer, Past. primar."

Die Bescheinigung des Propstes Rußwurm vom 16. Aug. lautete:

„Hiermit bezeuge ich, daß in dem hiesigen Fürstentum Ratzeburg keine andere als die kirchenordnungsmäßige Weise der heiligen Taufe üblich ist, indem der Kopf des Kindes dreimal mit einer Hand voll Wasser übergossen wird mit den Worten: Ich taufe dich im Namen (1.) Gottes des Vaters und (2.) des Sohnes und (3.) des heiligen Geistes, und daß ohne alle Frage von dem Herrn Pastor primar. Kaempffer in Schönberg, der sich von jeher durch korrekte Handhabung aller kirchenordnungsmäßigen Handlungen ausgezeichnet hat, stets in dieser „„nach Materie und Form"" völlig genügenden Weise die Kinder seiner Gemeinde getauft worden sind."

Selbstverständlich hätte dies alles der Erzbischof Philippus von Köln ebenso gut erfahren können, wie das Presbyterium von Kirchherten. Aber man wollte eben nicht fragen, und darin liegt die Sünde und das Sakrileg dieses Verfahrens.

Das Presbyterium von Kirchherten sandte die eben mitgeteilten Zeugnisse mit dem bisherigen Aktenmaterial unter dem 7. November 1888 durch den Superintendenten an das Königliche Konsistorium unter nochmaliger ausführlicher Darlegung der geschehenen Ungebühr und unter Betonung der aufregenden Wirkungen, welche ein weiteres Geschehen lassen von seiten des Staates zur Folge haben würde.

Auch auf diese Eingabe erhielt das Presbyterium wie auf die vorjährige vom 8. September keinerlei Antwort.

Wohl aber bemächtigte sich die „öffentliche Meinung" sehr bald der Angelegenheit, wie es der Evang. Oberkirchenrat gewünscht hatte. Eine Anzahl hervorragender Geistlicher und

Laien der Rheinprovinz vereinigte sich zu einer Immediateingabe an Seine Majestät den Kaiser Wilhelm II.; bald danach schloß sich der Hauptvorstand des Evangelischen Bundes in der Rheinprovinz mit einer nahezu gleichlautenden Eingabe an. Der Einsender der ersteren, Pfarrer Gieseke in Solingen, begleitete das Gesuch mit einem orientierenden Schreiben an den Chef des Zivilkabinets Dr. v. Lucanus. Es ist uns gestattet, beide Schriftstücke hier zu veröffentlichen. Der Brief an Exzellenz v. Lucanus vom 2. Januar 1889 lautet:

„Ew. Exzellenz!

„Mit Gegenwärtigem habe ich die Ehre, eine Eingabe an Se. Majestät als den Schirmherrn der evangelischen Landeskirche Preußens abzusenden, welche einen Fall katholischer Wiedertaufe eines evangelisch getauften Konvertiten betrifft, der hier weit und breit tiefe Entrüstung hervorgerufen und in der Presse besprochen worden ist.

„Da die Angelegenheit ohne Zweifel durch Ew. Exzellenz Hand gehen wird, so beehre ich mich, dieselbe hochgeneigter Beachtung wärmstens zu empfehlen, indem ich mir zu folgenden Bemerkungen ganz gehorsamst die Freiheit nehme:

„1. Auf eine große Anzahl von Unterzeichnern der Eingabe ist es nicht angelegt gewesen, da ich der Meinung nicht war, Majestät würde einer Sache von so einschneidender Bedeutung mindere Aufmerksamkeit widmen, weil dieselbe nur von wenigen Stimmen Allerhöchstihm vorgetragen werde. Um so weniger glaubte ich eine Massenpetition ins Werk setzen zu sollen, als zu hoffen steht, daß auch der Evangelische Bund sich mit der Sache befassen wird.

„2. Die Westdeutsche Zeitung, auf welche in der Eingabe Bezug genommen wird, ist das bedeutendste christlich konservative Blatt Rheinlands und Westfalens und vertritt die Überzeugungen und Bestrebungen weiter königstreuer Kreise des Westens.

Ew. Exzellenz ganz gehorsamer

2c.“

Die Immediateingabe hatte folgenden Wortlaut:

„Allerdurchlauchtigster ꝛc. ꝛc.

„Eure Majestät wollen Allergnädigst geruhen, von dem im Folgenden alleruntertänigst Berichteten Kenntnis zu nehmen.

„In erstaunlichem Maße mehren sich Fälle von Übermut und Unduldsamkeit der römischen Kirche gegen Glieder und Einrichtungen derjenigen kirchlichen Gemeinschaft, deren Anhänger und Schirmherr Ew. Majestät sind. Insbesondere ist es in neuester Zeit auf gegnerischer Seite Praxis geworden, evangelisch getaufte Erwachsene, wenn sie auf irgend welche Weise für die römische Kirche gewonnen sind, wiederzutaufen.

„Es leuchtet unmittelbar ein und kann im Ernste nicht geleugnet werden, daß damit der evangelischen Kirche der Anspruch, eine christliche Kirche zu sein, geradehin aberkannt wird, wodurch wiederum das friedliche Zusammenleben der beiderseitigen Konfessionsgenossen aufs schwerste gefährdet wird. Leider gelingt es jesuitischer Verschlagenheit in vielen Fällen, der öffentlichen Kenntnis die greifbaren Momente direkter Anschuldigung zu entziehen. Um so wichtiger ist es, daß ein neuerlich vorgekommener Fall römischer Wiedertaufe, welcher aktenmäßig belegt ist, und welcher dadurch, daß er die ganze Unlauterkeit und Verwerflichkeit der römischen Praxis in helles Licht setzt, in weiten evangelischen Kreisen eine tiefe Bewegung, ja Entrüstung hervorgerufen hat, daß dieser Fall der Kenntnis Eurer Majestät nicht entzogen bleibt.

„Es ist dies die Wiedertaufe des Konvertiten Heinrich Bockwoldt in der Gemeinde Kirchherten, Synode Mühlheim a. Rh., welche, obzwar der Genannte als Kind ordnungsmäßig evangelisch getauft worden, durch den römischen Pfarrverwalter Wolffgarten mit Genehmigung des Erzbischofs Crementz zu Köln am 27. November 1887 ist vorgenommen worden.

„Indem die alleruntertänigst Unterzeichneten den aktenmäßigen Bericht der Westdeutschen Zeitung Ew. Majestät in der Anlage ehrfurchtsvoll unterbreiten, heben dieselben daraus insbesondere hervor:

„1. daß der Erzbischof Crementz und der Pfarrverwalter Wolffgarten durch Spendung der Taufe ohne jedwede Nachforschung nach der Ordnungsmäßigkeit der bereits geschehenen Taufe auch nach römischer Lehre der Sünde eines Sacrilegiums sich schuldig gemacht haben.

„2. daß der Vorwand der Heimlichkeit des sakramentalen Aktes das Bewußtsein des Unerlaubten und Beleidigenden bei den Genannten auf das deutlichste bestätigt.

„3. daß das Eingeständnis des Evang. Oberkirchenrats, der höchsten Königl. Kirchenbehörde Preußens: „„es scheine keine andere Abwehr gegen die betr. Praxis der kath. Kirche übrig zu bleiben, als die Einwirkung auf die öffentliche Meinung““, die evangelische Kirche in hohem Grade schutzlos und preisgegeben erscheinen läßt.

„Von der Liebe zu ihrer Kirche getrieben und von ernster Sorge für dieselbe erfüllt, aber auch der festen Zuversicht voll: Ew. Majestät, der erhabene Schirmherr der evangelischen Landeskirche Preußens, werden nicht dulden wollen, daß durch willkürliche Übergriffe römischer Priester und Bischöfe unsre Kirche geschmäht und verunglimpft und der konfessionelle Friede gestört werde; Allerhöchstdieselben werden uns vielmehr ein mächtiger Schutz und Beistand sein in unsern wohlbegründeten Rechten und Ansprüchen, verharren ehrfurchtsvoll Ew. Majestät alleruntertänigste Diener ꝛc.“ (folgen neun Unterschriften).

Ein Allerhöchster Bescheid auf diese Immediateingabe war nicht erbeten; er ist auch nicht gegeben worden.

Wir kommen zum vierten „bekannt gewordenen Falle.“

4. In Oberursel bei Homburg hatte der evangelische Fabrikdirektor Meißner ein ebenfalls evangelisch getauftes und erzogenes Kind im Hause, die Tochter des Bruders seiner Frau, Hedwig Schmidt aus Arnstadt in Thüringen. Die Pflegeeltern hatten ausdrücklich die Berechtigung erhalten, den Konfessionsstand dieses Kindes zu bestimmen. Sie würden es ohne Bedenken haben evangelisch erziehen und konfirmieren lassen können. Nur eine übergroße Rücksichtnahme hat die nachstehend zu berichtende Folge gehabt.

Der Vater, Louis Schmidt, war ebenso wie seine erste Frau, die Mutter des Mädchens, ursprünglich evangelisch gewesen. In zweiter Ehe verheiratete er sich aber mit einer römischen Katholikin, die ihn selbst zum Übertritte bewog. Da die Vermögensverhältnisse des ꝛc. Schmidt, er ist Schuhmacher, ungünstige waren, so übergab er vor etwa fünf Jahren Hedwig ihrem evangelischen Onkel zur Erziehung. In übertriebenem Zartgefühl schickte nun Fabrikdirektor Meißner, als die Zeit der Einsegnung heranrückte, das Kind statt in den evangelischen Konfirmations- in den römischen Kommunionsunterricht.

Die Folge war die heimliche Taufe der Hedwig Schmidt!

Daß man dieselbe beabsichtigte, muß in irgend welcher Weise zu den Ohren der Pflegeeltern gekommen sein. Denn die Frau Meißner begab sich am 10. März d. J. zu dem katholischen Pfarrer Huyeng, um ihn über das Gerücht zur Rede zu stellen. Es wurde ihr die bestimmte Versicherung gegeben, daß von einer neuen Taufe des Kindes nicht die Rede sei; Hedwig möge nur am Nachmittage zu ihm kommen. Da fand dann im Beisein der Haushälterin die Wiedertaufe statt.

Die Absicht war die Geheimhaltung des Vorgangs. Dem Kinde ward befohlen, nichts zu sagen, und es schwieg auch über das Erlebte. Aber durch ein anderes Kind, welches mitgegangen war und die Sache erzählte, erfuhr der Onkel, was vorgefallen.

Tags darauf schrieb er an Pfarrer Huyeng folgenden Brief:

„Sr. Hochehrwürden Herrn Pfarrer Huyeng. Hier.

„Meine Frau erlaubte sich den 10. d. Euer Hochehrwürden einen Besuch abzustatten, um mit Euer Hochehrwürden Rücksprache zu nehmen, ob, nach vernommenen Aussagen, eine Vornahme der katholischen Taufe an meiner Nichte Hedwig Schmidt, welche gleichzeitig meine Pflegetochter ist, bevor sie zur heiligen Kommunion gehe, von nöten sei, versicherten Eure Hochehrwürden, daß von einer Taufe gar keine Rede gewesen sei, sondern auf ein Mißverständnis beruhe, da die evangelische Taufe der katholischen Taufe gleich zu achten sei.

„Auf die Äußerung meiner Frau, daß sie ihre Nichte, Pflegetochter und Pate Hedwig Schmidt ohnedies nicht noch mal taufen lassen würde, versicherten Euer Hochehrwürden: „„das Kind wird nicht getauft.““

„Trotz der Versicherung Eurer Hochehrwürden mußte ich gestern erfahren, daß Euer Hochehrwürden drei Stunden später ohne eine Ermächtigung der Eltern und Pflegeeltern in eigenmächtiger, unberechtigter Weise die katholische Taufe an dem Kinde vornahmen.

„Daraufhin, daß Euer Hochehrwürden meine Frau mit Unwahrheiten abfertigten, erkläre ich Euer Hochehrwürden, daß, falls Euer Hochehrwürden mir nicht umgehend genügende Aufklärung und Rechenschaft ablegen sollten, ich meine Nichte Hedwig Schmidt nicht zur heiligen Kommunion gehen lassen werde, sie nächstes Jahr protestantisch konfirmieren lasse.

„Sollten Euer Hochehrwürden es vorziehen, die Angelegenheit mit Schweigen übergehen zu wollen, so werde ich versuchen, bei Sr. bischöflichen Gnaden, dem Hochwürdigsten Hochgebornen Bischof mir Auskunft erteilen zu lassen, ob dergleichen Handlungen für gut zu achten seien.

„Gehorsamst und hochachtungsvoll

(gez.) Hermann Meißner.“

Der Pfarrer Huyeng dachte nicht an Schweigen; vielmehr schrieb er sofort an den gekränkten Pflegevater nachstehenden in mehr als einer Hinsicht bezeichnenden Brief.

„Oberursel, den 19. 3. 1889.

„Verehrter Herr Meisner!

„Eben erhalte ich Ew. Wohlgeboren rekommandiertes Schreiben. Dasselbe hat mir sehr wehe gethan: Sie machen mir in demselben den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit und zwar der absichtlichen, überlegten Unwahrhaftigkeit — ich muß denselben mit Entrüstung zurückweisen.

„Jedoch entschuldige ich Ihr Schreiben damit, daß ich annehme, Sie hätten im besten Glauben so geschrieben, wie Sie schreiben. Am 10. c. habe ich offen und ehrlich, wie es

ein katholischer Priester nicht anders kann und darf, mit Ihrer guten Frau Gemahlin die bewußte Angelegenheit besprochen und ihr gesagt, was meine heil. Kirche in betreff Hedwig mir zu thun befiehlt, ich bat Ihre gute Frau schließlich, sie möge, als Patin der Hedwig, selbst zugegen und Zeuge sein dessen, was ich mit derselben vornehme. Zu meiner größten Freude sagte sie auch zu. Aber Mittags kam Hedwig ohne ihre liebe Tante. Hätte ich ahnen können, was mir bereits heute Schwester Liboria mitteilte und Ihr verehrtes Schreiben bestätigte, daß Ihre gute Frau mich so ganz falsch verstanden, so hätte ich mir die Freiheit genommen, vor der heil. Handlung mich Ihnen und der verehrten Frau Meisner näher über die bewußte Sache zu erklären.

„Die Lehre meiner heil. Kirche über den Ausspender der heil. Taufe ist diese: die heil. Taufe kann jeder Mensch giltig spenden. Das ist meine heilige, zwingende Norm, nach der ich stets handeln muß und wirklich handle. Daraufhin zweifele ich im Allgemeinen nicht an der Giltigkeit der evangelischen Taufe, wenn der Spender Form und Materie des heil. Sakraments angewendet hat, wie sie der Herr vorschreibt. So würde ich z. B. nie an der Giltigkeit der heil. Taufe zu zweifeln mich erkühnen, wenn diese Taufe durch Ihren hiesigen Herrn Pfarrer Dr. Schumacher vollzogen ist.

„Wenn aber gegründeter Zweifel vorhanden ist, daß der Spender, wie dieses vielfach bei den sogenannten Protestantenvereinlern der Fall ist, die von der heil. Schrift vorgeschriebene Form und Materie angewendet hat, dann muß bedingungsweise das heil. Sakrament der Taufe gespendet werden. Der Grund davon ist einleuchtend, und würde ein gewissenhafter Protestant nach demselben Grundsatze handeln müssen — von diesem heil. Sakramente hängt Seele und Seligkeit ab, sowie die Giltigkeit aller darauf folgenden heiligen Sakramente.

„In betreff der Taufe Hedwigs ist nach von mir eingeholten Informationen ein solch gegründeter Zweifel vor-

handen: und war ich deshalb im Gewissen verpflichtet, zu handeln, wie ich gehandelt habe.

„Nach dieser Erklärung muß ich Ihnen es ganz und gar überlassen, mit Hedwig, Ihrem Pflegekind, zu thun, wozu Sie sich verpflichtet glauben, anderntеils aber versichere ich Ihnen, daß auch ich an Hedwig als Pfarrer und Seelsorger thun werde, was meine Pflicht mir gebietet.

„Sollten Ew. Wohlgeboren nähere Erklärung wünschen, so sehe ich freudig Ihrem lieben Besuche entgegen.

Ew. Wohlgeboren ganz ergebener

(gez.) Gerh. Huyeng, Pfarrer."

Auch in diesem Falle ging eine Beschwerde an die evangelische kirchliche Provinzialbehörde. Der Bescheid vom 27. April 1889 lautete aber wenig ermutigend: „Ew. — erwidern wir auf Ihre Eingabe vom 24. d. M., betr. die katholische Proselytenmacherei, daß die seitens des katholischen Geistlichen Huyeng daselbst vollzogene Taufe der Hedwig Schmidt aus Thüringen uns zur Veranlassung weiterer Schritte nicht geeignet erscheint, und zwar um so weniger, da es sich um eine Ausländerin, welche sich nur vorübergehend im Inlande aufhält, zu handeln scheint."

An dieses „Ausland" aber wandte sich der Schreiber dieser Zeilen, um über die näheren Umstände bei der Taufe der Hedwig Schmidt und die „Informationen" des Herrn Pfarrer Huyeng womöglich das Nötige zu erfahren. Die Antwort des Oberpfarramts in Arnstadt vom 9. Sept. d. J. lautete:

„Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich auf Ihr Anfrageschreiben vom 4. Sept. c. zu erwidern:

„Hedwig Schmidt ist allerdings am 1. August 1875 dahier nach evangelischem Ritus getauft worden und zwar nach der damals giltigen und in der evangelischen Gemeinde in allen Fällen gebrauchten Agende ..... Die in allen vier Formularen derselben angewendete Taufformel lautete: ‚Ich taufe dich im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des

heiligen Geistes' unter Hinweisung auf Christi Taufbefehl und Anwendung des Kreuzeszeichens.

„Wer von den damals an hiesiger evangelischer Gemeinde amtierenden Diakonen Kieser (jetzt in Eisenach) und Michael (jetzt ?) die Taufe der ꝛc. Schmidt vollzogen, läßt sich unsererseits nicht mehr konstatieren, jedenfalls ist die die heilige Taufe konstituierende obige Formel bei ihrer Taufe angewendet worden.

„Von einer durch Pfarrer Huyeng hier oder in Sondershausen angestrengten Information über den Taufakt ist nichts bekannt."

Mit Bezug auf die letzte Bemerkung weisen wir auf die auch hier zutreffende oben angeführte Äußerung des Pfarrers Kaempffer in Schönberg hin: Wäre eine Anfrage an die kirchliche Behörde ergangen, so wäre ganz unzweifelhaft der Ortspfarrer und Inhaber der Kirchenbücher zur Berichterstattung aufgefordert worden. Dies ist weder in jenem noch in dem eben berichteten Falle geschehen.

Dieses sind die vier aktenmäßig von uns geprüften und dargestellten Fälle. Wir könnten noch mit anderen aufwarten, z. B. mit der aus Duisburg vom 30. Januar 1889 in der Westdeutschen Zeitung (Nr. 26) besprochenen Wiedertaufe eines evangelischen Waisenknaben, der von „einem der frömmsten, würdigsten und gewissenhaftesten Geistlichen" Duisburgs, dem sel. Pfarrer Ohlhues, im Jahre 1875 getauft war und von dem Kaplan Nachtigall Ende November vor. J. zum zweitenmale getauft wurde, obwohl die katholische Mutter über die Rechtmäßigkeit der ersten Taufe selbst die bündigsten Versicherungen gegeben hatte. Allein wir beschränken uns absichtlich auf die Mitteilung von Fällen, für welche die aktenmäßigen Beweise uns selbst vorgelegen haben.

Der gegebene Stoff wird auch hinreichen, um jedermann ein eigenes Urteil zu ermöglichen.

Danach steht fest, daß die Organe der römischen Kirche in Bezug auf die ihnen von der Kirche selbst zur Pflicht ge-

machte „sorgfältige Erkundigung“ über die Art der Erteilung der ersten Taufe — ich will nicht sagen: mit einem sträflichen Leichtsinn, wohl aber mit einer geflissentlichen Nichtachtung der bedenklichsten Art in bezug auf evangelische Kirchenordnung und evangelische Amtsverwaltung zu Werke gegangen sind. Es liegt Methode in dieser Handlungsweise des niederen und höheren römischen Klerus. Wenn der Professor Rebbert in einer Bonifaciusbroschüre (1888, Nr. 6) über „die bedingte Wiedertaufe der Konvertiten“ einzelne Fälle nennt, in welchen, angeblich nachweisbar, protestantische „Prediger“ sich der ordnungsmäßigen Taufformel nicht bedient oder den Täufling nur mit Wasser „betupft“ haben sollen, so trifft das bei den vorgeführten Fällen eben nicht zu. Die unzweideutigsten amtlichen Bescheinigungen lagen den römischen Priestern und ihren Oberen in dieser Beziehung vor. An sich ist es ja unbestreitbar, daß eine Taufe ohne Wasser, oder eine Taufe auf „Gott, Tugend und Unsterblichkeit“ oder dergl. keine Taufe ist; auch in der evangelischen Kirche würde man, wenn solche Thatsachen unzweideutig festgestellt wären, die Taufe, die ja noch gar nicht stattgefunden hätte, alsdann erteilen. Aber das Beleidigende und für die gegenwärtige Strömung in der römischen Geistlichkeit Charakteristische ist die jede Gemeinschaft mit dieser Kirche für uns aufhebende Voraussetzung, daß evangelische Geistliche überhaupt keine Gewähr geben, die Taufe nach dem Befehle Christi zu verwalten. Daß der Hochmut des römischen Klerus es ihm verbietet, sich mit evangelischen Geistlichen in Verbindung zu setzen, um bei ihnen die nötigen Erkundigungen im einzelnen Falle einzuziehen, ist bei ihrem unbiblischen Kirchenbegriffe erklärlich; der „Hilfsgeistliche“ Unkelbach läßt seinen Küster nach dem Taufscheine schreiben, den er dann doch nicht beachtet. Aber läge ihnen wirklich etwas daran, sich über die Kirchenordnungsmäßigkeit der von einem evangelischen Geistlichen erteilten Taufe sicher zu stellen, so könnten sie die staatliche Vermittelung erbitten, die ihnen nicht versagt werden würde.

Wie sie jetzt verfahren, ist es ein Schlag ins Angesicht der evangelischen Kirche und des evangelischen Amtes, der in seinen Folgen auf den Thäter zurückfallen wird.

Das Unerhörteste freilich ist es, wenn die ultramontane Presse jede öffentliche Äußerung des Unwillens über diese sakrilegen Übergriffe in der römischen Taufpraxis als „konfessionelle Verhetzung“ brandmarkt, wie etwa die Kölnische Volkszeitung vom 14. Dez. 1888 einen Artikel über die Bergheimer Vorfälle mit den Worten schloß: „Übrigens ist es in hohem Grade zu bedauern, daß verschiedene protestantische Blätter den Elsdorfer Fall benutzen, um gegen die katholischen Geistlichen zu hetzen. Die Westdeutsche Zeitung geht so weit, den Herrn Erzbischof von Köln zu beschuldigen, er gebe sich (nur) den Anschein, als ob er die Giltigkeit der Taufe in der evangelischen Kirche an sich nicht anfechte, und ihn der haltlosen Verdächtigung der evangelischen Geistlichkeit überhaupt, der ignorierenden Verachtung der evangelischen Kirchenbehörden, ja der Verletzung der Bestimmungen der eigenen katholischen Kirchenlehre und Kirchenordnung anzuklagen. So dienen diese Blätter dem konfessionellen Frieden, der dem Vaterlande so sehr not thut!“

Ist denn jedes Wahrheitsgefühl auf jener Seite erloschen und jede Möglichkeit der Verständigung abgeschnitten?

Zum Schlusse noch ein Wort.

Die römische Kirchenlehre über die Taufe enthält, gemäß des grundlegenden katholischen Irrtums, daß der Priester das Sakrament macht (kraft seiner Ordination), und nicht Gott der eigentlich im Sakramente Handelnde ist, eine Wendung. welche uns eigentlich in die Lage setzen müßte, die Realität jeder ihrer Taufhandlungen in Zweifel zu ziehen. Das Tridentinische Konzil bestimmt im elften Canon seiner siebenten Sitzung: „Wenn einer sagt, daß bei den Priestern, während sie die Sakramente vollziehen und erteilen, die Absicht nicht erforderlich sei, zu thun, was die Kirche thut, der sei verflucht.“ (Si quis dixerit, in ministris, dum sacramenta

conficiant et conferant, non requiri intentionem saltem faciendi quod faciat ecclesia, anathema sit!) Wir fragen: Wer will es denn feststellen, ob ein katholischer Priester beim Vollzuge der Taufe wirklich die Absicht hat, zu thun, was die Kirche thut? Kann er nicht mit völligem Unglauben an die Verwaltung der Sakramente herantreten, und dann ist nach der Lehre seiner Kirche seine Handlung null und nichtig und das Sakrament nicht zu stande gekommen? Oder giebt es in der römischen Kirche keine ungläubigen Priester? Hat Papst Leo X. im katholischen Klerus keine Nachfolger für sein berüchtigtes Wort von der fabula de Christo, dem Märchen von Christo, das der Kirche so viel genutzt haben soll?

Wer selbst im Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen!

Das Material ist nun wohl auch dem Blödesten dargelegt, welches die Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Eisenach zu der Resolution veranlaßte:

„Der jüngst veröffentlichte Hirtenbrief der deutschen Bischöfe aus Fulda behauptet, daß in der römischen Kirche die Taufe nur in solchen Fällen wiederholt werde, in welchen über die Giltigkeit der Taufe begründete Zweifel bestehen.

Indessen sind neuerdings gelegentlich des Übertritts evangelischer Christen zur römischen Kirche Fälle bekannt geworden, in denen die Wiederholung der Taufe angeordnet wurde, obwohl dieselbe bereits ordnungsmäßig vollzogen war, und dies durch einfache Nachfragen an zuständiger Stelle hätte festgestellt werden können.

Wir erheben gegen ein derartiges Verfahren als eine Verletzung der evangelischen Kirche und eine Beeinträchtigung des interkonfessionellen Friedens Protest."

Buchdruckerei von Greiner & Ungeheuer in Ludwigsburg.

Flugschriften des Evang. Bundes.

IV. Serie, Heft 1, enthält: Geh. Kirchenrat D. Lipsius. **Unser gemeinsamer Glaubensgrund im Kampf gegen Rom.**

Vortrag auf der dritten Generalversammlung des Evangel. Bundes in Eisenach. Preis 20 ₰. Bei größeren Bezügen billiger.

Die gegenwärtige Lage der evang. Kirche gegenüber Rom.

Von Sup. **Meyer** in Zwickau i. S.

Preis 25 ₰, von 50 Exemplaren an Partiepreis 20 ₰.

Das Schriftchen enthält den Vortrag, den derselbe auf der **Kirchen-Conferenz** in Meißen im Juni l. J. gehalten hat. Der Vortrag ist auf einstimmigen Beschluß der zahlreichen Versammlung zum Drucke bestimmt worden. Schon daraus geht hervor, daß sein Inhalt geeignet befunden worden ist, weitere Kreise über die gegenwärtige kirchliche Lage aufzuklären, zur Wachsamkeit gegen das römische Treiben und zur Treue gegen die evangelische Kirche zu ermuntern. Mag der Erfolg dieses Vortrags, in dem insbesondere auch die confessionellen Verhältnisse des Königreichs Sachsen beleuchtet werden, der Absicht entsprechen, aus welcher die Meißener Kirchen- und Pastoralconferenz seinen Druck gewünscht hat.

Gustav Adolf in Erfurt.

Ein Volksstück in 5 Aufzügen von **Dr. Ottomar Lorenz.**

Preis 40 Pfennig.

Dieses in Erfurt mit großem Beifall aufgeführte „Volksstück" ist auf vielseitigen Wunsch gedruckt worden. Da es die volkstümliche Gestalt des Schwedenkönigs auf Grund eines historischen Vorganges, der sich in Erfurt abgespielt hat, in allgemein interessanten und gewinnenden Zügen darstellt, Ernst und Scherz geschickt mischt, eine schnell und befriedigend sich lösende Verwickelung bringt nnd in leicht faßlicher Sprache zum Volke redet, so kann das kleine Schaustück — es umfaßt 26 Druckseiten — auch weiterhin für Lutherfeste und sonstige evangelische Volksfeiern warm empfohlen werden. Bei Massenbezug tritt Partiepreis ein.

Druck von Greiner & Ungeheuer in Ludwigsburg.

Flugschriften
des
Evangelischen Bundes.
Herausgeber: Prof. D. Leop. Witte in Pforta.

39.
(IV. Serie, 3).

Der sittliche Charakter der Jesuiten eine notwendige Folge ihrer ersten Erziehung.

Von
Dr. A. Krauß,
Oberamtsarzt a. D. in Tübingen.

Leipzig 1890.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von Carl Braun.

Preis 20 Pfg.

Die Redaktion überläßt die Verantwortung für alle mit Namen erscheinenden Schriften den Herren Verfassern.

Die **Flugschriften des Evangelischen Bundes** erscheinen in **Heften;** 12 Flugschriften bilden eine Serie.

Man **abonniert** auf die **Serie von 12 Flugschriften** zum **Pränumerationspreise von 2 Mark** in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verleger.

Jede Flugschrift wird nach wie vor **einzeln** zu dem auf dem Umschlage angegebenen Preise verkauft.

An Vereine und einzelne, welche die Hefte in größerer Zahl verbreiten wollen, liefert die Verlagshandlung bei Bestellung von mindestens 50 Exempl. dieselben zu einem um ein Viertel ermäßigten Preise.

Verzeichnis
der
Flugschriften des Evangelischen Bundes.

I. Serie (Heft 1—12) zusammengenommen 2 Mk.

1. Der Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen. Seine Berechtigung und seine Aufgaben. Von Dr. Bärwinkel, Pastor in Erfurt. (25 Pfg) 2. Römische Triumphe. Von Dr. H. Baumgarten, Professor der Geschichte in Straßburg. (20 Pfg.) 3. Die unsichtbare Kirche und Rom. Von Prof. D. L. Witte, geistlicher Inspektor in Pforta. (20 Pfg.) 4. Der Friedensschluß zwischen Deutschland und Rom. Von W. Beyschlag, D. u. Prof. der Theologie in Halle. (20 Pfg.) 5. Ein Streifzug durch die ultramontane Presse. Von Dr. Ottomar Lorenz. (25 Pfg.) 6. Die Möglichkeit eines ehrlichen und gesegneten Zusammenwirkens von kirchlich-konservativen und liberalen Elementen im Evangelischen Bund. Von P. Wurm, Dekan in Blaubeuren. (15 Pfg.) 7. Welche Aufgaben erwachsen dem geistlichen Amte aus der gegenwärtigen Angriffsstellung Roms? Von Prof. D. L. Witte, geistl. Insp. in Pforta. (25 Pfg.) 8. Der Evang. Bund in Frankfurt. I. Predigt, gehalten in der Paulskirche zu Frankfurt a/M. Von K. H. Vieregge, Pfarrer zu Bonn. (10 Pfg.) 9. Der Evang. Bund in Frankfurt. II. Eröffnungsrede bei der öffentlichen Versammlung. Von Graf Wintzingerode-Bodenstein. (10 Pfg.) 10. Der Evangelische Bund in Frankfurt. III. Rede über die Aufgaben und den Charakter des Evangelischen Bundes. Von D. G. Fricke, Geh. Kirchenrat, ord. Prof. der Theol. in Leipzig. (15 Pfg.) 11. Zehn Jahre preußisch-deutscher Kirchenpolitik. Von D. R. A. Lipsius, Geh. Kirchenrat, Professor der Theologie in Jena. (20 Pfg.) 12. Die Reformation und das deutsche Volkstum. Von Julius Werner, Pfarrer in Hohenthurm bei Halle a. S. (20 Pfg.)

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Das Christentum ist der größte Feind des Pharisäismus und des Aberglaubens. — Das Verhalten Christi verpflichtet uns, die Menschen zu ertragen, von welcher Gemeinschaft sie auch sein mögen, friedlich mit ihnen zu leben und sie nicht zu beunruhigen, zu welchem Glauben sie sich auch bekennen mögen.

Papst Clemens XIV.

Ueber die Armut der Jesuitenlitteratur kann sich die Welt nicht beklagen. Nur Eines habe ich bis heute in ihr vermißt: die Darstellung des innigen Zusammenhangs der hervorragendsten Charakterzüge des Jesuitenordens mit seiner ersten Erziehung. Den Nachweis darüber zu liefern, daß diese Charaktergrundzüge eine psychologisch notwendige Folge des ganzen Erziehungssystems, nicht etwa bloß der bekannten Jesuitenmoral seien, hat sich die vorliegende Abhandlung zur Aufgabe gemacht.

Die erste Anlage, die erste Anregung sogar, verdankt diese Schrift den der letzten Reichstagswahl vorangegangenen Kämpfen innerhalb dieser Körperschaft. Der Verfasser konnte sich nicht wohl denken, daß es allen Mitgliedern des Zentrums, soweit dieselben mit der Geschichte des „heiligen Ordens Jesu" einigermaßen vertraut sein konnten, mit der Zurückrufung desselben völliger Ernst gewesen sei. Es mochte vielmehr im Plane des welfischen Zentrumsführers liegen, die extremsten Forderungen aufzustellen, um der Regierung des deutschen Reichs die größtmöglichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen und zugleich sich selbst an der Spitze der klerikalbeeinflußten Zentrumspartei zu erhalten. Eine auch nur annähernde Bekanntschaft mit der

deutschen Geschichte, in welcher der Orden eine so verhängnisvolle Rolle spielte, hätte wohl für jeden Vaterlandsfreund hingereicht, jenen äußersten Forderungen des Welfen fern zu bleiben. Wäre der Orden auch heute noch ebensowenig als vor dritthalb hundert Jahren im stande, sein heißerstrebtes Ziel, die völlige Ausrottung des Protestantismus im Vaterlande der Reformation zu erringen, so läge es doch ebenso in seiner Macht wie in seinem besten Wollen, um soviel mehr Unheil innerhalb der evangelischen Bevölkerung Deutschlands anzurichten, als er wenigstens den einen großen Erfolg erzielt hat, die römische Kirche mit dem Geiste Loyolas bis zur höchsten Sättigung zu durchtränken. Er dürfte hoffen, die eigenen Umtriebe durch den Klerus kräftigst unterstützt zu sehen. Hiefür zeugen die offenliegendsten Thatsachen. Nachdem es schon unter dem Pontifikat Pius IX. gelungen war, den Episkopat von dem päpstlichen Stuhle unbedingt abhängig zu machen, konnte die vollendete Verschmelzung der „Kirche“ mit dem Orden nicht ausbleiben. In den höheren Lehranstalten wird der Klerus jesuitisch herangebildet und womöglich mit jenem Kampffeuer beseelt, welchen die Zucht Loyolas den Jüngern einzuflößen weiß. Wenn dann freilich der Feurigsten einer sich von seinem Uebereifer gar zu weit fortreißen läßt, so ist hiefür weder Ignatius noch die „Kirche“ verantwortlich.

Die wohlbegabte, aber noch sehr jugendliche, katholisch getaufte Tochter einer den höheren Ständen angehörigen evangelischen Mutter wird eines Tags von ihrem Beichtvater recht eindringend ins Gebet genommen, ob es ihr denn nicht möglich sei, ihre Muttrr zur alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen? Als dieser Uebergriff dem Oheim, einem einflußreichen Mitgliede des Klerus hinterbracht wurde, äußerte sich dieser sehr entrüstet darüber und nannte den Anschlag des Zeloten eine Taktlosigkeit. Hiemit kann, ganz abgesehen von anderweitigen Gesichtspunkten, jeder unsrer Leser voll einverstanden sein. Denn der gleichfalls glaubenseifrige, zugleich freilich auch sehr verständige Oheim, hätte das gottgefällige Werk sicher selbst in die Hände

genommen, wären nicht ernste Hindernisse im Weg gestanden. Um so weniger stand es einem fernerstehenden Dritten zu, in dieses noli tangere der Familie täppisch hineinzugreifen.

Aber auch das gesamte Volk wird, ganz im Gegensatz zum Verhalten der katholischen Kirche im ersten Drittel des Jahrhunderts, in die alte Werkheiligkeit, den Marien- und Herzjesukult, in das Prozessionswesen (Lourdes, Marpingen, Dittrichswalde, Metten u. s. w.) hineingetrieben. Auf gleiche Quellen weisen die wieder zugelassenen Ursulinerinnen hin, die Krankenorden, die ja doch Affiliierte des Jesuitenordens sind; wozu noch der wichtige Punkt kommt, daß der Orden vermöge seines großen Kapitalbesitzes in Deutschland im stande ist, verschiedene Zeitschriften allerorten im Reiche anzukaufen oder doch verwandte Geschäftsinhaber nachdrücklichst zu unterstützen.

Angesichts dieser Thatsachen könnte es wohl manchem einfallen, hier einzuwerfen: Wenn also das deutsche Reich den Jesuitismus in optima forma schon innehat, was kann es denn noch für einen Wert haben, den Orden selbst in eigener Gestalt von uns abzuwehren? Aber durch diesen scharfsinnigen Einwurf würde der Gegner nur seine völlige Unbekanntschaft mit dem Orden verraten. Mögen die Affiliierten von noch so brennendem Kircheneifer beseelt sein, die heiligen Väter Jesu erreichen sie doch nie. Alle, selbst die bestbegabten und bestgeschulten Kleriker nicht ausgenommen, sind und bleiben den Ordensbrüdern gegenüber doch nur Laien. Ihnen fehlt vor allem die rücksichtslose Entschlossenheit des Handelns, die von engherzigen Gewissensmahnungen befreite eiskalte Berechnung der einzuschlagenden Mittel und Wege, die ebenso geschmeidige, aalglatte, als taktfeste und folgerichtige Führung, die an Hilfsmitteln unerschöpfliche Findigkeit, zu welcher die Schule den ersten Grund legt, die aber an der Hand der persönlichen Erfahrung, der gegenseitigen Mitteilungen und des Wetteifers zu höherer Ausbildung gelangt. In der That waren die Propagandaerfolge, zumal in dem unverdorbenen Jugendalter des Ordens, dem 16. Jahrhundert, großartig. Denn niemand

in der Welt hat sich die menschlichen Schwächen mit der Schärfe, wie die Schule Loyolas, zur Sonderforschung gemacht. Darum sind die ersten Angriffsziele: das Weib, der halbreife Mann, die halbreife Jungfrau, der moralische Schwächling, ganz vorzugsweise aber der entkräftete, verkommene Schlemmer und Lump der höheren Gesellschaftskreise; und die durch vielfache Uebung höchst geläufig gewordenen Kunstgriffe sind liebendes Eingehen in jene Schwächen, und wären es auch häßliche Laster, Liebkosungen, kleine Geschenke, ganz besonders aber die weitherzigste, bereitwilligste Indulgenz. Wer nennt mir ein Verbrechen, für welches die Schule Loyolas nicht ein Hinterpförtchen offen hätte? Diebstahl, Betrug, Ehebruch, Blutschande, Hochverrat, Meuchelmord, alle diese Verbrechen dürfen im Beichtstuhl der klugen Väter auf Absolution rechnen. Gibt es also gar kein todeswürdiges oder absolut strafbares Verbrechen? Warum denn nicht? Zweifel am Dogma der Kirche, ketzerischer Starrsinn. Das thut uns ihr eigener Mund, wenn sie gerade in ihrem Hauptberuf, der Ketzervertilgung, begriffen sind, über alles Mißverständnis hinaus unverholen kund. Im Salzburger Ländchen, wo sie gerade diese verdienstliche Aufgabe lösten, erschollen von der Kanzel wie von allen Orten, wo sie auftraten, die Warnworte: „Wer auch nur aus Neugierde ein halbes Blatt in der Bibel oder in einem ketzerischen Buche liest, begeht eine Todsünde.“

Wenn gleichwohl auf genanntem Boden der Feuereifer keinen größeren Erfolg hatte, als daß 36 Personen übertraten, während 30 000 fleißige, überzeugungstreue Menschen fast binnen eines Jahres (1731—32) auswanderten, so drängt sich uns die Frage auf: Wäre wohl in unsern Tagen, welche diesseits wie jenseits des Ozeans der Golddollar beherrscht, der gleiche Mißerfolg im deutschen Reiche zu erwarten? Diese Frage überlasse ich jedem Leser zur Beantwortung.

Ehe wir uns nun zu unserer Aufgabe wenden, die durchgängige Unsittlichkeit des Ordens als unausbleiblich notwendige Frucht der eigentümlichen ersten Erziehung seiner Jünger

nachzuweisen, liegt uns zunächst ob, die wichtigsten Belege dieser Erscheinung vorzuführen. Diese Belege liefert uns die Geschichte in unzweifelhaften Thatsachen, wobei es sich von selbst versteht, daß wir uns nur an das Wichtigste und Sicherste halten.

1. Bei der Ausrottung der Waldenser Sekte in Unteritalien 1561, welche das ausschließlich eigene Werk der Jesuiten war, wurde mit unerhörter Grausamkeit, zumal in den Orten Casal di San Sisto und Guardia Fiscalda verfahren. San Sisto wurde verbrannt und 60 Männer dort aufgehängt u. s. w. In einem Briefe vom 12. Juni des genannten Jahres wird mitgeteilt, daß in 11 Tagen an 2000 Menschen hingerichtet, 1600 zum Gefängnis verurteilt und mehr als 100 auf dem Lande abgeschlachtet worden seien. (Joh. Huber, Prof. in München, der Jes.-Orden 1873 p. 22.)

2. Daß auch die Pariser Bluthochzeit (24. August 1572) ihr vorzugsweises Verdienst war, ergibt sich schon aus der einzigen Thatsache, daß sie an König Karl IX., einem der jämmerlichsten Menschen, der jemals einen Thron bestiegen, einen fanatischen Verehrer hatten. Weniger bekannt ist, daß dem Blutbade in der Hauptstadt 6 Wochen hindurch eine Menschenschlächterei in den Provinzen folgte, deren Opfer auf 20—30000 Personen geschätzt wurden. Indirekt weist auf den nichtweltlichen Ursprung der Mordszene auch der große Jubel hin, mit welchem sie in Rom gefeiert wurde. Papst Gregor XIII. verherrlichte diesen glücklichen Erfolg der „Kirche" durch eine feierliche Prozession, durch Gemälde, die er zu ihrer Verewigung herstellen und durch eine Münze, die er auf diese „Ugonotorum strages" schlagen ließ.

3. Der 30jährige deutsche Religionskrieg kam erst zu stande, nachdem den Jesuiten der große Wurf gelungen war, Kaiser Mathias trotz seiner früheren Abneigung gegen Erzherzog Ferdinand von Steiermark schließlich doch zur Einsetzung desselben als seines Thronfolgers zu überreden. Dieser, der nachmalige Kaiser Ferdinand II., war sogleich nach dem Tode seines Vaters als 12jähriger Knabe (1590) von der

bigotten Mutter den frommen Vätern zur Erziehung übergeben worden und aus dieser Zucht als fanatischer Jünger des Ordens hervorgegangen.

Daß über den wahren Urquell des Kriegs zur Zeit desselben nirgends ein Zweifel obwaltete, ergibt sich aus der Anrede Gustav Adolphs an die in Erfurt zu seinen Füßen im Staube sich windenden, um Gnade flehenden Jesuiten: „Für die Unruhen, die ihr angezettelt habt, für das Blut, das ihr vergossen, werdet ihr einst vor Gottes Thron Rechenschaft ablegen müssen. Ich kenne euch besser, als ihr glaubt. Ihr seid die Urheber der Leiden Deutschlands. Eure Absichten sind bös, eure Lehren gefährlich, euer Verhalten ist strafbar."

Sie haben den Krieg nicht bloß angezettelt, sie wußten ihn auch in die Länge zu ziehen. Die Fürsten, welche in diesem furchtbaren Kampfe für die katholische Sache fochten, spielten die Rolle, welche ihnen die Jesuiten anwiesen (Huber a. a. O., p. 33), wie denn auch der Orden den Liguisten mit größeren und kleineren Darlehen unter die Arme griff, um sie jedoch später wieder zurückzufordern, nachdem die Summe des Zinses die des Kapitals erreicht oder überschritten hatte. (E. Eisele, Jes. und Kathol. p. 296 ff.) Auch blieben sie keineswegs immer müßige Zuschauer des von ihnen angerichteten Zerstörungswerks, sie scheuten sich nicht, auch persönlich einzugreifen. Nach dem Erlaß des Restitutionsedikts (1629, 6. März) zogen die Loyoliten mit kaiserlichen und liguistischen Scharen in den protestantischen Landen umher und hetzten die verwilderte Soldateska zu dem brutalsten Unfug auf: „Seid eifrig im Werke! Und sollten es einige hindern, so sollt ihr brennen, daß die Engel ihre Füße an sich ziehen und die Sterne schmelzen." So waren sie schon 1622 und 1623 in Schlesien zur Bekehrung des Volks ausgezogen und hatten hiedurch Louis XIV. das Muster zu seinen Dragonaden gegeben. In diesem Lande sowie in Böhmen war es hauptsächlich, daß sie sich mit reicher Beute beluden.

Die Folge dieses langen gräuelvollen Kriegs war eine Verarmung, Entvölkerung und Verwilderung Deutschlands, wie sie in der neueren Zeit kein zweites Kulturland zu erdulden hatte. Die einzigen, welche aus diesem Kriege mit Reichtümern hervorgingen, waren die Anstifter des Kriegs.

4. Die Religionskriege der Schweiz im 17., 18. und 19. Jahrhundert waren gleichfalls ausschließliches Verdienst des Ordens. Schon 1586 hatten sie den goldenen und den borromäischen Bund der katholischen Städte Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug und Freiburg gegen die Ketzer zu stande gebracht, was diese Orte zu dem gegen die reformierten Kantone gerichteten Bündnis mit Philipp II. hindrängte. Die Jesuiten schürten die Zwietracht der Eidgenossen unablässig bis zum blutigen Bürgerkrieg, der den Bernern 1656 die schwere Niederlage bei Vilmargen eintrug, welche erst im folgenden Jahrhundert durch die gleich schwere Niederlage der Katholiken auf demselben Schlachtfeld (1712) ausgeglichen wurde. Den dritten Religionskrieg, den des Sonderbunds, haben viele unserer Leser selbst erlebt.

5. Die berüchtigten Dragonaden unter Louis XIV., deren Vorbild bereits erwähnt worden, ereigneten sich nach der Zurücknahme des Restitutionsedikts von Nantes, 1685.

6. Die Errichtung des Jesuitenstaats Paraguay ist von ganz hervorragendem Interesse für die Beurteilung des Ordens. Die „Missionäre" hatten von der Krone Portugal den Auftrag übernommen, die Eingebornen im Staatsinteresse zu zähmen und sie zu brauchbaren Unterthanen heranzuziehen. Das war ihnen vortrefflich gelungen, so zwar, daß sie der Versuchung nicht widerstehen konnten, dieselben sich bleibend anzueignen und die Arbeitskräfte der Gezähmten im eigenen Interesse nützlich zu verwenden. Das aber wollte sich der Auftraggeber nicht gefallen lassen. Es kam zu Exekutionen, denen die Beauftragten bewaffneten und zwar erfolgreichen Widerstand entgegensetzten, bis der zu schwachen Waffenmacht Portugals die der Krone Spanien sich beigesellte und die

Aufrührer zu Paaren trieb. Sämtliche Mitglieder der revolutionären Bande wurden aufgegriffen und ins Heimatland zurückgeliefert. Das geschah im Jahre 1768. Wir werden auf diese Begebenheit weiter unten zurückkommen.

7. Das von französischen Jesuiten angezettelte abscheuliche Gemetzel auf dem Libanon, bei welchem die Maroniten von den Drusen fast ganz aufgerieben wurden, fällt in das Jahr 1860.

Dies sind die von der Rotte Loyolas gegen die Völker verübten Verbrechen, die der eiserne Griffel der Geschichte in das Buch der Welt eingezeichnet hat. Weniger zweifelfrei sind die derselben zur Last gelegten Missethaten gegen hervorragende Individuen weltlichen und kirchlichen Charakters. Unter den Meuchelmorden gegen die ersteren hat nur der gegen Heinrich IV. verübte, als direktes oder doch indirektes Werk der Loyoliten eine höhere, nahezu jeden Zweifel ausschließende Wahrscheinlichkeit. Ihm nähert sich der Meuchelmord an Moriz von Nassau, welcher in demselben Jahr erfolgte, in welchem die Jesuiten aus den Niederlanden vertrieben wurden. Anders verhält sich die Sache mit dem angeblich an vier Päpsten verübten Giftmorde (Sixtus V., † 1590, Clemens VIII., † 1605, Innocenz XIII., † 1724 und Clemens XIV., † 1774). Hier fehlt ja, was bei den gewaltsamen Todesarten ganz wegfällt, schon der Nachweis der Todesart, geschweige denn der des Thäters. Allerdings hatten die drei erstgenannten Päpste sich mit den Jesuiten überworfen und sind nach kurzer Erkrankung gestorben. Diese beiden Thatsachen rechtfertigen jedoch entfernt nicht den Schluß: folglich sind sie mit Jesuitengift vergeben worden. Nie darf der einzelne Todesfall, so lange nicht das Gift technisch nachgewiesen, der juristische Beweis somit nicht erbracht ist, als Anklagepunkt festgehalten werden. Ein anderes ist die Frage, ob eine Gesellschaft oder ein Individuum, gegen welche der Verdacht sich häuft, als moralisch fähig, ein solches Verbrechen zu begehen, erachtet werden dürfe? Diese Frage darf, soweit sie die Jesuiten betrifft, unbedenklich bejaht werden

da sie ja in ihren Schriften den Fürstenmord, eines guten Zwecks willen verübt, offen gutgeheißen haben. Ueberdies ist es fraglich, ob es diesem Orden auch nur unangenehm ist, solchem Verdachte ausgesetzt zu sein. Wer in der Welt eine große Rolle spielen will, stets einen großen Zweck, majorem dei gloriam, verfolgt, muß nach der alten vielerprobten Regel, wenn er sich nicht Liebe erwerben kann, die Menschen in Furcht zu setzen wissen.

Indem wir nun das Gebiet der Thatsachen verlassen, bieten sich uns die gewichtigsten Anklagepunkte gegen die Loyoliten in denjenigen ihrer Schriften dar, welche die sogenannte Jesuitenmoral der Welt preisgaben. Da diese jedoch wenigstens in ihren Hauptzügen allgemeiner bekannt ist, neuerdings überdies in zwei trefflichen Schriften (Jesuitismus und Katholizismus, von E. Eisele, 1888; und Ignatius Loyola, von Eberhard Gothein 1885) teils eingehend dargestellt, teils kritisch besprochen worden ist, begnügen wir uns, auf diese Quellen hinzuweisen, die Sache selbst nur einfach zu erwähnen und zwar ausschließlich mit den Worten eines hervorragenden Katholiken, des edlen von Wessenberg: „Die Lehre vom Probabilismus, von der reservatio mentalis und von der Heiligung des Mittels durch den Zweck, selbst von der Ungiltigkeit übernommener Eide, wenn angeblich höhere Zwecke dies probabel machen — — — zerstört das Grundwesen der christlichen Moral. (Considérations sur l'état actuel de l'instruction publique en France et en Allemagne 1812.)

Die Frage, wie es denkbar sei, daß eine aus dem Schoß des Christentums hervorgegangene, mit der „Kirche" dauernd verschmolzene Gesellschaft, die sich überdies mit dem Namen des Gründers geschmückt hat, eine dem Geiste dieser Religion so mittendurch entgegengesetzte Lehre in die Welt setzen konnte, veranlaßt uns, auch noch auf die Persönlichkeit des Ordensstifters einen Blick zu werfen.

Als tapferer Hauptmann in der von den Franzosen belagerten, zuletzt auch eroberten Festung Pampeluna schwer verwundet (1521) verfiel Ignaz (Inigo von) Loyola während

des langen Krankenlagers durch das Lesen religiöser Schriften in religiöse Schwärmerei bis zu ekstatisch-visionären Anfällen, aus welchen er zuletzt als Asket hervortrat. Da jedoch bei diesem geistig kräftig organisierten Manne die Intelligenz durch den verwickelten neuropathischen Prozeß nicht wesentlich beeinträchtigt worden war, so blieb ihm das Vermögen der Selbstreflexion unversehrt, d. h. die Fähigkeit, auf sich selbst, auf alle inneren Regungen, Empfindungen und Vorstellungen, wie aus der Vogelperspektive herabzusehen und sie wie die Erscheinungen eines fremden Ich kaltblütig nüchtern zu prüfen. Hier konnte nun dem scharfsinnigen Geiste wohl nicht entgehen, in welch' beständigem Widerstreite das sittlichernste Wollen mit den Regungen des eigenen Ich stehe, wie dieses stets darauf ausgehe, sich jenem auf jede Art zu entwinden, wie erfinderisch es sei an Schlichen und Kunstgriffen, sich selbst und zugleich andere zu täuschen, vor der Welt, am Ende auch vor sich selbst, Komödie zu spielen. Auf diesem Wege unerbittlich strenger Selbstprüfung gelangte er zu zwei wichtigen Ergebnissen: zum gründlichen Mißtrauen gegen die menschliche Natur und die Notwendigkeit unermüdlicher Wachsamkeit und Anstrengung, um die denkbar möglichste Selbstbeherrschung zu erlangen. Das war eine vortreffliche Vorschule für jeden Ordensstifter, besonders aber für den, der zu Großem ausersehen war und dieses vielleicht schon halbbewußt in sich trug. In dem Plane, wie er sich im Laufe der Zeit allmählich gestaltete, sehen wir nun die verschiedenen Elemente seines Wesens einheitlich zusammenwirken. Die durch das lange Krankenlager ausgebrütete religiöse Schwärmerei mochte immerhin das **punctum saliens** des gesamten Gedankenganges sein. Daß sie aber so Weitgreifendes erzeugte, erklärt sich nur aus einem unbegrenzten Selbstgefühl und glühenden Ehrgeiz. Der frühere militärische Beruf des Mannes machte sich sodann geltend in dem Entwurf eines stets streitenden und gewissermaßen militärisch organisierten Ordens, dessen große Aufgabe es sei, das gewaltig um sich greifende Ketzertum zu bekämpfen und die Uebermacht der Kirche

nicht nur wiederherzustellen, sondern zugleich über die ganze Erde auszubreiten, während die Ergebnisse der innern Askese, gestützt auf die Lebenserfahrung im früheren Berufe, die beiden Hauptgrundsätze des Ordens erzeugten: das Mißtrauen aller gegen alle und das Gebot des blinden Gehorsams. Daß aber dem Orden eine gründliche Schule vorangehen und daß hiezu selbst frühes Jugendalter verwendet werden sollte, das ist unbestreitbar ein genialer Gedanke, welcher wohl in der Erkenntnis der Schwierigkeit völliger Umwandlung der menschlichen Natur keimte, also eigene Erfindung, eigene Eingebung war. Gerade deshalb aber erscheint es mir zweifelhaft, ob der Ordensstifter auf die der Schule vorangehenden „geistlichen Uebungen" einen so gar großen Wert legte, wie er dies vorgab, oder ob er nicht vielmehr die Schüler selbst und zugleich die Welt täuschen wollte, als ob eine Art göttlicher Verklärung oder Durchgeistigung dadurch erzielt werde. Es ist geradezu unmöglich, daß durch diesen 28tägigen Hokuspokus irgendetwas Nachhaltiges, geschweige denn eine so völlige Umwandlung der menschlichen Natur, wie sie sich im ganzen Orden, ja selbst in jedem einzelnen Individuum desselben wirklich darstellt, die aber entfernt nicht als eine göttliche bezeichnet werden kann, zu Stande gebracht werde. Ich betrachte jene Uebungszeit nur als ein Tentamen, eine feierliche Vorprüfung, um den Zögling nach seiner moralischen und intellektuellen Anstelligkeit zu beurteilen. Sie verhält sich zur Schule etwa wie das Vorspiel zum Schauspiel. Der Hauptaccent der Schule fällt vielmehr auf folgende Punkte:

Der Zögling wird dem Boden, dem er entsprossen, vollkommen entfremdet. Vor allem muß er auf seine Muttersprache verzichten, an deren Stelle eine tote, ihn gegen die Mitwelt isolierende Sprache tritt. Diese, die Mitwelt, insbesondere die Heimat wird ihm wie unter den Füßen weggezogen: er hört auf, Sohn, Bruder, Freund zu sein. Neue Freundschaftsbündnisse unter den Gefährten werden dadurch im Keime

erstickt, daß jeder Zögling den andern überwachen und denunzieren muß. Auf diese Weise wird das Neigungsgefühl, das Grundelement der Sittlichkeit, ertötet und in den leeren Raum hinein nichts anderes als das Gebot des blinden Gehorsams gesetzt. Nach ihrer moralischen Seite hin erzielt sonach die Jesuitenschule eine völlige Verkümmerung der menschlichen Seele durch Erstickung aller Gemütsregungen, die in der Doppelgestalt der Liebe und des sittlichen Gefühls, selbst nach den eigenen Worten Christi und desjenigen Apostels, der dessen Lehre am gründlichsten erfaßte, sich offenbaren. Und diese Frucht der Jesuitenschule wird um so sicherer erreicht, je frühzeitiger die Zucht beginnt, je weniger also die naturgemäße geistige Entwicklung des Zöglings das Kindesalter (12.—14. Jahr) überschritten hat, oder je größer der Zeitraum ist, der zur Umwandlung des Menschen verwendet wird.

Ihre Vollendung aber gewinnt die moralische Zucht durch die der Jesuitenschule spezifisch eigentümliche Intellektualbildung. Diese Seite der Erziehung bedient sich zwar der wissenschaftlichen Methode, gleichwohl hat sie nichts weniger als den Kultus der Wissenschaft als solcher, sondern ausschließlich die praktische Ausbildung zum Propagandadienst im Auge. Es ist die möglichste dialektische Vervollkommnung, was die Schule bezweckt. Die Wissenschaft gibt den Stoff nur soweit dies zur Ausbildung der Form absolut erforderlich ist. Der Denklehre geht es in der Jesuitenschule wie der Moral, sie kommt nur zum Gebrauch um mißbraucht zu werden. Man wird diese Schule wohl am richtigsten charakterisieren, wenn man sie eine ausschließlich formale nennt. Die vorzugsweise, tagtäglich bei jeder Gelegenheit geübte Form des Unterrichts ist deshalb das Disputieren, bei welchem die Finte, der Trugschluß, das Sophisma zur Geltung kommen. Wie in der Fechtschule kommt es darauf an, dem der Regel huldigenden Gegner eine Blöße abzusehen, um ihn zu entwaffnen. Diese Schule machte in

der That den Loyoliten zu dem gewandtesten Disputanten, dem das Uebertölpeln der unbehilflichen arglosen Ueberzeugungstreue, ebenso innerhalb als außerhalb der gebildeten Kreise, ein Kinderspiel war. Wer diese Schule besucht hat, gleichviel ob zum Zweck des Kirchendienstes oder nicht, ist sofort an der Art und Weise des Disputierens leicht zu erkennen. Ich hatte vor geraumer Zeit Gelegenheit, diese Disputiergewandtheit an zwei jungen Gerichtsbeamten kennen zu lernen. Sowohl die Methode, als die Schule war mir damals neu. Als ich später vernahm, die beiden Herren hätten die Jesuitenschule in Freiburg durchgemacht, war ich über alles zugleich aufgeklärt.

Eine Lücke in der Aufzucht der Jünger auszufüllen, war den Nachfolgern Loyola's vorbehalten. Das Buch der geistlichen Uebungen lehrt nur die Zustutzung der Schüler, gibt aber keine Anweisung für den praktischen Propagandabetrieb. Darum traten nach Abfluß der ersten vier Jahrzehnte des Ordens die hervorragendsten Glieder desselben zum Direktorium zusammen, um ihre persönlichen Erfahrungen auszutauschen, wobei der fünfte Ordensgeneral, Aquaviva (1582—1615) die Feder führte. So kam das zweite Grundbuch zu Stande, welches die Anleitung zum praktischen Dienste gibt. Wenn wir hier nur einige wenige Vorschriften desselben wiedergeben, so geschieht es bloß, um den Geist des Ganzen erkennen zu lassen. 1. Man muß eine gute Gelegenheit abwarten z. B. wenn die (zu fangende) Person einen Kummer erlitten oder wenn sie schlechte Geschäfte gemacht hat. 2. Eine treffliche Gelegenheit bieten auch die Laster. 3. Handelt es sich um eine angesehene Person z. B. um einen Adeligen, so darf man ihr ja nicht die vollständigen Uebungen ausliefern. Jedenfalls ist es besser, zu diesen Personen ins Haus zu gehen, weil auf diesem Weg die Sache eher geheim bleibt.

Aus dieser kleinen Probe schon läßt sich erkennen, wie rasch der vom Ordensstifter gelegte Samen sich an der Hand der Erfahrung zum üppigen Baum entwickelt habe. Nun das konnte der scharfsinnige Mann, welcher der eigenen

Brust und dem Innern der Menschheit so tiefe Geheimnisse zu entlocken wußte, voraussehen. Was er aber nicht wohl voraussehen konnte, war die frühzeitige sittliche Entartung des Ordens, dem eine so verfängliche Minieraufgabe anvertraut worden war. Er hatte, dessen sind wir gewiß, keine Ahnung davon, welche Folgen das frühzeitige Ersticken der Neigungsgefühle für seine Jünger haben müsse, keine Ahnung davon, daß er mit der Liebe zu Andern auch den sittlichen Gefühlen ihre sichere Unterlage entzogen habe. Er glaubte wohl, die große Lücke im Innern der Zöglinge habe er mit dem Gebote des blinden Gehorsams vollständig ausgefüllt, und ahnte nicht, daß die im Menschen so tief begründete Eigenliebe in dem großen leeren Raum, den er durch die künstliche Aushöhlung des Innern geschaffen hatte, zur unbegrenzten Selbstsucht heranwachsen werde.

In der menschlichen Seele, sofern sie sich als ein Fühlendes offenbart, bewegen sich zwei im Verhältnis des Gegensatzes stehenden Grundelemente, die Eigenliebe und die Liebe zu den Mitgeschöpfen. Die letztere bildet das, was unsere Muttersprache Gemüt nennt, ein Wort, das ursprünglich Seele bedeutet, im Laufe der Zeit sich also zu einem Sonderbegriffe abgelöst hat. Das richtige Verhältnis beider Grundelemente des Gefühlslebens ist ihr Gleichgewicht. Das aber findet sich nur bei einer verschwindend kleinen Zahl glücklich organisierter Geschöpfe. Bei der unabsehbaren Ueberzahl der Menschen ist die Eigenliebe der weit überwiegende Trieb im Wurzelstock, der sogleich die üppigsten Schößlinge treibt, sobald die geselligen Gefühle Schaden genommen haben, die jedoch, solange sie nicht ganz ausgerottet sind, immer noch ein leidliches Verhältniß zum stärkeren Elemente zu unterhalten vermögen. Den Gedanken des Gleichgewichts festhaltend, können wir uns die Seele als eine Wage vorstellen, deren eine Schale, die der Eigenliebe, in demselben Verhältnis rascher oder langsamer zu Boden sinkt, als die andere, die des Gemüts (im engeren Sinn), ihres Gewichts beraubt wird. Die Bildersprache verlassend machen wir hier ein psychologisches Gesetz geltend, dessen

Wirklichkeit im Laufe des Lebens Jeder an sich selbst und an andern erproben kann und dessen genauer Ausdruck ist: Die Selbstsucht wächst in demselben Verhältnis als die geselligen Gefühle sich im Leben abstumpfen, rascher, wenn sie schon ursprünglich stumpf angelegt waren. Die Richtigkeit dieses Gesetzes läßt sich auf induktivem Wege leicht nachweisen. Von zwei Kollektiverscheinungen, die es stützen, ist die eine allgemein, die andere wenigstens an ihrer Stätte genügend bekannt. Im einen Falle fehlt das Gemüt ursprünglich, es ist, wie die neue Anthropologie sich nicht sehr glücklich ausdrückt, ein angeborener moralischer Defekt vorhanden. Im andern Falle wird das Erlöschen der geselligen Gefühle durch eine künstliche Verstümmelung des Organismus herbeigeführt.

Im ersterwähnten Falle offenbart sich an der Seite einer ursprünglichen Stumpfheit der Neigungs- und der sittlichen Gefühle ein unbändiger Egoismus, der dem Menschen gestattet, Alles zu thun oder zu lassen, was seiner jeweiligen Stimmung, seinen augenblicklichen Gelüsten und Einfällen angenehm oder unangenehm ist. Nicht alle diese Ungetüme versinken notwendig in Laster und Verbrechen. Eine gute Erziehung oder günstige gesellschaftliche Verhältnisse bewahren sie vor dem tieferen sittlichen Verfall. Fehlen aber diese Bedingungen, so führt die unglückliche Charakteranlage zu völliger Ausartung, zum Gewohnheitsverbrechen. Es sind dies die geborenen Verbrecher Lombroso's, unter welchen wieder die jugendlichen das Ursprüngliche des Charakters am deutlichsten zeigen.

Der zweite Fall betrifft eine in Rußland verbreitete Sekte, die Skopzen, bei welchen die sittliche Entartung infolge der Verschneidung eintritt. Der Skopze hat „keinen Sinn mehr „für seine Umgebung, dagegen entwickelt sich bei ihm ein maß„loser Egoismus, der vorzüglich als Habsucht und Geiz sich „offenbart. An die Stelle höherer intellektueller Fähigkeiten „tritt bei ihm Schlauheit, Falschheit, Hinterlist." (Pelikan, gerichtlich medizinische Untersuchungen über das Skopzentum in Rußland, 1876, Kap. 3).

Was nun beim Gewohnheitsverbrecher angeboren ist, der Mangel der Neigungs- und der sittlichen Gefühle, was beim Skopzen wie beim Eunuchen des Orients durch die Verstümmelung des Organismus herbeigeführt wird, das ist beim Loyoliten künstliches Erzeugnis der Schule: das völlige Ersticken der Neigungsgefühle durch die folgerichtig durchgeführte Losreißung des Zöglings aus seinen natürlichen Verhältnissen, durch die jedes neue Neigungsverhältnis ausschließende gegenseitige Kontrole, welche überdies alles Vertrauen zur Umgebung vernichtet und die Falschheit, die Heimtücke, die Hinterlist großzieht, wozu dann noch in der Lehre die Erstickung des Gewissens durch die Verfälschung der Moral kommt.

Wenn wir nun in diesem Orden die den Gemütsmangel stets begleitende Selbstsucht und den tiefeingewurzelten Hang zur Unwahrheit fänden, so wäre die Aufgabe vorliegender Abhandlung, die durchgängige Unsittlichkeit des Ordens als notwendige Frucht des ganzen Erziehungssystems nachzuweisen, unangreifbar gelöst.

Die Selbstsucht spricht sich in drei gewöhnlich als Leidenschaften bezeichneten Hauptformen aus, die wohl in denselben Individuen vereinigt sein können, gemeinhin aber nur gepaarte oder vereinzelte Erscheinungen sind: Sie heißen Ehrgeiz, Herrschsucht, Habsucht, letztere nicht immer, doch auch gerade nicht selten gepaart mit Geiz.

Den Ehrgeiz hat der Stifter seinem Orden schon mit der Taufe eingehaucht, indem er demselben den Namen **compania de Jesu** gab. Wo es sich aber nicht bloß um einen hochtönenden Namen, sondern um das höchste Ziel, das sich überhaupt der Mensch zu stecken vermag, die Weltherrschaft, handelt, da ist ein gesteigertes Selbstgefühl und ein demselben gleichlaufender Ehrgeiz etwas Selbstverständliches. Ist es eine ganze Gesellschaft, die nach solchem Ziele strebt, so ist jedes Mitglied von demselben Geiste durchdrungen. Es ist dann, hiefür zeugt schon ein Blick auf große und kleine Volksmassen, ein geselliger (sozialer) Größenwahn, der um so leichter zum Fanatismus

anwächst, je empfänglicher die Gemüter sind und je weniger echt und tief die Bildung des Geistes sich verhält. Das bis zum Hochmut gesteigerte Selbstgefühl des Ordens kam oft genug im Uebereifer sowohl einzelner Mitglieder als der Gesamtheit zum Vorschein. Von ihrem stolzen Namen wollte letztere nie ablassen, wer möchte ihr das verdenken? Der Orden erlitt deshalb schon in seiner ersten Zeit viele Anfechtung. Von den Päpsten war es vorzugsweise Sixtus V., welcher von dem Orden verlangte, daß er seinen anmaßenden Namen in Ignatianer verwandeln solle. Das wurde ihm aber sehr übel genommen. Es soll ihm deshalb aus der Mitte des Ordens prophezeit worden sein, er werde das Jahr 1590 nicht überleben. Ein Prophetenwort, das pünktlich eintraf. Aber auch der Sorbonne war dieser Name sehr anstößig. Nachdem sie in ihrem berühmten Verdikt von 1554 den Orden als gefährlich in Sachen des Glaubens, als Störenfried der Kirche und überhaupt mehr zum Zerstören als zum Erbauen geeignet bezeichnet hatte, wurde er zwar 1561 in Frankreich zugelassen, jedoch nur unter Bedingungen, die seine ausschweifenden Forderungen abwiesen, und worunter auch die war, daß er auf den Namen der Gesellschaft Jesu, welcher eine unerhörte Anmaßung sei, Verzicht leisten solle. Daß er in alle diese Bedingungen einging, ließ sich von seiner vollanerkannten Klugheit erwarten; daß er keine derselben einhielt, war eine Sache, die das Gebot der Folgerichtigkeit unbedingt forderte.

Wenn freilich die heiligen Väter Jesu jederzeit sich Handlungen zu Schulden kommen ließen, wie sie weiter unten zum Teil erwähnt sind und von der Welt sogar als das Gegenteil von ehrenhaft bezeichnet werden, so könnte man an einem echten dem Orden innewohnenden Ehrgeiz zweifeln. Aber dies kommt ja auch bei andern hochgestellten Sterblichen z. B. bei den Despoten aller Zeiten und Völker vor. Der Ehrgeiz vieler Menschen scheut kein Ding in der Welt so wenig als die Schande. Derselbe kann sogar in dem Streben bestehen, sich den Ruhm des größten Schufts in der Welt zu erwerben.

Sehr frühzeitig gab in der That der Orden zu erkennen, daß ihm mit der nackten Ehre nicht gedient sei, daß seinem Streben nur ein solides Ziel zusage. Als solches galt ihm das Herrschen, die von allen Sterblichen anerkannte Oberhoheit. Das gab sich überall zu erkennen, wo der Orden festen Fuß zu fassen wußte, in der Hauptstadt der Kirche wie in der Provinz, im Kulturgebiete wie unter den auf der Erde zerstreuten Naturvölkern. Ueberall führte er sich anmaßend und gebieterisch auf. Um alles durchzusetzen, fehlte ihm nur die physische Macht. Auf einem Punkte der Erde jedoch wurde ihm auch diese zu teil. Er schaffte sie sich selbst aus unmündigen Naturkindern, Staat und Heer zugleich, eine bis in den Tod getreue Volksmasse, die es ihm ermöglichte, sich wenigstens gegen eine europäische Krone mehrere Jahre lang zu behaupten. Er sollte nur als Bahnbrecher der weltlichen Herrschaft vorangehen, aber er verstand es, das ihm anvertraute Land gegen die Außenwelt hermetisch zu verschließen, bis er ein von mehr als 100 000 Menschen bewohntes Gebiet sein Eigentum nennen konnte. Dem Namen nach, und an diesem hielten die Loyoliten fest, waren sie bloß die Missionare Portugals, in Wahrheit aber die Souveräne des von ihnen gegründeten Staates Paraguay Wie sie das angegriffen und durchgesetzt haben, läßt sich aus verschiedenen Berichterstattungen entnehmen. „Die Missionare „ließen sich die Schule allerdings sehr angelegen sein, d. h. der „Katechismus wurde viel hergesagt und abgefragt, jede Ver„säumung des Gottesdiensts seitens der Schüler strenge bestraft „und am Sonntag Unterricht erteilt über religiöse und andere „Dinge. Manche lernten auch so schön schreiben, daß die Hand„schrift dem schönsten Drucke gleich kam, aber nicht leicht einer „lernte lesen. Sie gestatteten auch, dem ausdrücklichen königlichen „Willen zuwider, den Indianern nicht, spanisch zu lernen. Sie „begnügten sich, diesen nur die äußern Gebräuche, nicht aber „die Lehre des Christentums beizubringen, sie wollten durch „vollständige Isolierung, durch jede Art von Beschränkung auf „den blinden Gehorsam, nicht auf geistige Erhebung und fort-

„schreitende Bildung der Indianer hinarbeiten. Auf diese Weise „gelang es ihnen, rohe Kannibalen in friedsame Hürdentiere „umzuwandeln. Sie haben diese Menschen nicht erzogen, sondern „zum Beten und Arbeiten gedrillt. Sie haben ihre Zöglinge „absichtlich in voller Unmündigkeit erhalten, aller Energie beraubt „und geistig noch stumpfer gemacht, als sie schon vorher waren." (Waitz, die Naturvölker III., p 462).

Die Indianer des Jesuitenstaats Paraguay konnten sorglos leben, sie wurden genügend ernährt, wurden nicht übermäßig zum Arbeiten angehalten, durften sich nicht einmal mit Erbauung ihrer Wohnungen plagen, aber zu einem Eigentum, zu irgend einer Selbständigkeit brachten sie es nie, der Ertrag ihrer Arbeit floß in die Seckel ihrer Grundherren. So hatten denn die Jünger Loyolas im neuen Weltteil das Ideal ihres Strebens auf Erden erreicht. So wollten sie, wenn dies in ihrer Macht läge, die ganze Menschenwelt sich zurichten: die Völker mundtot, die ewigen Taglöhner um Kost und Wohnung so gut gepflegt, wie nutzbare Haustiere, sie selbst die Vertreter Gottes auf Erden und zugleich, was den Kern der Sache bildet, die Eigentümer und Nutznießer der Güter dieser Erde.

Hiemit sind wir zur reellsten Form der menschlichen Selbstsucht, zur Habsucht, dem solidesten weil handgreiflichsten Strebensziel gelangt. Zugleich ist diese höchste und beharrlichste „Leidenschaft" der Loyoliten diejenige, an welcher der Ordensstifter nicht den geringsten direkten Schuldanteil hat. Denn er hatte seinen Jüngern gründliche Verachtung aller irdischen Dinge, zumal der Reichtümer, zur strengen Pflicht gemacht und bewährte in seiner Person das Vorbild freudiger Entsagung. Aber kein menschliches und göttliches Gebot wurde jemals mehr zu Schanden gemacht als das Gebot der Armut, welches nicht allein der Stifter des Ordens, sondern auch der Gründer des Christentums, dessen Namen sich der Orden angemaßt, den Seinigen eingeschärft hatte. Statt dessen offenbarte sich schon frühzeitig eine so glühend heiße Hast der Ordensbrüder, sich Reichtümer aufzuhäufen, daß schon der dritte Ordensgeneral,

Franz Borgia (1565—1572) über die zunehmende Habsucht und die hieraus notwendig entspringende Entartung der Gesellschaft in laute Klagen ausbrach. Ueberall, wo sie sich einmal eingenistet, war ihr Streben vor allem Andern auf das Ansichziehen von Schätzen gerichtet, in deren Erwerb sie dieselbe unerschöpfliche Findigkeit, aber auch dieselbe Unverfrorenheit wie in der Propaganda entwickelten. Außer den verschwenderischen „Dotationen", die sie den von ihnen bezauberten Fürsten, allen voran den Habsburgern von Ferdinand I. an, zu entlocken wußten, bestanden ihre Erwerbsmittel in schamloser Erbschleicherei, Annektierung von Gütern aller Art auf Kosten anderer Orden, noch mehr aber der von ihnen vertriebenen wahren oder vorgeblichen Ketzer, sodann in einer raffinierten Gewerbs- und Handelsthätigkeit mit Vieh- und Krämermärkten, Schlachtbänken und Kramläden, im Börsengeschäfte und Zinswucher, so daß sie es schon 1646 in Sevilla zu einem regelrechten Bankerott brachten — nichts war der Gesellschaft Jesu zu niedrig und schmutzig, wenn es nur dem Zwecke, majori dei gloriae, förderlich war.

Wenn die aufgehäuften Reichtümer die Folge hatten, daß die Ordensbrüder üppig und genußsüchtig wurden, wie dies in den beiden vorigen Jahrhunderten so vielfach geklagt wurde, so sind sie hier nur wieder dem allgemeinen psychologischen Gesetze unterlegen, und es werden sie deshalb nur diejenigen verurteilen, die an dem irrigen Gedanken festhalten, daß einem „geistlichen" Orden solches am wenigsten zustehe. Das Prassen und Schwelgen erscheint uns indeß weniger unerfreulich, als die entgegengesetzte Frucht des Reichtums, deren man den Orden gleichfalls beschuldigt, der Geiz. Die Verschwendung hat doch immer das Gute, daß sie auch andern etwas zukommen läßt, während der Geiz sich des Besitzes um seiner selbst willen erfreut und seinen Gebrauch sowohl sich selbst als andern mißgönnt, folglich einen „Raub am Ganzen" begeht. Er ist sonach womöglich unsittlicher als die genußsüchtige Verschwendung.

Alle bisher aufgeführten Charakterzüge des Ordens können als die positiven Früchte seiner Erziehung angesehen werden. Sie zusammen bilden jedoch nicht das Sondergepräge, das die Welt nun einmal unter „Jesuitismus" versteht. Es ist dieses vielmehr ein negatives, welches gleichfalls wie die vorigen Eigenschaften eine notwendige Frucht der Schule ist, aber zur Selbstsucht in keiner notwendigen Beziehung steht. Dieser Charakterzug ist der durchgängige Mangel der Wahrhaftigkeit, das grundsätzliche Heucheln, das lose Spiel mit dem Worte, das den Unterschied zwischen Wahr und Falsch, zwischen Gut und Böse, Recht und Unrecht nicht mehr erkennen läßt, die Hinterlist, das ewige Ränkespiel, die Wortbrüchigkeit in Verträgen, die Treulosigkeit gegen Freunde, Beschützer und Wohlthäter. Wie hat der Orden den Habsburgern des 16., 17. und 18. Jahrhunderts die rührende Einfalt, die ihn mit Geschenken und Gunstbezeugungen jeder Art förmlich überschüttete, schließlich vergolten! Der so unvorteilhafte Friede zwischen Kaiser Leopold I. und Ludwig XIV. war hauptsächlich den Bemühungen der geheimen Verbündeten Frankreichs am Wiener Hofe zu danken. — Ein in Bedientenkleider gesteckter Jesuit, Pater Lenze, war die Seele der Gesandtschaft, welche die ungarischen Insurgenten nach Konstantinopel schickten, um die Pforte zur Kriegserklärung an Oesterreich zu vermögen. (Sugenheim, Geschichte der Jesuiten, II, p. 166.) Dieselbe Rolle spielten sie im spanischen Erbfolgekrieg (a. a. O., II., 172.). — Nachdem ein Vergiftungsversuch gegen Leopold I. mittels Wachslichter, deren Docht mit einer Arseniklösung getränkt war, durch den Mailänder Jos. Franz Birro entdeckt und vereitelt worden war, wurde durch die Zeugnisse Prinz Eugens und Garelli's, des berühmten kaiserlichen Leibarztes, erwiesen, daß der Pater Prokurator der Jesuiten in Wien der Lieferant dieser Wachskerzen gewesen sei (a. a. O. II., 114.).

Der hier besprochene Charakterzug der Jesuiten, das durch und durch Unwahre ihres ganzen Treibens, ist nun derjenige,

welchen der Ordensstifter direkt verschuldet hat. Schon der Name, den er dem Widerspruche seiner ersten Jünger zum Trotze dem Orden gegeben, war eine lügnerische Anmaßung, deren sich die Schüler notwendig bewußt werden, und die ihm den Geist der Lüge als erste väterliche Mitgift einflößen mußte. Die zweite große Schuld ist in der Schule begründet, deren Zöglingen Loyola die gegenseitige Ueberwachung und Denunziation zur unerläßlichen Aufgabe machte, womit er den eigentlichen Grund zur untilgbaren Falschheit und Treulosigkeit der ganzen Zucht legte. War doch der Mann selbst, ob er gleich, vielleicht mit einziger Ausnahme des Franz Xaver, immer noch bei weitem der beste Mensch in der Gesamtheit seiner Jünger und Schüler war, keineswegs völlig frei vom Hang zur Täuschung der Welt. Gibt sich dies schon in der Wahl des Namens zu erkennen, so kommt es noch mehr zum Vorschein in seinem ganzen späteren Treiben. Er sprach gegen seine Umgebung wiederholt die Absicht aus, Allen alles sein zu wollen. Hierin liegt eine Verpflichtung, welcher ein Sterblicher niemals gerecht werden kann. Es bleibt diesem in Wahrheit nichts andres übrig, als die Mehrzahl derer, denen er alles sein wollte, zu täuschen, mit Verheißungen hinzuhalten. Daß er es mit der Wahrheit überhaupt nicht allzu genau genommen habe, ergibt sich noch aus einigen andern von ihm aufbewahrten Zügen. Seine geistlichen Uebungen (welche besser ganz unterblieben wären!) will er nicht selbst entworfen, vielmehr soll sie ihm die heilige Mutter Gottes (dictante Maria) in die Feder diktiert haben. Alle seine schriftlichen Ausfertigungen, selbst wenn sie nur untergeordnete Verwaltungsangelegenheiten betrafen, legte er acht Tage lang auf dem Altar der Mutter Gottes nieder, ehe sie als unantastbare Gebote in die Welt hinausgesandt wurden. Wie läßt sich aber auch bei dem unendlichen Zwiespalt seines Innern, religiöse Schwärmerei durch eine nervöse Verstimmung und krankhafte innere Vorspiegelungen bedingt, auf der einen Seite, auf der andern ein nüchterner, eiskalt berechnender Verstand, wozu noch als ein dritter sehr regsamer Faktor,

glühender Ehrgeiz, kommt, wie läßt sich hier ein völliger Einklang, eine ungetrübte Wahrhaftigkeit denken?

Es haben wohl alle von uns hervorgehobenen Charakterzüge des Ordens zusammengewirkt, um demselben die mannigfaltigsten Schicksalswechsel zu bereiten. Das war ein ewiges Wandern von einem Lande zum andern, ein Erscheinen, Wachsen, Blühen und Entfliehen. Mit wie leisen Samtpfötchen auch die heiligen Väter anfangs auftraten, so herrisch und anspruchsvoll wurde ihre Aufführnng, sobald sie den Boden einigermaßen sicher unter sich fühlten. Kam hiezu noch der Haß der Beraubten, der Neid über ihre Besitztümer, so konnte es ja nicht ausbleiben, daß sie überall, selbst da, wo ihnen die denkfaulste Unterwürfigkeit oder der durch Geschenke erkaufte Eigennutz die Wege gebahnt hatte, Fersengeld bezahlen und einen Teil der erschwindelten Besitztümer, die Höfe, Kollegienhäuser rc. im Stich lassen mußten. Schon 1½ Jahrzehnte, nachdem das zarte Kindlein J. Loyolas von Paul III. die heilige Taufe empfangen hatte (17. September 1540), begann das unfreiwillige Wandern des übermütig gewordenen Jungen. Denn schon 1555 wurden sie aus einem Teil Spaniens vertrieben, aus einem Lande freilich, wo sie sich zu keiner Zeit eines so glücklichen Gedeihens erfreuten, wie in manchen andern Ländern, Oesterreich, Baiern, Polen, weil sie in jenem einen zu mächtigen Rivalen an den Dominikanern hatten. Wieder 15 Jahre später wurden sie von Königin Elisabeth aus England vertrieben (1570), sodann aus Portugal und Antwerpen 1578, aus Frankreich das erstemal 1594, aus Holland 1598, von dem Kollegium zu Breda 1604, aus Venedig 1606, aus Böhmen 1618, aus Mähren 1619, ja sogar aus Polen 1621, aus Neapel 1622, aus Malta 1645, von Ragozky aus allen seinen Staaten 1706, aus dem Königreich beider Sizilien 1715, aus Rußland von Peter dem Großen 1725, vom Parlament in Paris 1762, von Alexander I. aus Petersburg und Moskau 1815, dann aus ganz Rußland 1822, aus der Schweiz 1847, aus dem deutschen Reich 1872, 4. Juli, und aus Frankreich zum

drittenmal 1880, 30. März, nachdem sie in diesem Lande des Wechsels unter Louis XIV. einen großen Wirkungskreis (Père la Chaise und Telliers!) errungen und unsäglich viel Unheil angerichtet hatten. Der großen Zahl von Ländern gegenüber, wo sie längere oder kürzere Zeit sich des Gedeihens erfreuten, glauben wir hier nun doch auch dreier Länder ehrenhalber erwähnen zu müssen, welche sich ihrer ganz oder doch beziehungsweise zu erwehren gewußt. Letzteres war der Fall in Toscana. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir dieses Ergebnis auf Rechnung der Aufklärung und Intelligenz seiner Dynastie und Bevölkerung bringen. Wo aber ihre Missionen gar keinen Erfolg hatten, das war Dänemark und Norwegen.

Freilich wußte der Orden, wo er einmal oder selbst zweimal vertrieben worden war, sich wieder einzuschleichen und aufs Neue festzusetzen. Nie verzagt er, weil er sich seiner Ueberlegenheit und des siegreichen Erfolges seiner Mittel allzusehr bewußt ist und auf die Menschen als Dummköpfe, wie seine Kasuisten sich unverhohlen ausdrücken, herabsieht. Nur den Sieg kann er nicht ertragen, weil sein Uebermut ihn zum Mißbrauch der menschlichen Geduld verleitet. Ueberall erscheinend, überall verschwindend, erinnert er an Ahasverus, mit dessen Stammrasse er ohnedies an Lebenszähigkeit und Ausdauer wetteifert. Diese seine unendliche Zähigkeit und Siegesgewißheit verdankt er vorzugsweise seiner klug ausgedachten Organisation, als deren Hauptmomente folgende gelten können: die scheinbar in einer Person sich zuspitzende Zentralisation, in deren konzentrisch sich abstufenden Gliedern sich jene Selbständigkeit wiederholt, die sich an der Spitze des Ordens findet, während sie doch in beständiger festgeregelter Fühlung mit der Zentralgewalt bleiben; der blinde Gehorsam der Unteren gegen die Oberen, die sorgfältige Auswahl der höheren Kapazitäten aus der Masse der Ordensglieder, um jeden für die schwierigeren Aufgaben zu verwenden; die Maxime, nur wirklich gute Köpfe und zwar solche, die sich durch praktische Anstelligkeit und Gewandtheit auszeichnen, in den Orden aufzunehmen; die

weitgehendste Spezialisierung des Dienstes, welche Jedem die seiner individuellen Leistungsfähigkeit entsprechende Stellung anweist; die folgerichtig durchgeführte gegenseitige Ueberwachung sämtlicher Ordensglieder und die durch die ganze Einrichtung gegebene möglichste Ertötung des Individuellen im Menschen; das strenge Gebot des blinden Gehorsams, daher der todesverachtende Heroismus derjenigen, welche, wie Soldaten auf die verlorenen Posten, zu den mißlichsten Aufgaben ausersehen werden, endlich, und zwar nicht am wenigsten, die große Einseitigkeit der intellektuellen Ausbildung, die den Zögling nur für den praktischen Propagandadienst, entfernt nicht für den Kultus der Wissenschaft überhaupt oder für spezielle Wissenszweige heranzieht, was so weit getrieben wird, daß der Einzelne, namentlich derjenige, der eine zu große Vorliebe für wissenschaftliche Thätigkeit verrät, vielfachem und häufigem Wechsel der Anstellung ausgesetzt wird, um ihm den Kultus irgend eines Lieblingsfachs möglichst zu verleiden. Zu diesen innern Gründen kommt nun noch ein höchst wichtiger äußerer Grund für die große Lebensdauer des der allgemeinen Kultur und dem Fortschritt so verderblichen Ordens: die ihm seitens der Fürsten wie auch der Aristokratie zugewandte hohe Gunst, die in ihm einen mächtigen Damm gegen den um sich greifenden Liberalismus und Demokratismus erblickte.

Hätten sich die Jesuiten von Anfang auf die Propaganda, für welche der Stifter den Orden ausschließlich bestimmt hatte, beschränkt, hätten sie in den Ländern, wo sie sich einzudrängen gewußt, ihre Ansprüche auf Macht und Lohn etwas ermäßigt, in Wahrheit, sie hätten weit mehr erreicht und sich dauernder befestigt als durch die von ihnen unablässig geschürten Kriege, deren Führung sie ja doch andern überlassen mußten, während sie auf dem Kriegspfade der Propaganda die unübertrefflichen Meister waren. Diese ihre Verblendung verdanken sie derselben bereits herausgehobenen Eigentümlichkeit ihrer Schule, jener Einseitigkeit, die alle Zeit und Mühe auf die Disputierübungen verwandte, ihnen aber die Fülle desjenigen Wissens entzog,

welches den Blick in die Welt erweitert und die Fähigkeit, größere Gesichtskreise zu überblicken, verleiht. Eben darum wurden sie schlechte Gelehrte und äußerst kurzsichtige Politiker. Niemals ist, wie namentlich E. Quinet betont, aus einer Gesellschaft, die doch so viele begabte Köpfe verschlang, ein großer Mann, wie insbesondere aus dem Dominikaner-Orden, hervorgegangen: ein Thomas von Aquino, ein Meister Ekkard, ein Albert der Große, ein Savonarola, ein Las Casas und andere. Ihre politische Kurzsichtigkeit aber bezeugen die von ihnen geschürten Religionskriege, die den Völkern beiderseits viel Unheil, aber weder der Kirche noch ihnen selbst dauernde Vorteile brachten. Aber auch der rein politische Krieg, den wir selbst erlebt, erteilt den Fürsten für alle Zeiten eine Warnuug gegen die Ratschläge der Väter Jesu. Wie schlecht ist das zudringliche Geflüster, dem die Spanierin ein so williges Ohr lieh, dem Napoleoniden bekommen, und wie wenig gute Früchte hat es auch den übereifrigen Flüsterern gebracht!

Von dem ihm gemachten Vorwurf, dem des demokratischen Hangs, den ja der Orden nach dem Dafürhalten des Absolutismus und der Aristokratie vielmehr bekämpfen sollte, glauben wir denselben freisprechen zu dürfen. Wohl wurde in den kasuistischen Schriften der Jesuiten dem Tyrannenmord vielfach das Wort gesprochen, derselbe geradezu als verdienstliches Werk gepriesen. Was aber versteht der Orden unter Tyrannen? Es sind durchaus nur solche Fürsten darunter begriffen, welche der „Kirche" sich nicht unterwürfig erweisen, dem Rate der klugen Väter nicht folgen, die Freidenker und Ketzer nicht nachdrücklich verfolgen. Solche Tyrannen meuchlings zu töten, ist ganz gewiß ein Verdienst, welches der dankbare Orden, wenn auch nicht gerade mit klingender Münze, doch mit der sicheren Lohnesanweisung auf das ewige Leben vergütet. Daß jedenfalls die demagogischen Tiraden nicht aus übertriebener Liebe zum Volke hervorgehen, lehren uns schon die wegwerfenden Prädikate, womit die Kasuisten des Ordens die große Masse der Menschen beehren. Doch auch hier fordert die Gerechtigkeit von uns,

das über sie auszusprechende Urteil zu mäßigen. Denn wer in der Welt hätte mehr Gelegenheit als die Loyoliten, sich von der Blindheit und Urteilslosigkeit der Menschen zu überzeugen?

Daß Deutschland ihr Hauptaugenmerk für alle Zeiten bildet, darauf weisen die offenliegendsten Thatsachen und die eigenen freimütigen Zeugnisse der heiligen Väter Jesu hin. Unter jenen stehen oben an: 1) das schon von Ignatius 1552 gegründete collegium germanicum in Rom, 2) der 30jährige Religionskrieg. Von den freimütigen Bekenntnissen brauchen wir nur eines anzuführen, das wir Leibnitz verdanken. Es war bei der ersten Säkularfeier des heiligen Ordens 1640, daß eine der Festschriften sich in folgendem Pathos ergieng: „So lange des Lebens Odem in uns sein wird, werden wir „zur Verteidigung der katholischen Herde gegen den Wolf „bellen. Was Hamilkar dem Hanibal, das ist uns Ignatius „gewesen. Nach seiner Aufforderung haben wir den Pro„testanten am Altar ewigen Haß geschworen. Die Deutschen „sind besonders das Gott und den Menschen verhaßteste „Volk, welches verbrecherischer Weise die väterliche Religion „abgeschüttelt hat.“ Glücklicher Weise hat fünf Jahrzehnte später der Papst Innocenz XII. sich darüber vernehmen lassen, was es mit der verbrecherischen Religionsabschüttelung eigentlich für eine Bewandtnis habe. Es geschah dies in der Heiligsprechungsbulle für Cajetan 1691: „Im verflossenen „Jahrhundert hat das gottlose Ketzerhaupt, der Ausreißer aus „dem heiligen Heer, Luther und andere tempelschänderische „Sektierer in frevlem Mute den Versuch gemacht, die Macht „des heiligen Stuhls und des Papstes anzutasten.“ Dem strengsten Wortlaut dieser Bulle nach bestand sonach das Verbrechen des deutschen Ketzertums nicht sowohl in Religionsabschüttelung, als in dem Attentat auf die Machtsphäre des heiligen Stuhls und des Papstes.

An gewichtigen Stimmen gegen den Jesuitenorden aus dem Heerlager der katholischen Kirche hat es zu keiner Zeit gefehlt. Mehreren Päpsten sogar, nicht bloß einem, war

der Orden entschieden unbequem und widerwärtig. Eines derselben, Sixtus V., der sich doch gewiß nicht des Indifferentismus gegen die päpstliche Macht schuldig gemacht hat, haben wir bereits erwähnt. Der Hauptschlag aber wurde erst im Jahrhundert der Aufklärung gegen ihn geführt. Jedoch ist es nicht allein der Federstrich, durch welchen Clemens XIV. dem Aufhebungsdekret gegen den Orden Gesetzeskraft gegeben, sondern mehr noch das Benehmen dieses Kirchenfürsten bei dem entscheidenden Akte, 21. Juli 1773, was den Orden in den Augen der Welt verurteilt: die plötzliche Todesangst, welche ihm die Worte auspreßte: „Ich habe hier mein eigenes Todesurteil mitunterschrieben“, diese Todesangst, die ihn bis zu seinem 14 Monate hernach erfolgten Tode nicht mehr verließ. Der verfrühte Tod im 69. Lebensjahre könnte ebenso gut die Wirkung der Todesangst als einer chronischen Vergiftung gewesen sein; daß aber der Argwohn des leidenden Mannes auch anderwärts geteilt wurde, ergibt sich aus dem gegen den Exgeneral Ricci angestrengten peinlichen Prozesse. Derselbe starb in der Engelsburg 21. November 1775. Alle positiven Beweise fehlen, nur der Argwohn des Papstes und der Behörde klagen den Orden des Giftmords an. Wenn übrigens jener in dem verhängnisvollen Augenblick von der Todesangst umhergetrieben ausrief: Compulsus feci (gezwungen habe ich's gethan), so ist dies nicht buchstäblich zu nehmen. Die Aufhebung des Ordens war vielmehr in Wirklichkeit seine eigene That. Wollte er mit diesen von der Todesfurcht ausgepreßten Worten andeuten, er habe nur dem Ansturm von außen, der immer dringlicher werdenden Aufforderung der katholischen Fürsten nachgegeben, so macht sich hiegegen der Einwurf geltend: Hätte einer der Gregore, der Innocenze, der Alexander, der Pius und Leo's, dem Verlangen der Fürsten Folge gegeben? Die Aufhebung des Ordens war vielmehr die Frucht der vollen Ueberzeugung von der Gerechtigkeit und Zeitgemäßheit jenes Akts. Clemens war ja nicht etwa bloß ein Sohn des Jahrhunderts der Aufklärung, er war ein philosophisch gebildeter, geistreicher Kopf, und was noch mehr

als dies sagen will, er war, wie aus den an der Spitze dieser Abhandlung stehenden Stellen der von ihm zurückgelassenen Schriften erhellt, ein durchaus wahrheitstreuer, dem Wohle der Menschheit zugewandter, christlich duldsamer Charakter, folglich ein geborener Widersacher des Ordens. Ihm gebührt darum für alle Zeiten die tiefste Verehrung aller der Sache des Menschenwohls ergebenen Sterblichen.

Zum Schlusse sei noch der kräftigen Philippika gedacht, die von dem edlen Wessenberg, dem ehemaligen Bistumsverweser in Konstanz, ausging: „Der Ursachen, warum der „Orden so, wie er sich ausgebildet, mit der Wohlfahrt der „christlichen Kirche sowohl als der Staaten und mit der Ein„tracht zwischen beiden durchaus unvereinbar ist, sind so viele „und schwerwiegende, daß es im höchsten Grade befremden „muß, wie die Häupter von Staaten in dem Orden jetzt wieder „eine mächtige Stütze ihres Ansehens suchen mögen. — — — „Dieser Orden trachtet nach der Natur seiner Einrichtung und „dem Geiste seiner Lehren nach einem Universaldespotismus „über alle Geister, über alle Organe des staatlichen und kirch„lichen Lebens, so daß nur ein Stockblinder es verkennen kann, „daß dieser Orden die mächtigste und gefährlichste geheime Ge„sellschaft ist, um in Kirche und Staat die eigentliche Herr„schaft an sich zu reißen."

Der aus J. Loyola's Schule hervorgegangene Orden ist eine in ihrer Art einzige, in keine Kategorie gesellschaftlicher Institute der gesitteten Welt einfügbare Erscheinung. Einseitig wissenschaftlich gebildet und von Hause aus jedem wissenschaftlichen Interesse fremd, beziehungsweise feindlich gesinnt, hat er sich ausschließlich der „Kirche" zu Diensten gestellt, ohne doch wieder als organisches Glied derselben sich zu bekennen oder sich in irgend ein Abhängigkeitsverhältnis zu ihr zu setzen, ja sogar ohne sich jemals dem Willen der Kirche, sofern dieser ihm nicht genehm oder nicht von ihm beeinflußt war, zu fügen, was er doch von aller Welt sonst als das höchste Gebot

angesehen wissen will. — Dem Namen nach stellt er sich zwar an die Seite der vielen Orden der katholischen Kirche, weicht aber seiner ganzen Organisation und Tendenz nach so wesentlich von denselben ab, daß sie ihn nicht als einen der ihrigen gelten lassen, vielmehr sämtlich darin übereinkommen, ihn im Stillen von ganzem Herzen zu hassen, wenn sie auch von oben herab gezwungen sind, in seinem Geiste und seinen Anordnungen gemäß thätig zu sein. — Dem Staate steht er schon deshalb fremd gegenüber, weil er nur der Kirche zu Diensten verpflichtet sein will. Dessenungeachtet beansprucht er in Allem dessen willfähriges Entgegenkommen.

Das schiefste Verhältnis aber besteht zwischen ihm und der Religion, dem Christentum, dessen Gründer ihm doch den Namen leihen mußte. Sein ganzes Wesen und Streben läuft dem Geiste des Christentums schnurstracks zuwider. Durch seine Moral insbesondere hat er das Tafeltuch zwischen sich und dem Christentum entzweigeschnitten, so daß die unbefangene Welt berechtigt ist, ihn als den entschiedenen Widersacher dieser Religion und, sofern er den Namen des Gründers fort und fort zu führen sich nicht entblödet, ihn als den wahren lucus a non lucendo der Lehre Jesu zu bezeichnen. Aber nicht bloß die Sittenlehre, sondern des Strebens Ziel versetzt ihn in die Polferne des Christentums. Er will nicht Gott dienen, indem er die dem göttlichen Plane entsprechende stufenweise Vervollkommnung des Menschengeschlechts fördern hilft, nein, er will dasselbe nach eigener Schablone umbilden, um es lenksamer zu machen und zu den ihm beliebigen Zwecke zu verwenden. Das soll ihm jedoch nicht bestritten werden, daß er sich der von dem großen ersten Gregor ersonnenen Formen des christlichen Kultus bedient, um sich der menschlichen Seelen zu bemächtigen, sie „ut cadaver“ zu behandeln, wofür er sie dann dadurch entschädigt, daß er ihnen die Last ihrer Sünden mit Langmut, die Last ihrer Besitztümer mit Liebe abnimmt.

Ist er eine offene oder geheime Gesellschaft? Eine geheime ist er nicht, weil er mit seinen Ansprüchen überall ganz un-

verhohlen hervortritt. Er ist aber ebensowenig eine offene, weil er ungesehen und unbeanstandet sich selbst regiert, keine Steuern bezahlt, und von niemand sich in die Karten sehen läßt. Was ist er nun aber? Er nennt sich selbst das streitende Heer der Kirche. Aber auch das ist er nicht, wenigstens in der Gegenwart nicht. Er dient zwar der Kirche, aber nur um sie zu beherrschen. Er ist also nicht das streitende Heer, sondern der Herr der Kirche. Das streitende Heer sind vielmehr die Bischöfe und der gesamte Klerus der Papstkirche. Jene sind also insofern die Dienstleute und Soldaten des Ordens, als sie dem Namen nach die der Kirche sind. An der Stätte des einst übermächtigen Alleinherrschers der Kirche sehen wir in diesem Jahrhundert ein Duumvirat, bestehend aus dem Papste und dem General der Jesuiten, das führende, leitende Prinzip im letzteren verkörpert, das vollziehende vom Papste vertreten.

Hiemit ist denn doch dem Orden ein größerer Triumph zu teil geworden, als die Gründung und über ein Jahrhundert durchgeführte Beherrschung seines Indianerstaats. Er ist seinem kaum verhüllten Ziele, der Weltherrschaft, um ein Gutes näher gekommen. Es fehlt nur noch, dem Papste die Allmacht der Gregore zurückzuerobern. — Seine Macht war vor dem Aufhebungsdekrete Clemens XIV. doch eine sehr begrenzte und unsichere, weil von der Persönlichkeit des jeweiligen Papstes abhängige. Die Wiederherstellung des Ordens hat ihn nicht allein wieder ins Leben zurückgerufen, sondern zum Herrn der Lage gemacht, weil er es mit einer Reihe schwacher Kirchenfürsten zu thun hatte; und als es ihm vollends gelungen war, das Dogma der Infallibilität durchzusetzen, war der Papst ihm ganz in die Hände geliefert. Denn der Infallible ist mehr als jeder andere Sterbliche der Leitung bedürftig. Als solcher ist er geneigt, seiner augenblicklichen Stimmung, den zufälligen Eindrücken, den plötzlichen Einfällen Folge zu leisten, weil sie ihm göttliche Eingebungen zu sein dünken. Ihm muß also ein nüchtern berechnender, vom Gefühlselemente befreiter, die „Idee" der Kirche stets im Auge haltender kräftiger Geist zur

Seite stehen. Und dieser Aufgabe ist der Jesuitengeneral vollauf gewachsen. Keineswegs rex absolutissimus ist er nur das ebenso energische als taktfeste Organ des Gesamtwillens der Gesellschaft und von dieser kaum weniger abhängig, als der Doge von Venedig von den vier konzentrischen Ringen, die ihn als großer und kleiner Rat, als Kollegium der „Zehn" und der drei Staatsinquisitoren fest umklammerten. Der Untere freilich leistet dem Obern blinden Gehorsam, aber der Oberste selbst ist der Gesamtheit nicht weniger untergeordnet. Zudem ist die Wahl des Generals weit weniger vom Zufall beeinflußt, als der Papstwahlakt des Kardinalkollegiums, dessen beide Parteien, die Zelanti und Moderati, gewöhnlich sich dadurch ausgleichen, daß sie einen Mittelmann wählen.

Vorzuwerfen haben sich beide Mächte nichts. Schon seit einer stattlichen Reihe von Jahrhunderten hat das Papsttum den Jesuitismus ehrlich und redlich geübt. Kein von Loyolas Jüngern empfohlener und praktizierter Kunstgriff, keine grobe oder feine Lüge, keines der bekannten habituellen Verbrechen, das die Jesuitenmoral so feinsinnig zu rechtfertigen weiß, wurde jemals, lange vor der Erscheinung des heiligen Ignatius auf Erden, vernachlässigt. Welche Unzahl von Kriegen hat das Papsttum über die christlichen Völker heraufbeschworen, einzig nur, um die eigene weltliche Macht zu erhalten, zu stärken, zu erweitern! Aber das ist entfernt nicht die schwerste auf dem weltlich gesinnten Papsttum ruhende Schuldlast. Unendlich schwerer fällt ins Gewicht die vom Papsttum geschaffene und eifrig gehegte „heilige" Inquisition. Denn die ungleich größere Opferzahl des Kriegs wird durch die Frevelhaftigkeit und Grausamkeit des Vorgehens der Inquisition weit aufgewogen. Ihr gegenüber ist in der That der Krieg das menschlichere, ich möchte sagen, das gerechtere Verfahren, weil er doch die Gegenwehr, die Gegenseitigkeit des Schlachtens und Mordens gestattet, und der Erfolg manchmal die Ungerechtigkeit des Angriffs wieder gut macht, während die heilige Inquisition ihre wehrlosen Opfer in aller Gemütsruhe aus der Mitte des Familien-

kreises riß und kaltblütig abschlachtete. Nicht verbessert hat die Kirche ihren Leumund durch die empörende Heuchelei, sich damit zu brüsten, daß sie, die Kirche, nicht nach Blut dürste, weil es ihr gelungen war, die Prozedur der Verurteilung den weltlichen Gerichten in die Hände zu spielen.

Auch im Talente, die Reichtümer der Erde wie ein Magnet an sich zu ziehen, sind sich beide Mächte vollkommen ebenbürtig. Ist doch die Verdauungskraft der Kirche, welcher die Gaben und Opfer der frommen Gläubigen aus 9 Hauptquellen zufließen, längst sprichwörtlich geworden. Nur das Verfahren der Loyoliten, die Hast, die Unverfrorenheit und Unersättlichkeit, die sie an den Tag legten, mochte ärgerniserregender sein. In allen diesen Dingen war dem Erfindungsgeist der Ignatianer kaum etwas anderes übrig geblieben, als das Verdienst, das Vielgeübte und Alterprobte in ein abgerundetes System zu bringen.

Um so mehr fordert nunmehr die Gerechtigkeit von uns, eines Vorzugs zu gedenken, der die Schöpfung Loyolas über alle Orden und Gesellschaften der Welt stellt und ihre Zucht als die in sich vollendetste, einheitlichste erkennen läßt. Es ist die wunderbare, die Individualität wo nicht ganz aufhebende doch möglichst verwischende Gleichartigkeit der Zöglinge. Nicht daß wir durchaus jeden Unterschied zwischen den „Oberen" und „Unteren", zwischen dem Ordensgeneral und dem Thürschließer seines Profeßhauses, bestreiten wollten, aber dieser Unterschied ist doch nur ein gradueller, quantitativer; einen qualitativen dagegen ausfindig zu machen, dazu bedürfte es eines ausnehmend scharfen, psychologischen Mikroskops. Wer einmal Gelegenheit gehabt, einen Jesuiten genauer kennen zu lernen, der kennt alle. Nicht die Intelligenz, sondern die Gesinnung bildet des Menschen Kern. Jene ist das Indifferente. Sie dient ebenso willig dem Bösen wie dem Guten, der Lüge wie der Wahrheit, der Selbstsucht wie der Sittlichkeit. Angesichts dieser sittlichen Gleichmäßigkeit der Erziehungsfrucht muß jedem, der nie in seinem Leben über die Bedeutung der

Schule im allgemeinen, der Jesuitenschule insbesondere, nachgedacht hat, ein Licht aufgehen. Diese Wirkung beruht einzig darauf, daß das empfänglichste Alter des Menschen benützt wird, um in ihn den fruchtbringenden Samen nicht nur hineinzulegen, sondern demselben auch Zeit für das Ausreifen zu lassen; mit andern Worten, es handelt sich darum, dem Geiste die herrschende Neigung nicht nur beizubringen, sondern auch die Uebung der dieser Neigung dienenden Kräfte derart zu vervollkommnen, daß die eingepflanzte Neigung an Stärke dem angebornen Triebe gleich komme. Dies ist nur ein andrer Ausdruck für das, was man die Macht oder das Gesetz der Gewohnheit nennt. Eben darum kann die Schule ebensogut für die Unkultur als für die Kultur ausgenützt werden.

Diese Grundwahrheit erkennend, wollte sich der tiefblickende Ordensstifter nicht damit begnügen, seinen der Rettung der Kirche geweihten Orden aus Liebhabern aller Art lose zusammen zu fügen, er faßte vielmehr den Entschluß, sich einen solchen erst heranzubilden, eine Schule zu gründen, woraus die Leute, wie er sie brauchte, fix und fertig hervorgingen. Und wie sehr ist es ihm gelungen, die moralische und intellektuelle Bildung seiner Zöglinge auf vorzugsweise negativem Wege in den schönsten Einklang zu bringen und eine Cohorte heranzuziehen, die seine Erwartungen vollkommen befriedigte, ja selbst weit über das ihr gesteckte Ziel hinausschoß! Kein Wunder daher, daß die jesuitisierte Kirche vom Staate vor allem Andern verlangt, daß er die Schule als ihre ausschließliche Prärogative anerkenne und ihr als unantastbares Eigentum völlig überlasse.

Beide Mächte, das Papsttum und der Orden, stehen nunmehr festgeeinigt vor unsern Augen da, sich wohlbewußt, daß sie getrennt ohnmächtig wären und ihrem Ende rasch entgegengingen, eng verbunden aber noch eine zeitlang ausharren, zwar unfähig, den Lauf der Welt aufzuhalten, aber stark genug, von fremdem Eigentum da und dort etwas abzubröckeln, also noch immer gefährlich zu sein.

Wie sich nun auch das Geschick des Duumvirats gestalten möge, so ist doch eines gewiß, daß, so lange dieser Bund besteht, das Christentum des innern Friedens nimmermehr teilhaftig werden wird. Ohne die giftigen Dünste, die der Doppelretorte in Rom unabläßig entströmen, würden die beiden Schwesterkirchen, die katholische und die protestantische, friedlich neben einander wohnen, um ihre schroffsten Ecken im Laufe der Zeiten abschleifend das schöne Zukunftsbild zu verwirklichen, das dem weniger der Kirche als der Menschheit in Liebe zugewandten Ignatius des 19. Jahrhunderts bis in sein hohes Alter den Lebensabend so freundlich beleuchtet.

Dem evangelischen Bunde aber gelten jene inhaltsschweren Mahnworte, durch welche der römische Senat die beiden Inhaber der vollziehenden Gewalt zur äußersten Kraftanstrengung anfeuerte, so oft dem Staate eine ernste Gefahr drohte: caveant consules ne detrimenti quid capiat respublica, zu Deutsch: Der Bund sei stets wachsam darüber, daß das der organischen Entwicklung der Menschheit förderliche echte Christentum, welcher Religionsgenossenschaft es auch angehöre, der unabläßigen Uebergriffe der mehr auf den eigenen Vorteil als auf das Gemeinwohl der Menschheit bedachten, die Finsternis mehr als das Licht liebenden feindlichen Mächte sich erwehre und nun endlich einmal die schönen Verheißungen erfüllt werden mögen, die in der Geburtsnacht Christi die himmlische Heerschaar den Sterblichen zujubelte:

Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Nachwort.

Der vorliegenden historischen Betrachtung haben wir nur wenige Schlußworte beizufügen.

Während wir die Ueberlieferung von verschiedenen den Loyoliten zur Last gelegten Giftmorden auf sich beruhen ließen, betonten wir umsomehr die Bereitung eines Giftes, das nicht

den Leib, wohl aber die Seele des Menschen tötet. Es ist dies die Lehre des Ordens, dessen klagt ihn die Geschichte der letzten vierthalbhundert Jahre unwiderleglich an.

Dieses chronische Gift bewirkt in den Opfern eine zunehmende Betäubung, zuletzt eine bleibende Umnachtung des Geistes, die ihn aller Selbständigkeit beraubt. In diesem Gifte liegt aber zugleich eine furchtbare Nemesis für den Giftbereiter, ja selbst für jeden, der sich desselben als Werkzeug des Bösen bedient, verborgen. Es erzeugt in dem Uebereifrigen schwindelhafte Zustände, in denen gerade die klügsten Leute die dummsten Streiche machen. Zeuge hiefür ist die lange Liste der Länder, aus denen die länger oder kürzer ansäßigen Väter wieder verjagt wurden. Erlebten wir diese Geschichte doch selbst in den jüngsten Tagen, da eine politische Umwälzung im größten transatlantischen Reiche unsern Paraguays glorreichen Andenkens den Cäsar und seine Prätorianer fast gleichzeitig vertrieb. 3000 fromme Väter, so berichteten wenigstens die öffentlichen Blätter, folgten dem verbannten Regentenhause auf dem Fuße nach. Noch heute sind wir über den Hergang nicht gehörig aufgeklärt, wir werden aber mit der Vermutung, jene Katastrophe hänge mit jesuitischer Beeinflussung der Regierenden enge zusammen, um so weniger fehlgehen, als dort das weibliche Element maßgebend gewesen sein soll. So hätte denn auch heute wieder den Giftbereiter und seinen Mandanten das Strafgericht gleichzeitig ereilt. Dasselbe chronische Gift, zumal seit dem Eintritt dieses Jahrhunderts von den Päpsten in immer steigendem Maß und mit scheinbar wachsendem Erfolge überreichlich verausgabt, wird vielleicht einmal das Papsttum selbst und mit ihm Loyolas Schöpfung von der Erde vertilgen.

Buchdruckerei von Greiner & Ungeheuer in Ludwigsburg.

II. Serie (Heft 13 bis 24) zusammengenommen 2 Mk.

13. (II. Serie, 1) Der Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Sittlichkeit, gemeinverständlich dargestellt von Lic. Dr. Gustav Schulze, Pastor an der Michaeliskirche in Erfurt. (30 Pfg.) 14. (II. Serie, 2) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. I. Die römische Feindschaft wider die evangelische Kirche. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 15. (II Serie, 3) Die Behandlung der sozialen Frage auf evangelischer Seite. Ein Bitt- und Mahnwort. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (20 Pfg.) 16. (II. Serie, 4) Piedegrotta. Ein Nachtbild aus dem religiösen Leben Süditaliens. Von Th Trede, Pfarrer in Neapel. (15 Pfg.) 17. (II. Serie, 5) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. II. Das römische Christentum. Von D. G. Warneck. (35 Pfg.) 18. (II. Serie, 6) Der Verband kaufmännischer Kongregationen und kath.-kaufm. Vereine Deutschlands und eine „öffentliche Aufforderung" der „Germania". Zwei Nachspiele der Thümmel'schen Religionsprozesse. Zur Kennzeichnung neujesuitischer Polemik herausgegeben von D. Fr. Nippold, Professor der Theologie in Jena. (30 Pfg.) 19. (II. Serie, 7) Was würde uns ein vollständiger Sieg Roms kosten? Von G. Blume in Köthen (Anhalt). (25 Pfg.) 20. (II. Serie, 8) In der Rüstkammer. Von Brüggemann, Pfarrer in Kettwig. (15 Pfg.) 21. (II. Serie, 9) Die soziale Organisation des römischen Katholizismus in Deutschland. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (25 Pfg.) 22 (II. Serie, 10) Luther vor und in seinen Thesen. Von Dr. G. Weicker, Gymnasial-Direktor in Stettin. (10 Pfg.) 23. (II. Serie, 11) Aus der Duisburger II. Generalversammlung des Evangelischen Bundes. (25 Pfg.) 24. (II. Serie, 12) Der Evangelische Bund und die Toleranz von Lic. Dr. Thönes, evangel. Pfarrer zu Lennep und z. Z. Vorsitzenden des Vorstandes des Rhein. Hauptvereins des Evangel. Bundes. (25 Pfg.)

III. Serie (Heft 25 bis 36) Abonnementspreis 2 Mk.

23. (III. Serie, 1) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. III. Die römische Geschichtschreibung. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 26. (III. Serie, 2) Luther und Ignatius von Loyola. Von Gymnasial-Dir. Dr. Weicker in Stettin. (10 Pfg.) 27. (III. Serie, 3) Römische Missionspraxis auf den Karolinen. Von Pastor Fritz Fliedner in Madrid. (15 Pfg.) 28. (III. Serie, 4) Die römisch-katholischen Ansprüche an die preußische Volksschule. Beleuchtet von Willibald Beyschlag (20 Pfg.) 29. (III. Serie, 5) Wundersucht und Wunderscheu. Von Dr. Fr. Danneil, Pastor in Jersleben. (10 Pfg.) 30. III Serie, 6) Die neueste Antisklavereibewegung und die evangelische Mission in Ostafrika. Von Dr. Bärwinkel, Pfarrer an der Regler Kirche und Vorsitzender des evangelischen Ministeriums in Erfurt. (15 Pfg) 31. (III. Serie, 7) Können wir trotz der Kampfesziele unseres Bundes mit den deutschen Katholiken in Frieden leben? Vortrag von Oberlandesgerichtsrat Drache in Naumburg a. S. (15 Pfg.) 32. 33. (III. Serie, 8, 9.) Die religiöse Erziehung der Kinder nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich und Abänderungsvorschläge. Von R. Drache, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S. (Preis 60 Pfg.) 34. 35. 36. (III. Serie, 10. 11. 12.) Aus den Verhandlungen der III. General-Versammlung des Evangelischen Bundes zu Eisenach, 30. Sept. bis 3. Okt. 1889. (Preis 20, 25 und 20 Pfg.)

Druck von Greiner & Ungeheuer in Ludwigsburg.

Flugschriften
des
Evangelischen Bundes.
Herausgeber: Prof. D. Leop. Witte in Pforta.

40.
(IV. Serie, 4).

Offener Brief
an die
römisch-katholischen Erzbischöfe und Bischöfe im deutschen Reich.

Eine evangelische Antwort
auf den Fuldaer Hirtenbrief vom 20. August 1889.

Der Hirtenbrief ist im Abdruck vorausgeschickt.

Leipzig, 1890.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von Carl Braun.

Preis 40 Pf.

Die Redaktion überläßt die Verantwortung für alle mit Namen erscheinenden Schriften den Herren Verfassern.

Die **Flugschriften des Evangelischen Bundes** erscheinen in **Heften;** 12 Flugschriften bilden eine Serie.

Man **abonniert** auf die **Serie von 12 Flugschriften** zum **Pränumerationspreise von 2 Mark** in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verleger.

Jede Flugschrift wird nach wie vor einzeln zu dem auf dem Umschlage angegebenen Preise verkauft.

An Vereine und einzelne, welche die Hefte in größerer Zahl verbreiten wollen, liefert die Verlagshandlung bei Bestellung von mindestens 50 Exempl. dieselben zu einem um ein Viertel ermäßigten Preise.

Verzeichnis
der
Flugschriften des Evangelischen Bundes.

I. Serie (Heft 1—12) zusammengenommen 2 Mk.

1. Der Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen. Seine Berechtigung und seine Aufgaben. Von Dr. Bärwinkel, Pastor in Erfurt. (25 Pf.) 2. Römische Triumphe. Von Dr. H. Baumgarten, Professor der Geschichte in Straßburg. (20 Pf.) 3. Die unsichtbare Kirche und Rom. Von Prof. D. L. Witte, geistlicher Inspektor in Pforta. (20 Pf.) 4. Der Friedensschluß zwischen Deutschland und Rom. Von W. Beyschlag, D. und Prof. der Theologie in Halle. (20 Pf.) 5. Ein Streifzug durch die ultramontane Presse. Von Dr. Ottomar Lorenz. (25 Pf.) 6. Die Möglichkeit eines ehrlichen und gesegneten Zusammenwirkens von kirchlich-konservativen und liberalen Elementen im Evangelischen Bund. Von P. Wurm, Dekan in Blaubeuren. (15 Pf.) 7. Welche Aufgaben erwachsen dem geistlichen Amte aus der gegenwärtigen Angriffsstellung Roms? Von Prof. D. L. Witte, geistl. Insp. in Pforta. (25 Pf.) 8. Der Evang. Bund in Frankfurt. I. Predigt, gehalten in der Paulskirche zu Frankfurt a/M. Von K. H. Vieregge, Pfarrer zu Bonn. (10 Pf.) 9. Der Evang. Bund in Frankfurt. II. Eröffnungsrede bei der öffentlichen Versammlung. Von Graf Wintzingerode-Bodenstein. (10 Pf.) 10 Der Evangelische Bund in Frankfurt III. Rede über die Aufgaben nnd den Charakter des Evangelischen Bundes. Von D. G. Fricke, Geh. Kirchenrat, ord. Prof. d. Theol. in Leipzig. (15 Pf.) 11. Zehn Jahre preußisch-deutscher Kirchenpolitik Von D. R. A. Lipsius, Geh. Kirchenrat, Professor der Theologie in Jena. (20 Pf.) 12 Die Reformation und das deutsche Volkstum. Von Julius Werner, Pfarrer in Hohenthurm bei Halle a. S. (20 Pf.)

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Vorwort.

Es ist wiederholt der Wunsch ausgesprochen worden, unseren „Offenen Brief“ mit dem bischöflichen Hirtenschreiben, auf welches er sich bezieht, Schritt für Schritt vergleichen zu können. Wir kommen hiermit diesem Wunsche nach und drucken beide Schriftstücke mit einander ab. In dieser Begleitung wird unser Zeugnis, wie wir hoffen, seine Berechtigung und Notwendigkeit nur um so klarer kundthun.

Die gegen unseren „Offenen Brief“ in der ultramontanen Tagespresse gerichteten Angriffe sind in einem Tone gehalten, der es uns verbietet, sie hier auch nur anmerkungsweise zu berücksichtigen.

Gemeinschaftliches Hirtenschreiben der Hochwürdigsten Herren Erzbischöfe und Bischöfe, welche am 20. August 1889 in Fulda versammelt waren.

Die unterzeichneten Erzbischöfe und Bischöfe entbieten dem hochwürdigen Clerus und den Gläubigen ihrer Diözesen Gruß und Frieden im Herrn!

Als das heidnisch-römische Weltalter dem Ende sich zuneigte und bereits die neue christliche Zeit emporstieg, schrieb der größte Kirchenlehrer, den Gott diesen beiden Perioden der Weltgeschichte geschenkt, der heilige Augustinus, sein Buch von der Stadt Gottes.

Nachdem er die Geschichte des göttlichen Reiches in dieser Welt von Anbeginn bis auf seine Zeit im Lichte Christi betrachtet, faßt er alles in die Worte zusammen: „So war es in dieser Welt, in diesen bösen Tagen, ntcht nur seit der Zeit Christi und seiner Apostel, sondern seit Abel dem ersten Gerechten, den sein gottloser Bruder erschlug; und so wird auch in Zukunft bis zum Ende der Tage die Kirche unter den Verfolgungen der Welt und den Tröstungen Gottes ihren Lauf vollenden!“[1]) So habe es, fügt der hl. Kirchenlehrer hinzu, bereits der Psalmist gesungen: „Nach der Menge meiner Schmerzen in meinem Herzen, erfreuten Deine Tröstungen meine Seele“[2]); so habe der Apostel es als ein allgemeines Gesetz ausgesprochen, daß „alle, die in Christus fromm leben wollen, Verfolgung leiden werden“[3]); und so müsse es sein, damit wir Christus, unserem Haupte, ähnlich werden:

---

[1]) De civit. Dei lib. 18. cap. 51. [2]) Ps. 93, 19. [3]) 2. Tim. 3, 12.

denn „die er vorher gewußt hat, hat Gott auch vorher bestimmt, gleichförmig zu werden dem Bilde seines Sohnes.“[4])

Diese Worte des heil. Augustinus haben auch für uns noch ihre volle Bedeutung, und zumal in unseren Tagen haben wir Grund, sie tief zu Herzen zu nehmen.

Groß zwar sind die Tröstungen, die Gott in unseren Zeiten seiner Kirche schenkt; groß aber auch die Leiden, die auf ihr lasten, und die Gefahren, welche sie bedrohen. Der Tröstungen Gottes sollen wir uns erinnern, damit wir nicht kleinmütig seien, sondern dankbar Gott vertrauen; aber auch die Leiden und Gefahren sollen wir vor Augen haben, damit sowohl Uebermut als träge Fahrlässigkeit uns fern bleibe.

Großen Trost hat Gott seiner Kirche geschenkt in dem Oberhirten und Vater, der mit solcher Weisheit und Stärke das Steuerruder Petri führt und einem schönen Lichte ähnlich am Himmel unserer Zeitgeschichte glänzt. Groß sind aber zugleich die Verfolgungen einer Gott entfremdeten Welt, die ihn bedrängen; immer drohender wird die Gefahr, daß „der Gräuel der Verwüstung“[5]) ihn von der heiligen Stätte vertreibe, welche die Vorsehung ihm angewiesen hat.

Auch auf dem ganzen Erdenrunde hat Gott seiner Kirche überreiche Tröstungen bereitet: durch das neu erstarkte Glaubensleben und durch die kirchliche Treue in Clerus und Volk; durch die Wiederherstellung religiöser Orden; dnrch das Aufblühen christlicher Wissenschaft, Literatur und Kunst bei den civilisierten Nationen; durch die opferfreudige, mit der Glorie des Martyriums geschmückte Wirksamkeit der christlichen Missionäre unter den heidnischen, barbarischen Völkern, bis in das Herz des bisher unzugänglichen afrikanischen Weltteils; ganz besonders aber durch die gesegnete Bethätigung christlicher Liebe in den mannigfaltigsten Werken der Barmherzigkeit. Alles das sind Tröstungen Gottes, die uns mit Dankbarkeit und mit Mut und Hoffnung für die Zukunft erfüllen.

Diesen Tröstungen stehen aber auch große Uebel und Gefahren gegenüber. Dem christlichen Glaubens- und Tugendleben stellt sich entgegen ein mehr und mehr um sich greifender trostloser Unglaube, der bis zur Leugnung des persönlichen

---

[4]) Röm. 8, 29. [5]) Matth. 24,15.

Gottes und der Unsterblichkeit der Seele fortschreitet und ein wachsendes sittliches und sociales Verderbnis mit sich führt. Der christlichen Wissenschaft und Kunst steht gegenüber eine die Fundamente aller natürlichen und übernatürlichen Wahrheit untergrabende materialistische und pantheistische Weltanschauung, eine der intellectuellen und sittlichen Corruption hörige Kunst und Literatur.

Und wie in der ganzen Welt, so sind auch in unserem unsere Liebe und unsere Pflichten zunächst in Anspruch nehmenden Vaterlande göttliche Tröstungen und menschliche Gefahren mit einander verbunden. Auf Jahre schwerer Leiden und Kämpfe ist die Morgenröte friedlicherer, besserer Tage gefolgt. Allein schon erheben sich neue Anfechtungen und Gefahren, welche die Herzen vieler und unsere eigenen Herzen mit Schmerz und mit schwerer Besorgnis erfüllen. Von ihnen offen zu reden, erachten wir als unsere Pflicht. Von dem Augenblicke an, wo durch die Weisheit der höchsten Träger der kirchlichen uud weltlichen Autorität die Wiederherstellung des Friedens zwischen Kirche nnd Staat angebahnt wurde, begann, während unsere andersgläubigen Mitbürger im Großen und Ganzen zu diesem Frieden mitwirkten und sich mit uns desselben freuten, in unerfreulichem Gegensatze dazu in gewissen Kreisen gegen die katholische Kirche eine organisierte und planmäßige Polemik, welche nur zu sehr geeignet ist, die Katholiken zu kränken, die Andersgläubigen aufzuregen, den religiösen Frieden auf's Neue zu gefährden.

Jeder billig denkende und der Thatsachen kundige Beurteiler wird zugeben, daß von katholischer Seite hierzu nicht der mindeste Anlaß gegeben war. Wenn die Katholiken bestrebt sind, ihrer Kirche die volle rechtliche Freiheit zu sichern, auf dem Gebiete der Schule die Interessen der religiösen Erziehung zu vertreten, die während des sogenannten Culturkampfes geschlagenen Wunden nach Möglichkeit zu heilen, so kann solches doch nimmermehr als Angriff auf eine andere Confession betrachtet werden; um so weniger, da die Katholiken sich niemals in deren religiöse Angelegenheiten einmischen. Wenn die Katholiken sich bemühen, die katholische Vorzeit zu verteidigen, oder die Wahrheiten ihres Glaubens in wissenschaftlicher Weise zu begründen, so machen sie nur von einem unbestreitbaren Rechte Gebrauch, und auch dieses kann nicht als ein Angriff oder eine Bedrohung gegen andere Confessionen betrachtet und zum Anlaß ge-

nommen werden, gegen die katholische Kirche eine Kampfesweise zu erneuern, wie sie nur in längst vergangenen schlimmen Tagen religiöser Kämpfe an der Tagesordnung war. Allein wie in jenen traurigen Zeiten, die über unser Vaterland so viel Unheil gebracht haben, sucht man jetzt wieder in einem sich alles gestattenden bitteren Geist confessioneller Polemik Abscheu und Mißtrauen gegen die katholische Kirche, gegen ihre Lehren, Einrichtungen und Gebräuche, Vorurteile über ihre Vergangenheit und Gegenwart durch populäre Schriften, selbst durch Dichtungen und Volksschauspiele in die weitesten Kreise zu verbreiten.

Auf diese Kampfesweise näher einzugehen, weisen wir von der Hand. Dagegen können wir nicht still dazu schweigen, daß man unserer Kirche Lehren und Grundsätze, welche sie verabscheut und welche mit unserer Ehre und Würde als Christen und Menschen unverträglich sind, öffentlich und beharrlich aufbürdet, und daß man ihr Absichten und Ziele zuschreibt, die ihr absolut fremd sind, aber zu solchen Angriffen stets den Vorwand bieten. Wir erfüllen daher nur eine heilige Pflicht gegen unser katholisches Volk, aber auch gegen unsere andersgläubigen Mitbürger und unser gemeinsames Vaterland, wenn wir gegen solche Anschuldigungen offene Einsprache erheben. Wir haben dabei nicht jene Angriffe im Auge, welche der moderne Unglaube gegen alles Uebernatürliche, vor allem gegen die göttliche Person des Welterlösers, sowie gegen Alle, die an seine Gottheit und sein Reich glauben und darum ganz besonders gegen die katholische Kirche bald mit dem Fanatismus der Leidenschaft, bald mit kaltem Hohn und Spott tagtäglich richtet; sondern wir wollen uns nur mit jenen Vorwürfen beschäftigen, welche man mit Berufung auf das Evangelium gegen die katholische Kirche glaubt erheben zu dürfen, um sie dem Bewußtsein gläubiger Protestanten als unchristlich, ja als widerchristlich und unheilbringend für den Staat darzustellen.

An erster Stelle weisen wir demnach die Behauptung zurück, die katholische Kirche lehre: um vor Gott gerecht zu sein und selig zu werden, genüge bloß die äußerliche Zugehörigkeit zur Kirche oder die Teilnahme an gewissen äußerlichen Gebräuchen; oder es genügten die blos äußerlichen Werke des Gesetzes ohne innerliche Tugend und Gesinnung. Katholische Lehre ist, daß wir, um Gott zu gefallen

und das ewige Leben zu erlangen, das ganze göttliche Gesetz, wie es Gott in das Gewissen geschrieben und in den zehn Geboten geoffenbart und wie es unser göttlicher Heiland durch seine Lehre und sein Beispiel erklärt und zur Vollendung geführt hat, erfüllen müssen, und zwar nicht dem äußeren Scheine, sondern der That und Wahrheit nach, nicht nur in äußeren Werken, sondern vor allem in innerer Gesinuung, daß wir daher nach wahrer, gründlicher Tugend streben müssen, und daß es ohne Erfüllung dieser Bedingung unmöglich ist, Gott zu gefallen und unsere ewige Bestimmung zu erreichen. Der Inbegriff aller Tugenden besteht aber in der, aus dem Glauben entspringenden heiligen Liebe, vermöge welcher wir Gott über alles und den Nächsten wie uns selbst lieben: denn „der Endzweck des Gesetzes ist Liebe aus reinem Herzen und gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben“[6]).

Sodann müssen wir der Behauptung entgegentreten, daß nach katholischer Lehre die Gerechtigkeit, welche uns wohlgefällig vor Gott und des ewigen Lebens teilhaftig macht, durch etwas Anderes erlangt werden könne, als allein auf Grund des Verdienstes Jesu Christi, des menschgewordenen wahren Sohnes Gottes, unseres einzigen Erlösers und Seligmachers, und in Kraft seiner Gnade; daß die katholische Kirche durch ihre Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke und von der Kraft des freien Willens das Verdienst Christi und die Notwendigkeit und Kraft seiner Gnade leugne oder doch herabwürdige, dagegen den Geist pharisäischer und heidnischer Selbstgerechtigkeit nähre.

Katholische Lehre ist: keine Sündenschuld kann uns erlassen werden als einzig in Kraft der von Christus, dem Haupte der Menschheit, für uns geleisteten Genugthuung, und weder aus eigener Kraft noch durch eigenes Verdienst vermögen wir gerecht und selig zu werden, sondern nur aus dem Glauben durch die Gnade Christi, welche unsere Rechtfertigung von ihrem ersten Anfang bis zu ihrer letzten Vollendung in uns wirkt. So hat es das Concil von Trient klar und unzweideutig ausgesprochen mit den Worten: „Durch den Glauben werden wir gerechtfertigt, weil der Glaube der Anfang des menschlichen Heiles ist, die Grundlage und Wurzel aller Rechtfertigung, ohne welchen es un-

---

[6]) 1. Tim. 1, 5.

möglich ist, Gott zu gefallen und zur Gemeinschaft der Kinder Gottes zu gelangen; aus Gnade aber werden wir gerechtfertigt, weil durch nichts von dem, was der Rechtfertigung vorhergeht, weder durch den Glauben noch die Werke, die Rechtfertigung verdient werden kann" [7]).

Wohl lehrt die katholische Kirche mit der heil. Schrift und mit der Ueberlieferung, daß der Gerechtfertigte durch gute Werke Vermehrung der Gnade und himmlischen Lohn verdiene; sie ist jedoch weit davon entfernt, das Verdienst und die Gnade Christi herabzumindern und unchristliche Hoffart und Selbstgerechtigkeit zu fördern; vielmehr schreibt sie alle Ehre Gott und Christus allein zu, da all' unser Verdienst auf das Verdienst Christi sich gründet: denn nur dann, wenn wir mit Christus wie der Rebzweig mit dem Weinstock verbunden sind, und nur in Kraft seiner Gnade vermögen wir verdienstliche Handlungen zu wirken, denen Gott aus reiner Gnade himmlischen Lohn versprochen hat. Auch hierüber hat das Concil von Trient sich mit höchster Klarheit ausgesprochen. „Obwohl, so sagt es, in der heil. Schrift den guten Werken eine so hohe Bedeutung zugeschrieben wird, daß nach Christi Verheißung selbst demjenigen sein Lohn nicht fehlen wird, der einem seiner geringsten Mitmenschen nur einen Trunk kalten Wassers reicht, und daß nach dem Zeugnisse des Apostels die geringen und schnell vorübergehenden Trübsale des gegenwärtigen Lebens durch eine überschwengliche ewige Herrlichkeit vergolten werden, so sei doch ferne von uns, daß der Christ auf sich selbst vertraue oder sich seiner selbst rühme und nicht vielmehr im Herrn, dessen Güte gegen die Menschen so groß ist, daß er dasjenige, was sein Geschenk ist, als ihr Verdienst gelten lassen will" [8]). Und an einem anderen Orte sagt dasselbe allgemeine Concil: „Wir vermögen nichts aus uns selbst, alles aber in Dem, der uns stärkt. Deswegen hat der Mensch keine Ursache, sich zu rühmen: denn all unser Ruhm ist in Christus, in welchem wir leben, in welchem wir verdienen, in welchem wir genugthun, indem wir würdige Früchte der Buße bringen, die von ihm ihre Kraft haben, von ihm dem Vater dargebracht und um seinetwillen vom Vater angenommen werden" [9]). Allerdings lehrt die katholische Kirche,

---

[7]) Sess. 6. cap. 8. [8]) Sess. 6. cap. 16. [9]) Sess. 14 de Poenit. cap. 8.

daß durch den Sündenfall der Mensch zwar die ursprüngliche Gerechtigkeit mit ihren übernatürlichen Gaben gänzlich verloren, nicht aber auch die natürliche Vernunft und Willensfreiheit eingebüßt habe, obgleich dieselbe geschwächt und durch die Entfesselung der Begierlichkeit zum Bösen geneigt wurde; sie schreibt aber deshalb dem sich selbst überlassenen freien Willen keine Kraft zu, wodurch die Notwendigkeit der Gnade Christi irgendwie herabgemindert würde; denn sie bekennt, daß der freie Wille, wenn er nicht durch Christi Gnade erleuchtet, gestärkt, bewegt und erhoben ist, nichts wahrhaft Heilsames wollen und vollbringen, ja selbst das natürliche Sittengesetz weder leicht noch vollständig erfüllen kann.

Ferner müssen wir die Behauptung zurückweisen, daß die katholische Lehre vom heil. Meßopfer die allgenügende Kraft des Kreuzesopfers Christi leugne oder irgendwie in den Schatten stelle.

Die katholische Kirche lehrt, daß das heil. Meßopfer nichts anders ist, als die sakramentale und gottesdienstliche Feier dieses einen welterlösenden Opfers, durch welche wir dem Befehle Christi nachkommen: „Thut dies zu meinem Andenken“[10], und nach des Apostes Wort „den Tod des Herrn verkünden, bis er wiederkommt,“ jenes „reine Speiseopfer“ Christi, des ewigen „Priesters nach der Ordnung Melchisedechs, das wir auf der ganzen Erde zur Ehre Gottes darbringen“[11]. Wie könnte hiernach das Kreuzesopfer durch das heil. Meßopfer beeinträchtigt werden, da jeder katholische Christ glaubt und weiß, daß er durch dasselbe mit dem Kreuzesopfer in die innigste Gemeinschaft tritt, und daß alle Gnaden, die er durch Teilnahme an demselben und insbesondere durch die Communion empfängt, ganz und allein aus dem Kreuzesopfer entspringen, mit dem dieses sakramentale Opfer ein und dasselbe Opfer ist, ohne ihm das mindeste zu entziehen oder hinzuzufügen. So wenig Christus selbst sein welterlösendes Opfer, das in er in der Fülle der Zeit ein für alle Mal am Kreuze vollbracht hat (Hebr. 7, 29; 9, 26), dadurch entkräftet, daß er dasselbe als unser Mittler alle Zeit vor dem Throne Gottes geltend macht (Hebr. 7, 25), ebensowenig beeinträchtigen wir jenes

---

[10]) 1. Cor. 11, 26. [11]) Ps. 109, 4. Malach. 1, 11.

Opfer, wenn wir in der von Christus angeordneten Feier des allerheiligsten Geheimnisses des Altares durch diesen unsern Heiland hintreten zum Gnadenthron der ewigen Erbarmung.

Eine weitere Anklage, die wir zurückweisen, geht dahin, daß die katholische Kirche durch ihre Lehre von der Sündenvergebung durch die Beichte und von dem Ablasse den Ernst christlicher Buße zerstöre und wahre Herzensbesserung verhindere.

Die katholische Kirche lehrt auf Grund des klaren Schriftwortes und mit dem ganzen christlichen Altertum, daß der Priester die Vollmacht hat, von Sünden loszusprechen; daß Christus, der allein aus seiner göttlichen Macht und in Kraft seiner unendlichen Verdienste Sünden vergeben kann, seinen Aposteln und ihren Nachfolgern die Vollmacht in seinem Namen Sünden zu vergeben mit den Worten übertragen hat: „Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten“ [12]); daß das Bekenntnis der Sünden vor dem Stellvertreter Christi im Bußgerichte aus der Einsetzung Christi der Natur der Sache nach mit Notwendigkeit folgt.

Die katholische Kirche lehrt aber nicht, daß die priesterliche Lossprechung und das Sündenbekenntnis für sich allein zur Vergebung der Sünden genüge. Ohne Unterlaß wird von allen katholischen Kanzeln verkündet und in jeder katholischen Schule gelehrt, daß das Bekenntnis allein zur Vergebung der Sünden nicht genügt, sondern daß dazu wahre Reue und der feste Wille der Besserung, verbunden mit gläubigem Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes in Christus, die unerläßliche, durch nichts Anderes ersetzbare Bedingung ist. Jeder Katholik weiß, daß ohne diese wahre Bekehrung die Absolution ungültig ist. Wie kann also die Beichte den Bußgeist erschlaffen, der wahren Bekehrung hinderlich sein? Im Gegenteil sind wir davon durchdrungen, daß sie das von der göttlichen Weisheit und Liebe angeordnete wirksame Mittel ist, um den Geist wahrer Buße und Demut zu nähren, wahre Selbsterkenntnis und gründliche Lebensbesserung zu erzielen, und jeder einzelnen Seele Licht, Trost und Bekehrung zu vermitteln.

---

12) 1. Joh. 26, 23.

Was aber die Ablässe betrifft, so lehrt die katholische Kirche fort und fort, daß dieselben nicht Sündenvergebung, sondern die Befreiung von zeitlichen Strafen zum Zwecke, wahre Bekehrung und Nachlaß der Sündenschuld aber zur Voraussetzung haben. So verstanden und gebraucht — und kein Katholik versteht und gebraucht sie anders — sind auch die Ablässe ein heilsames Mittel, den Geist der Buße zu fördern und durch die zur Gewinnung derselben vorgeschriebenen Uebungen der Frömmigkeit, der Selbstverleugnung und der Nächstenliebe zu ersetzen, was an äußerer Bußstrenge aus Milde und Nachsicht nicht mehr gefordert wird.

Allen bisher besprochenen Entstellungen wird die Krone aufgesetzt durch die weitere Behauptung, die katholische Kirche beeinträchtige durch ihren Ceremoniendienst und durch eine Menge auf Aberglauben beruhender und zum Aberglauben hinführender Gebräuche die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, treibe durch die Anbetung der consecrierten Hostie Götzendienst und befördere dadurch im katholischen Volke götzendienerisches Wesen und wende die Anbetung, welche Gott allein gebührt, auch der allerseligsten Jungfrau Maria und den Heiligen zu.

Wir weisen diese Behauptungen mit dem tiefsten Abscheu zurück. Wir Katholiken richten all' unsere in Glauben, Hoffnung, Liebe und Anbetung bestehende religiöse Verehrung einzig und allein auf den wahren, lebendigen, dreieinigen Gott. Diese göttliche Verehrung irgend einem Geschöpfe, wie hoch es auch in der Ordnung der Natur und Gnade stehe, zuzuwenden, ist in den Augen eines Katholiken Götzendienst.

Wenn wir aber Christus im allerheiligsten Sakramente anbeten, so hat dies darin seinen Grund, daß wir an Seine Gottheit und Seine wahre Gegenwart unter den sakramentalen Gestalten glauben. Mag auch Jemand diesen Glauben nicht teilen, so hat er doch kein Recht, uns Götzendiener zu nennen, da der Gegenstand unserer Anbetung im allerheiligsten Sakramente kein anderer ist, als Jesus Christus, der Sohn Gottes.

Von einer solchen Verehrung, die allein wir Anbetung nennen, ist die Verehrung, die wir der heiligen Mutter Gottes und den Engeln und Heiligen zuwenden, wesentlich und absolut verschieden. So wenig die Ehre und Liebe,

welche Kinder ihren Eltern, Unterthanen ihrem Fürsten erweisen, mit der Gott allein zukommenden Liebe und Anbetung im Widerspruch stehen, vielmehr eine Erfüllung des vierten Gebotes Gottes sind: ebenso wenig steht die Verehrung der Heiligen mit der Gott allein gebührenden Anbetung in Widerspruch, geht vielmehr aus derselben hervor und zielt auf dieselbe ab. Wir ehren die Heiligen als Freunde Gottes, als treue Nachfolger und Glieder Christi, weil Gott selbst sie ehrt. Alle Ehre aber, die wir ihnen geben, erweisen wir ihnen wegen Gott und zur Verherrlichung Gottes, der durch seine Gnade sie geheiligt und uns zu Vorbildern gegeben hat. Das gilt im höchsten Maße von der Verehrung, welche wir in Erfüllung des Wortes: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter"[13]), der allerseligsten Jungfrau Maria erweisen; denn diese Verehrung hat ihren einzigen Grund und ihr einziges Ziel in Jesus Christus, an den wir als den wahren Sohn des ewigen Vaters und den wahren Sohn der Jungfrau Maria glauben. Dabei sind wir aber weit entfernt, Maria als etwas anderes denn als ein Geschöpf zu betrachten. Wohl ist sie das reinste und heiligste unter allen Geschöpfen; aber alle ihre Reinheit und Heiligkeit ist ihr durch das Verdienst und die Gnade Jesu Christi zu seiner Ehre geschenkt worden. Auch ehren wir Maria nicht anders, nicht mehr und nicht minder, als sie Gott selbst nach dem Zeugnisse des Evangeliums durch die Botschaft des Engels geehrt hat, wenn wir sie als die „Gnadenvolle, mit der der Herr ist"[14]), begrüßen.

Wenn wir aber Maria, die Engel und Heiligen anrufen, so erwarten wir nicht von ihnen als aus ihrer eignen Macht Gnade und Hilfe, sondern wir erwarten sie auf ihre Fürbitte von Gott allein durch unseren und ihren Heiland Jesus Christus. Daß wir aber die Mutter unseres Erlösers und die verklärten Heiligen um die Hilfe ihres Gebetes bitten, ist eben so vernünftig und christlich, als daß wir unsere Mitchristen auf Erden um ihr Gebet ansprechen. Wenn der hl. Paulus in seinen Briefen die Gläubigen um ihr Gebet ersuchte, sollte es da ein Unrecht sein,

---

[13]) Luk. 1, 48. [14]) Luk. 1, 28.

wenn wir uns seiner Fürbitte im Himmel empfehlen? Oder sollte das Vater-unser dadurch seine Kraft verlieren, daß wir ihm in dem Engels-Gruße die Erinnerung an das Geheimnis unseres Heiles in Christo Jesu und die Bitte beifügen: Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes?

Auch legen wir den Heiligen weder Allwissenschaft, noch andere göttliche Eigenschaften bei, sondern wir vertrauen, daß Gott sie unser Flehen erkennen lasse, damit sie die Liebe, welche sie auf Erden geübt, auch im Himmel fortsetzen.

Von dieser vernüftigen und frommen Anrufung der Heiligen, welche unmittelbar aus dem Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses von der Gemeinschaft der Heiligen entspringt, lehrt die katholische Kirche, daß sie heilsam und nützlich sei —, und es gilt dieses in besonderer Weise für unsere Zeit; denn wohl ist es nützlich und heilsam, dem Materialismus des irdischen Treibens und den Trugbildern vergänglicher Lust die Vorbilder himmlischen Sinnes, heiligen Lebens und jenes ewige Reich Christi und seiner Auserwählten entgegenzustellen, das auch unser ewiges Ziel ist.

Wenn die Verehrung und Anrufung der Heiligen, welche an Gottes Thron stehen, ein rechtmäßiger und heilsamer Gebrauch ist, so ziemt es sich nicht minder, ihre sterblichen Ueberreste in Ehren zu halten. Es ist dieses ein Akt schuldiger Pietät gegen jene, deren heilige Leiber, wie das Concil von Trient sagt, lebendige Glieder Christi und Tempel des heiligen Geistes waren, welche von ihm zum ewigen Leben wiedererweckt und verherrlicht werden sollen, durch die den Menschen von Gott viele Wohlthaten gewährt werden.[15]) Gott selbst hat, wie die heilige Schrift bezeugt, die Gebeine des hl. Propheten Elisäus, sowie die Kleider des hl. Paulus durch Wunder verherrlicht (4. Reg. 13,21; Act. Ap. 10, 12.) und in allen Zeiten an die Verehrung heiliger Reliquien große Gnadenerweisungen geknüpft. Es ist darum sicherlich ein wohl begründeter Gebrauch, die Gräber der Heiligen zu besuchen und an denselben mit besonderem Vertrauen zu Gott beten, welcher die Quelle aller Gnaden ist.

---

[15]) Sess. 25. de invoc. Sanctorum.

Was aber die übrigen Gebräuche und die bildlichen Darstellungen Christi und seiner Heiligen betrifft, so haben sie einzig den Zweck, durch das Sichtbare uns zum Unsichtbaren zu erheben, dazu aber sind sie der menschlichen Natur und dem Wesen des Christentums gemäß, dessen Mittelpunkt die Menschwerdung Gottes ist, sehr geeignet. Jeden Mißbrauch aber hat die Kirche stets verworfen und sucht ihn fernzuhalten.

Wir nehmen die Gelegenheit wahr, hier einem gewissen weit verbreiteten Vorurteile entgegenzutreten. „Die Verteidiger des Katholicismus", so hört man öfter sagen, „geben wohl von Allem ganz annehmbar lautende Erklärungen; aber anders ist es in dem wirklichen Leben. In den Gedanken und Sitten des katholischen Volkes, namentlich der weniger gebildeten Stände, herrschen die abergläubigsten Vorstellungen, die schlimmsten Mißbräuche, und man duldet sie ohne Scheu." — Solche Urteile müssen wir im Namen unseres Volkes und seiner Seelenhirten als höchst frevelhafte zurückweisen. In Sachen des Glaubens und der Frömmigkeit ist bei uns zwischen Gebildeten und Ungebildeten kein Unterschied. Alle wirklich gläubigen Katholiken denken, beten und handeln nach dem Glauben, den die Kirche lehrt und den jeder Katechismus enthält.

Endlich wenden wir uns noch gegen die Behauptung, durch die hierarchische Verfassung und die Lehre von der Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes, insbesondere seines obersten Trägers, des Papstes, sei aus dem geistigen und überirdischen Reiche Christi oder der wahren Kirche ein irdisches Reich geworden, das nach Weltherrschaft strebe und wie die christliche Freiheit der Gewissen, so auch die Selbständigkeit des Staates, die Souveränetät der Krone, die Freiheit der Völker, die Güter und den Fortschritt der Cultur und die sociale Wohlfahrt bedrohe. Dazu fügt man noch den Vorwurf einer unerträglichen Intoleranz der katholischen Kirche, welche alle Andersgläubigen verdamme, die Giltigkeit der protestantischen Taufe verwerfe und daher die Protestanten nicht als Christen anerkenne.

Diese Anklagen sind so recht eigentlich gegen das Wesen, gegen die innerste Ehre, ja gegen die Existenz der katholischen Kirche gerichtet. Das Wesen der katholischen Kirche besteht darin, daß sie das Reich und der geistige Leib Christi ist; ihre äußere Verfassung beruht darauf,

daß Christus zur Erhaltung seiner Lehre, zur Verwaltung seiner Gnadenmittel, zur Leitung seines Reiches den in Petrus als dem Fundamente und obersten Hirten geeinigten Apostolat gestiftet und mit dem hiezu notwendigen Gnadenbeistande ausgerüstet hat bis zum Ende der Zeiten, und daß daher das Wesen und die Verfassung der Kirche unwandelbar fortdauert bis zum Ende der Zeiten.

Das Reich Christi aber ist, wie der Heiland in dem feierlichsten Augenblicke seines Lebens erklärt hat (Joh. 18, 36. 37), nicht ein weltliches Reich, wie die Reiche und Staaten der Erde, sondern das geistige Reich der göttlichen Wahrheit und der Erlösungsgnade. Die vom Herrn gesetzten apostolischen Hirten dieses Reiches, der Papst und die Bischöfe und alle von ihnen bevollmächtigten Träger geistlicher Aemter wollen für nichts anderes gehalten sein und sind nichts anders als „Diener Christi und Verwalter seiner Heilsgeheimnisse".[16] Wie Petrus und die Apostel haben alle ihre Nachfolger zu allen Zeiten die von Gott gewollte Autorität der weltlichen Obrigkeiten und die Selbständigkeit der durch Gottes Vorsehung in der Geschichte hervorgetretenen Völker und Nationen anerkannt. Immer haben sie allen Gläubigen ohne Unterschied den schuldigen Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit und die Liebe und Treue gegen das irdische Vaterland als Gewissenspflicht eingeschärft und durch Wort und Beispiel verkündigt; auch in unseren Tagen thun sie es nicht minder als zu irgend einer anderen Zeit und mit nicht geringerer Autorität und nicht geringerem Erfolg als irgend Jemand.

Wohl steht die Kirche, obwohl sie nicht von dieser Welt ist, in der Welt, und bedarf als sichtbare Gesellschaft nach dem Vorbilde und der Lehre Christi und der Apostel notwendig irdischer Mittel. Darum hat die göttliche Vorsehung, die pflichtmäßige Liebe der Gläubigen und das geschichtliche Recht ihr die Bedingungen ihrer zeitlichen Existenz verschafft, welche, wie jedes gute Recht, heilig gehalten werden sollen, und welche zu wahren die Vorsteher der Kirche und die Katholiken überhaupt berechtigt und ver-

---

[16]) I. Cor. 4, 1.

pflichtet sind. Daraus folgt aber nicht weltliches Streben, nicht Verwechselung irdischer Rechte mit göttlichen Einrichtungen, nicht die Verwandlung des geistigen Reiches Christi, der Kirche, in ein irdisches Weltreich. Jede entgegenstehende Behauptung müssen wir als eine Unwahrheit und Verläumdung der katholischen Kirche, ihres Oberhauptes und ihrer Bischöfe und der ganzen katholischen Christenheit mit aller Entschiedenheit zurückweisen.

Freilich besitzt die katholische Kirche, soweit der Glaube reicht — und er ist wachsend und fruchtbringend in der ganzen Welt verbreitet[17]) — eine große Macht, die Macht des Glaubens und der Liebe. Aber vor dieser Macht braucht sich Niemand zu fürchten; diese Macht wird und kann die Kirche nur für das Gute gebrauchen; denn allzeit ist wahr das Apostelwort: „Wir vermögen nichts wider die Wahrheit“.[18])

Die einzige Aufgabe und die einzige Kraft der Kirche besteht darin, die Wahrheit Christi zu bezeugen, die Gnade Christi zu spenden, und die Wohlthaten Christi zu verbreiten.

Was aber schließlich den Vorwurf katholischer Intoleranz anlangt, so können wir freilich nicht, wie kein vernünftiger Mensch, in dem Sinne tolerant sein, daß wir das Gegenteil von dem, was wir für göttliche Wahrheit halten, auch für Wahrheit halten. Ebenso halten wir gewiß an der Einheit und Katholicität der Kirche fest, an der unsere Väter festgehalten haben; gewiß wünschen wir, wie einstens der Weltapostel[19]), daß alle mit uns vollkommen eins und alles dessen, worin wir unser höchstes Glück finden, teilhaftig sein möchten: allein nichts ist dem Geiste der heiligen Kirche fremder als Unduldsamkeit und Streitsucht. Mit Abscheu weisen wir daher die Behauptung zurück, daß wir Andersgläubige hassen, verachten oder für verdammt halten, wie nicht minder die neu aufgebrachte Verdächtigung, daß wir sie nicht als Christen anerkennen. Im Gegenteil bekennen wir, daß jeder Getaufte Christo und seinem geistigen Leibe einverleibt ist. Es kann nur auf einem bedauerlichen Mißverständnisse beruhen, wenn behauptet wird, daß wir die Taufe Andersgläubiger nicht

---

[17]) Coloss. 1, 6. [18]) II. Cor. 13, 8. [19]) Apgsch. 26, 29.

als gültig anerkennen. Wenn die Taufe wiederholt wird, so geschieht es nur in solchen Fällen, in welchen über die Gültigkeit der Taufe, sei sie von Katholiken oder Nichtkatholiken gespendet, begründete Zweifel bestehen.

Wir verdammen keinen Menschen; der uns richtet, ist Gott allein.

Wenn wir sonach die hiermit gekennzeichnete Angriffsweise auf unsere heilige Kirche tief beklagen, so hegen wir doch daneben auch die tröstliche Zuversicht, daß die große Mehrzahl aller billig und gerecht denkender Mitbürger, auch der von uns im Glauben getrennten, darin mit uns übereinstimme, jetzt sei wahrlich am wenigsten die Zeit zu gehässigen Glaubensstreitigkeiten, vielmehr zur gemeinsamen Verteidigung der Grundlagen des christlichen Glaubens und der christlichen Gesittung, welche allein die Flut des Anarchismus, die uns bedroht, einzudämmen, die sittlichen und socialen Uebel, die von Tag zu Tag unerträglicher werden, allmählich zu heilen und unsere Zukunft zu sichern vermögen.

Jene Gegensätze aber, die uns trennen, soll man nicht durch Bitterkeiten und gar durch Unwahrheiten verschärfen, sondern durch Verständigung und Wohlwollen mildern.

Deutschland bedarf sowohl wegen seiner confessionell gemischten Bevölkerung wie wegen der politischen Weltlage mehr als irgend ein anderes Land des confessionellen Friedens. Dieser aber ist nur dadurch zu erreichen, daß jeder Teil seine heiligsten Rechte und Interessen vollkommen gesichert weiß, damit Alle trotz der Verschiedenheit des Glaubens in treuer Vaterlandsliebe mit freudigem Herzen und opferwilligem Sinne zusammenstehen.

Gewiß, geliebte Diöcesanen, nichts ist gefährlicher für die Seelen und Gewissen, als in religiösen Dingen der Unwahrheit freien Lauf zu lassen. Darum haben wir uns fragen müssen, wohin der neue Lärm, den man im Vaterlande erhebt, führen könne, und haben uns für verpflichtet gehalten, diesen Angriffen gegenüber die katholische Wahrheit offen zu vertreten.

Allein wir müßten fürchten, einer neuen Verdächtigung die Thüre zu öffnen, wenn wir nicht die Forderung der Liebe noch ausdrücklich euch ans Herz legen wollten. Sie fordert, daß wir unsererseits trotz aller Angriffe und Verdächtigungen Alles vermeiden, was die Leidenschaft reizen

und aufregen könnte. Jedoch geliebte Diöcesanen, ob ihr wohl dieser Mahnung bedürfet? Die Antwort geben die letztvergangenen Jahre. Wenn wir Zeugen waren, wie ihr bei den Prüfungen, welche sie über uns herbeiführten, mit einem Heldenmute und einer Hingabe, die euch von der ganzen Welt eine ehrenvolle Anerkennung erworben hatte, für die geheiligten Rechte der Kirche ein unüberwindliches Bollwerk bildetet, waren wir nicht ebenso sehr auch Zeugen eurer festen Selbstbeherrschung, eures gesetzlichen Verhaltens und eurer geduldigen Ausdauer, welche euch in den schwersten Tagen und bei den bittersten Erfahrungen nie verließen? Und wir sollten nicht ebenso Zeugen bei euch sein jener christlichen Nächstenliebe, die sich auch bei den neuen Angriffen nie eine Linie breit von dem hl. Gesetze entfernt, das uns der Gottmensch durch Wort und Beispiel gepredigt, Böses mit Gutem zu vergelten? Nein, ihr werdet euch nach der Mahnung des Apostels aller Streitsucht enthalten, dagegen täglich zuzunehmen trachten in der Erkenntnis des Glaubens durch Anhörung des göttlichen Wortes in Predigt und Christenlehre, sowie durch Lesen religiöser, erbaulicher Schriften, um Jeden, der die Wahrheit sucht, zu belehren. Ihr werdet ferner durch treue Erfüllung eurer Pflichten gegen Gott und Menschen, durch untadelhaften Wandel euer Leben mit eurem Glauben in dem innigsten Einklange erhalten und so der Welt zeigen, daß euer Glaube das Werk Gottes ist. Ihr werdet euch nicht beteiligen an dieser Aussaat des Hasses, sondern durch euere Einheit und Einigkeit, Friedfertigkeit und Verträgiichkeit der Welt ein leuchtendes Beispiel geben! Und so werdet ihr handeln, wie es der Apostelfürst von den Christen verlangt, indem er mahnt: „Haltet nur den Herrn Jesum Christum heilig in eueren Herzen, allezeit bereit zur Verantwortung gegen jeden, der von euch Rechenschaft fordert über eure Hoffnung; aber thut es mit Sanftmut und Ehrfurcht und habet ein gutes Gewissen, damit die, welche euren guten Wandel in Christo verleumden, darin zu Schanden werden, daß sie euch übel nachreden. Es ist besser, daß ihr, wenn es Gottes Wille ist, um guter als um böser Thaten willen leidet.“[20])

Der Friede Gottes, der allen Begriff übersteigt, be-

---

20) 1. Petr. 3, 15—17.

schirme eure Herzen und euren Sinn in Christo Jesu.[21]) Amen.

†† **Philippus**, Erzbischof von Köln.
†† **Johann Christian**, Erzbischof von Freiburg.
†† **Julius**, Erzbischof von Posen-Gnesen.
† **Georg**, Fürstbischof von Breslau.
† **Wilhelm**, Bischof von Hildesheim.
† **M. Felix**. Bischof von Trier.
† **Renard**, Bischof von Osnabrück.
† **Andreas**, Bischof von Ermland.
† **Karl**, Bischof von Limburg.
† **Leo**, Bischof von Culm.
† **Paulus Leopold**, Bischof von Mainz.
† **Joseph**, Bischof von Fulda, zugleich für
† **Franz Caspar**, Bischof von Paderborn.
† **Johannes**, Titular-Bischof von Philadelphia.

---

21) Phil. 4, 7

Offener Brief
an die
römisch-katholischen Erzbischöfe und Bischöfe im deutschen Reich.

Eine evangelische Antwort auf den Fuldaer Hirtenbrief.

Hochwürdige Herren!

Der Kirchenvater Augustinus hat sein Buch „Vom Reiche Gottes", aus welchem Sie im Beginne Ihres „Gemeinschaftlichen Hirtenschreibens" vom 20. August d. J. eine Ihren ganzen Brief beherrschende Stelle anführen, mit dem Ausblick in die selige Ewigkeit geschlossen, welche am Ende aller Zeit der heiligen Gottesstadt zu teil werden wird. Unter den Zügen, aus denen sich dieses Bild der vollendeten Seligkeit zusammenfügt, hebt er einen hervor, den wir uns gedrungen fühlen, an die Spitze unseres Offenen Briefes an Eure Eminenzen zu setzen. Er lautet: „Dort wird der Ruhm ein wahrhaftiger sein, wo kein Lob mehr gespendet wird, das entweder auf Irrtum oder auf Schmeichelei des Lobenden beruht".[1])

Bei den mancherlei peinlichen Empfindungen, welche Ihr Hirtenschreiben in uns erwecken mußte, gewähren diese Worte des frommen Augustinus uns einen reichen Trost. Zwar berufen Sie Sich auf das Wort des Apostels: „Wir vermögen nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit." Dennoch kann es keinem Kenner der Geschichte sowie des gegenwärtigen Bestandes Ihrer Kirche zweifelhaft sein, daß die Darstellung, welche Sie von der römisch-katholischen Lehre und Praxis geben, mit der Wirklichkeit in sehr wesentlichen Stücken nicht

[1]) S. Aur. Augustini de Civitate Dei lib. XXII, cap. 30.

2*

übereinstimmt. Ob es „Irrtum“, oder ob es „Schmeichelei“ ist, was dieser überraschenden Verherrlichung Ihres Kirchenwesens zu grunde liegt, wagen wir nicht zu entscheiden. Jedenfalls aber gehört es zu den troſtreichſten Ausblicken in die Ewigkeit, daß dort aller Schein schwinden, und die Wahrheit in ihrem siegenden Lichte allen falschen Ruhm zu nichte machen wird.

Trotz dieser gewissen und freudigen Zuversicht zu dem endlichen Triumphe der Wahrheit erachten wir es doch für unsere Pflicht, Ihr Schreiben vor der Öffentlichkeit einer ernsten Prüfung zu unterziehen. Dasselbe ist auch seinerseits für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen, und zwar, da es nicht nur in den Gotteshäusern Ihrer Kirche verlesen worden, sondern in der Presse in ausgiebigstem Maße zum Abdruck gekommen ist, für die weitesten Kreise des deutschen Volkes, auch der protestantischen Kirche. Ja uns will es so scheinen, als ob Sie recht eigentlich diese letztere Adresse im Auge gehabt hätten; nicht sowohl um der vielen Bibelstellen willen, die Sie anführen, und denen nachzuforschen ja nur der evangelische Christ völlig in der Lage ist, als wegen des ganzen Tones, den Sie anschlagen, und der darauf zielt, vor Andersgläubigen Ihre Kirche in ein Licht zu setzen, in welchem sie anzuschauen dieselben allerdings nicht gewohnt sind.

Daß aber gerade wir unsere Stimme erheben, kann Sie, hochwürdigste Herren, nicht wundernehmen. Sie werden sich bewußt sein, daß Sie den Evangelischen Bund meinten, als Sie von „gewissen Kreisen“ schrieben, in denen „gegen die katholische Kirche eine organisierte und planmäßige Polemik“ angefangen habe, von welcher Sie behaupten, daß sie „nur zu sehr geeignet sei, die Katholiken zu kränken, die Andersgläubigen aufzuregen, den religiösen Frieden aufs neue zu gefährden.“ Ist doch auch Ihr Hirtenbrief ohne Angabe des Absenders uns Allen durch die Post ins Haus geschickt worden. Es wäre ebenso unhöflich als kleinmütig, wollten wir mit unsrer Antwort zurückhalten.

Gestatten Sie uns aber, daß wir Ihnen zunächst unsren Dank aussprechen für die edlere und vornehmere Weise, in welcher Sie mit uns verhandeln, als die Tagespresse Ihrer Kirche das zu thun pflegt. Die letztere wirft den Evangelischen Bund kurzer Hand unter diejenigen

Gegner, welche Sie ausdrücklich erklären nicht im Auge zu haben. Sie meinen nicht „jene Angriffe, welche der moderne Unglaube gegen alles Uebernatürliche, vor allem gegen die göttliche Person des Welterlösers, sowie gegen Alle, die an seine Gottheit und sein Reich glauben und darum ganz besonders gegen die katholische Kirche bald mit dem Fanatismus der Leidenschaft, bald mit kaltem Spott und Hohn tagtäglich richtet.“ Sie wissen recht gut, daß wir unsere Vorwürfe gegen Ihre Kirche „mit Berufung auf das Evangelium“ erheben, um sie, wie Sie sagen, „dem Bewußtsein gläubiger Protestanten als unchristlich, ja als widerchristlich und unheilbringend für den Staat darzustellen.“ Daß Sie den Mut haben, angesichts des unwahrhaftigen Treibens jener Presse dem Evangelischen Bunde dieses Ehrenzeugnis auszustellen, soll Ihnen unvergessen bleiben und wird hierdurch dankbar zur Kenntnis genommen.

An den Schluß Ihrer Verteidigung einiger verdächtiger römisch-katholischer Lehren und Gebräuche, auf welche wir sogleich näher eingehen werden, stellen Sie ein schönes Wort, von dem wir sehnlichst wünschten, daß wir auf seinem Boden uns vereinigen könnten. Sie sagen: „Die einzige Aufgabe und die einzige Kraft der Kirche besteht darin, die Wahrheit Christi zu bezeugen, die Gnade Christi zu spenden und die Wohlthaten Christi zu verteidigen.“

Aber, hochwürdige Herren, glauben Sie aufrichtig, daß, wenn die Kirche des Papstes in der Vergangenheit diese Aufgabe zu erfüllen bestrebt gewesen wäre, jemals diejenige geschichtliche Erscheinung mit der elementaren Gewalt des christlichen Gewissens in die Wirklichkeit getreten wäre, welche man Reformation nennt? Glauben Sie, daß in der Gegenwart alle Kreise des gläubigen Protestantismus sich zum Zeugnisse und zum Widerstande gegen Sie rüsten würden, wenn die Wahrheit und Gnade Christi zu verkündigen in der That das einzige und letzte Ziel Ihrer Kirche wäre? Nein, lassen Sie es Sich vor Gott bezeugen: der einzige Grund, warum wir wieder und wieder unsere Stimme gegen Sie erheben und Ihre Kirche des Abfalls von der christlichen Wahrheit bezichtigen, ist die Uberzeugung, daß dieselbe in Lehre und Leben dem einigen Mittler des Heils,

unserem Herrn Jesu Christo, die Ehre nicht giebt, die er fordern darf und fordern muß, wenn den Völkern Gerechtigkeit und Segen und dem Einzelnen Friede und Kraft der Heiligung zuteil werden soll.

Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir an die Erörterung Ihres Schreibens herantreten. Sie legen selbst Ihren Bestreitern die Worte in den Mund: „Die Verteidiger des Katholizismus geben wohl von allem ganz annehmbar lautende Erklärungen, aber anders ist es in dem wirklichen Leben." Lassen Sie uns offen bekennen, daß auch wir derselben Überzeugung sind, und daß Ihr Hirtenbrief uns darin mächtig bestärkt. Wir behaupten, daß das Antlitz des wirklichen Katholizismus, auch seiner Lehre, ganz andere Züge trägt, als wie Sie dieselben gezeichnet haben. Es versteht sich von selbst, daß wir dies im Einzelnen beweisen müssen.

Nur vorübergehend möchten wir uns noch bei einem Satze Ihrer einleitenden Worte aufhalten, den wir nicht ohne ernsten Widerspruch lesen konnten. Sie sagen: „Großen Trost hat Gott seiner Kirche geschenkt in dem Oberhirten und Vater, der mit solcher Weisheit und Stärke das Steuerruder Petri führt und einem schönen Lichte ähnlich am Himmel unsrer Zeitgeschichte glänzt." Daß Sie Sich des gewandten Kirchenfürsten in Rom freuen und ihn in gutem Glauben für einen Nachfolger des Apostel Petrus halten, kann man Ihnen im Grunde nicht so übel nehmen; der letztere Punkt wird ja immer mehr zum eigentlichen Hauptartikel der ganzen römischen Religion, mit dem sie steht und fällt. Aber wenn Sie diesen „Trost" der „Kirche Gottes" geschenkt sein lassen, so meinen Sie doch wohl nicht, ihn auch auf uns Evangelische und auf die ganze griechisch-katholische Christenheit ausdehnen zu sollen, die wir doch beiderseits gegen eine solche Steuerrudertheorie lebhaften Protest erheben? Oder setzen Sie als selbstverständlich voraus, daß auch Gott uns nicht mit zu „seiner Kirche" rechnet, wie Sie uns aus derselben ausschließen? In einem Schreiben, welches bestimmt ist, durch die süßen Melodien von Frieden und Liebe, in die es ausklingt, die Andersgläubigen zu beschwichtigen, ist das zum mindesten nicht klug und wird weithin Verdacht erregen.

Wenn Sie dann in demselben Satze von der dem „Oberhirten und Vater der Kirche" drohenden Gefahr reden, daß der „Greuel der Verwüstung ihn von der heiligen Stätte vertreibe, welche die Vorsehung ihm angewiesen hat", so geben wir Ihnen zweierlei zu bedenken. Einmal: es ist gewagt, den Vatikanischen Palast den Sie doch meinen, eine heilige Stätte zu nennen, während daselbst im Laufe der Jahrhunderte böse Sünden gegen das fünfte, sechste, siebente u. a. Gebote begangen worden sind[2]). Sodann: Unter dem „Greuel der Verwüstung" denken Sie sich augenscheinlich die italienische Einheitsbewegung, welche dem Papste den Kirchenstaat genommen hat und nun auch den Vatikan bedrohen soll. Vergessen Sie aber nicht, daß sämtliche dabei Beteiligte Kinder Ihrer Kirche sind, und das Papsttum nur erntet, was es gesäet hat: Revolution, wie in allen Ländern, wo es unumschränkte Gewalt gehabt hat, weil es von einer Reformation nichts wissen will. Daß übrigens wir Evangelische uns bei dem Worte des Herrn vom Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte in bezug auf Rom noch ganz besondere Gedanken machen, werden Sie verstehen.

Und nun zu Ihrer Verteidigung angegriffener Positionen.

Daß Sie bei derselben außerordentlich geschickt zu Werke gehen und sowohl was Sie sagen, als was Sie verschweigen mit einer bewundernswerten Feinfühligkeit herausgefunden haben, diesen Ruhm wird Ihnen Niemand schmälern können.

1. Es war schon sehr verständig, daß Sie zwei Punkte an die Spitze gestellt haben, bei denen es den Gegnern besonders schwer wird, ohne die weitestgehenden Erörterungen die vorhandenen Blößen aufzudecken. Schwerlich wird Ihnen Jemand nachweisen können oder auch nachweisen wollen, daß Ihre Kirche lehre: „um vor Gott gerecht und selig zu werden, genüge die bloß äußerliche **Zugehörigkeit zur Kirche** oder die Teilnahme an gewissen

---

[2]) **Wie Dante vom Vatikan urteilte, das lesen Sie gefälligst in seinem Parad. cant. 27, 22 ff., und wie über die Papstsünden, im Inferno cant. 19, 100 ff. nach.**

äußerlichen Gebräuchen." Das Christentum ist die Religion der entschiedensten Innerlichkeit; in seiner ersten großen Predigt hat der Herr, wie Keiner vor ihm, das ganze Gewicht für die sittliche Wertung des Menschen auf die Gesinnung gelegt[3]). Wollte eine Kirche die bloße Zugehörigkeit zu ihr als Pfand für die Seligkeit verkündigen, so spräche sie sich selbst in bezug auf ihre Christlichkeit das Todesurteil. Aber bedenklich und für die Praxis gefährlich, das werden Sie vielleicht selbst einräumen, ist doch der Sakramentsbegriff, den Ihr eigenes christliches Lehrbuch, der römische Katechismus, aufstellt: das Sakrament ist danach

„eine sinnlich wahrnehmbare Sache, welche die Kraft hat, aus göttlicher Einsetzung die Heiligkeit und Gerechtigkeit nicht nur zu versinnbildlichen, sondern auch zu bewirken"[4]).

Ihre Kirche ist, wie sie sich selbst rühmt, wesentlich eine Sakramentsanstalt, die von der Wiege bis zur Bahre das ganze menschliche Leben mit Sakramenten umgiebt und weiht. Wie ansprechend und poetisch das ist, hat selbst der, wie Dr. Paul Haffner, der gegenwärtige Bischof von Mainz, sich ausdrückt: „sogenannte"[5]) deutsche Klassiker Goethe herausgefühlt. Wenn aber nun das Sakrament selbst die rechte Gesinnung wirkt (nach scholastischer Lehre ex opere operato, d. h. durch den bloßen Vollzug der äußeren Handlung*), so liegt, wir wollen uns gelinde ausdrücken, wenigstens die Gefahr nahe, daß der Sakramentsempfänger sich nicht weiter bemüht, seinerseits für die rechte Würdigkeit des Empfanges noch große Sorge zu tragen; das Sakrament, nicht der Mensch hat ja die Aufgabe, seine „Heiligkeit und Gerechtigkeit zu bewirken". Doch, wie gesagt, wir unterlassen es, auf

---

[3]) Matth. 5, 3 ff. 5, 22 ff. vgl. Luc. 13, 34.

[4]) Cat. Rom. II, 1. 8. 11.

[5]) Frankfurter Zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgeg. von Dr. Paul Haffner. II, S. 30.

*) Anmerkung. Daß gegenwärtig manche Ihrer Theologen den Begriff des opus operatum minder anstößig erklären, wissen wir recht gut. Da aber das Sakrament nach Ihrer Kirchenlehre, wo der Mensch „keinen Riegel vorschiebt", notwendig wirkt, also auch bei unmündigen Kindern und bei Seelen im Fegefeuer, so bleibt es doch bei der magischen Wirksamkeit des Sakraments.

diese Erörterung näher einzugehen; der weitere Kreis unserer Leser würde vielleicht nur theologische Spitzfindigkeiten da sehen, wo für den Kenner allerdings der Schlüssel zur Erklärung mancher Erscheinungen sich bietet, welche das religiöse Volksleben, namentlich der südlichen, seit Jahrhunderten dem Papsttum unterstellten Nationen aufweist.

2. Auch in bezug auf den zweiten Punkt, die **Rechtfertigung des Menschen** vor Gott, verzichten wir auf den Versuch einer wirklichen Verständigung.

Daß Ihre Kirche nicht wagen darf, wenn es sich um unsere Rechtfertigung handelt, den Glauben an die Person unseres Heilandes aus dem System ihrer Lehre ganz zu beseitigen, versteht sich von selbst. Mit Recht verweisen Sie auf die Bestimmungen, welche das Tridentinische Concil getroffen hat:

„Durch den Glauben werden wir gerechtfertigt, weil der Glaube der Anfang des menschlichen Heils ist, die Grundlage und Wurzel aller Rechtfertigung, ohne welchen es unmöglich ist, Gott zu gefallen und zur Gemeinschaft der Kinder Gottes zu gelangen; aus Gnade aber werden wir gerechtfertigt, weil durch nichts von dem, was der Rechtfertigung vorhergeht, weder durch den Glauben noch die Werke die Rechtfertigung verdient werden kann."

Aber geht es nicht weit über die Lehre Ihrer Kirche hinaus, wenn Sie schreiben, „nur aus dem Glauben durch die Gnade Christi vermögen wir gerecht und selig zu werden?"

Das ist nicht römische, sondern die zu Trient verdammte evangelische Lehre!

Aber auch mit dem scheinbaren Zugeständnisse des Tridentinums ist, wie Ihnen nicht unbekannt sein kann, doch etwas ganz andres gemeint, als was der Herr selbst, was Paulus, und mit ihm unsere Kirche unter Glauben versteht und dem Glauben als Wirkung zuschreibt. Nach Ihrem Lehrbegriff ist der Glaube nur „ein Fürwahrhalten dessen, was die Autorität der heiligen Mutter Kirche als von Gott uns überliefert gebilligt hat"[*]). Daß dieser Glaube den Anfang des christlichen Heils bildet, ist ja wohl klar; denn er vermittelt die Kenntnis der

*) Cat. Rom. I, 1. 1.

göttlichen Erlösungsthaten. Aber Sie weisen ihm eben nur diese Stellung als **Anfang** zu, und darum sagen Sie, „daß der Gerechtfertigte **durch gute Werke Vermehrung der Gnade und himmlischen Lohn verdiene**". Aber wodurch wird nach Ihrer Meinung die Rechtfertigung erlangt? Im Tridentinum heißt es: „So jemand sagt, der rechtfertigende Glaube sei nichts anderes, als das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, die um Christi willen die Sünden vergiebt; oder daß dieser Glaube allein es sei, durch welchen wir gerecht werden, **der sei verflucht**."[7]) Und „so jemand sagt, jedem Menschen sei zur Erlangung der Vergebung der Sünden nötig, daß er festiglich und ohne durch die eigene Schwachheit und Unwürdigkeit beirrt zu werden, glaube, die Sünden seien ihm vergeben, **der sei verflucht**"[8]).

Ihre Kirche hat kein Verständnis für das, was der Apostel Paulus Rechtfertigung nennt.

Rechtfertigung heißt nach dem Apostel Sündenvergebung und Annahme zur Kindschaft bei Gott; nach der Lehre Ihrer Kirche heißt Rechtfertigung soviel wie Heiligung. Das Tridentinum verwirft mit der Lehre der evangelischen Kirche zugleich die Lehre des Apostels. Diese Rechtfertigung erfolgt aus Glauben allein, weil nur der Glaube den Trost der Sündenvergebung persönlich sich aneignen kann. **Und dieser Glaube ist mehr, als der bloße Anfang des christlichen Heils.**

Ihre Kirche hat kein Verständnis für die Tiefe des Glaubensbegriffs, wie er im Munde Jesu uns entgegentritt.

Wenn der Herr spricht: „**wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben**"; „**wer an den Sohn glaubet, der wird nicht gerichtet**"; „**auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben**"[9]) — dann bedeutet ihm der Glaube nicht nur eine **Erkenntnis**, die am Anfange des christlichen Heils steht, sondern er ist eine **Herzensstellung** zu Ihm, welche das ganze christliche Leben durchwaltet und bis zur Todesstunde nichts andres will, als die Gerechtigkeit Christi, die Er für uns erworben hat, sich aneignen.

---

[7]) Sess. VI. can. 12. [8]) Sess. VI. can. 13. [9]) Joh. 5, 24; 3, 18; 3, 15.

Ihre Kirche ist bei dem noch unentwickelten Begriffe des Glaubens stehen geblieben, den wir im Jakobusbriefe finden, und der den Verfasser seinen rechtgläubigen aber nicht recht gläubigen Lesern gegenüber schreiben läßt: „Du glaubst, daß ein einiger Gott ist; du thust wohl daran — die Teufel glauben es auch und zittern!“ [10]) Das ist ein Fürwahrhalten, aber nicht ein freudiges Bauen auf die Gnade Gottes in Christo; nicht das was Paulus meinte, als er schrieb: „Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsren Herrn Jesum Christ“ [11]).

Warum Ihre Kirche einen solchen Glaubensbegriff nicht dulden kann, das ist ja freilich wohl ersichtlich. Der Christ, der durch den einigen Mittler selbst mit Gott in Frieden lebt und die Gewißheit des Heils im Erlöser gefunden hat, der braucht kein sühnendes Opfer der Kirche mehr, der bedarf nicht der vom priesterlichen Richter ihm auferlegten genugthuenden Werke, nicht der in allen Ihren Katechismen auf die göttlichen Gebote folgenden und ihnen gleichartigen „fünf Gebote der Kirche“; er hat selbst die Freudigkeit zum Eingang in's Heilige durch da's Blut Jesu [12]) und ist zur Freiheit der Kinder Gottes hindurchgedrungen, die ihn der Bevormundung durch irdische Mittler entraten läßt.

Das ist die heilige und herrliche Gabe des allgemeinen Priestertums der Gläubigen, vor welcher jede Priesterkirche als vor einer Erfindung der Hölle zurückschreckt.

Leichter wird es uns im Folgenden werden, nachzuweisen, daß Ihre Darstellung der Lehre Ihrer Kirche in wesentlichen Stücken eine ungenaue ist, und daß Sie sehr bedeutsame Mißbräuche, welche Ihre Geistlichkeit nicht nur duldet, sondern pflegt, unberücksichtigt gelassen haben.

3. Sie beklagen sich über den Vorwurf, daß „die katholische Lehre vom heil. **Meßopfer** die allgenügende Kraft des Kreuzesopfers Christi leugne oder irgendwie in den Schatten stelle.“ Um diesen Vorwurf zu entkräften, behaupten Sie: jeder katholische Christ glaube und wisse,

---

[10]) Jac. 2, 19. [11]) Röm. 5, 1. [12]) Hebr. 10, 19.

„daß das sakramentale Opfer ein und dasselbe Opfer wie das Kreuzesopfer sei, ohne letzterem das mindeste zu entziehen oder hinzuzufügen.“ Sie führen das Wort des Herrn an: „Dies thut zu meinem Andenken“, als handle es sich bei Ihrem Meßopfer nur um ein Gedächtnis des Kreuzestodes Jesu, und schließen Ihre sehr kurze und sehr vorsichtige Ausführung mit den Worten: „wir beeinträchtigen Christi Opfer nicht, wenn wir in der von Christus angeordneten Feier des allerheiligsten Geheimnisses des Altars durch diesen unseren Heiland hintreten zum Gnadenthron der ewigen Erbarmung.“

Aber, hochwürdigste Herren, wissen Sie denn nicht, daß bei den weitaus meisten Messen, die in Ihren Kirchen gehalten werden, diese „Wir“ gar nicht da sind, die zum Gnadenthron hintreten könnten? Was Sie schildern, möchte vielleicht auf die Communion, auf den Abendmahlsgenuß der Gemeinde angewendet werden. Aber bei tausenden und hunderttausenden Ihrer alljährlich gefeierten Messen giebt es gar keine genießende Gemeinde. Das Meßopfer und das Abendmahl sind Ihnen zwei so verschiedene Dinge, daß die Synode von Trient in zwei völlig gesonderten Sitzungen über sie verhandelte, zwischen denen ein Zeitraum von elf Jahren gelegen hat. Bei dem Abendmahl muß derjenige gegenwärtig sein und selbst communizieren, der den sakramentalen Segen empfangen will. Ihr Meßopfer aber wird vom Priester für die Abwesenden dargebracht, „nach völlig sicher stehender Überlieferung der Apostel“, wie der Römische Katechismus[13]) sich ausdrückt, „nicht minder für die Toten, die im Herrn gestorben sind, wie für der Lebenden Sünden, Strafen, Genugthuungen und allerart Kalamitäten und Nöte.“ Die „Seelenmessen“ für die im Fegefeuer Weilenden sind ja bekanntlich ein besonders gewinnreiches Geschäft Ihrer Kirche; an berühmten Wallfahrtsorten und an „privilegierten“ Altären häuft sich, wie Sie wissen, ihre Zahl derartig, daß tausende von frommen und unfrommen Christen gestifteter und bereits bezahlter Messen gar nicht an Ort und Stelle gelesen werden können, sondern Geistlichen anderer Gemeinden übertragen werden müssen. In Baiern allein sind, wie Ihnen vielleicht auch bekannt ist, bis 1878

[13]) Cat. Rom. II. 4. 79.

alljährlich eine Million Messen ungelesen geblieben, worauf denn der Papst von seinem Vorrechte Gebrauch machte, eine sog. „Reduktion" eintreten zu lassen, wonach eine bestimmte Quote von nicht lesbaren Messen niedergeschlagen wird. Und für wie viele rein irdische „Kalamitäten und Nöte" wird nicht als Abhilfe vom gläubigen Volke eine Messe erbeten und bezahlt!?

Aber Sie haben, wenn Sie ehrlich sein wollen, auch gar kein Recht, das Meßopfer und das Kreuzesopfer als ein und dasselbe zu bezeichnen und in jenem nur das Gedächtnis von diesem gefeiert zu sehen. Der Römische Katechismus[14]) spricht es deutlich und unmißverständlich aus, „daß das allerheiligste Meßopfer nicht nur ein Lob- und Dankopfer oder eine bloße Erinnerung an dasjenige Opfer ist, welches am Kreuze vollbracht wurde, sondern es ist auch wahrhaftig ein Sühnopfer, durch welches Gott mit uns versöhnt und gnädig gesinnt wird." Kann die Verschiedenheit klarer ausgesprochen werden? Und wenn es auch in Ihren öffentlichen Bekenntnissen nicht zum klaren Ausdrucke[15]) gebracht ist, so wissen Sie doch, wie die Scholastiker diesen Gedanken dahin weiter ausgeführt haben, daß Christus am Kreuz nur für die Erbsünde der Menschheit gestorben sei, daß dagegen das Meßopfer der Kirche für die täglichen Sünden der Christen dargebracht werden müsse.

Wir fragen: Ist eine solche Lehre keine Beeinträchtigung des allgenugsamen Opfers Christi am Kreuz? Hebt sie nicht sein weltumfassendes Wort von Golgatha freventlich auf: Es ist vollbracht? Aber auch die Lehre neuerer Dogmatiker Ihrer Kirche, daß das am Kreuze dargebrachte Opfer für die ganze Welt erst durch das Meßopfer jedem einzelnen Gläubigen zugeeignet werde, streitet

[14]) Cat. Rom. II. 4, 78.

[15]) Vgl. jedoch Conc. Trid. sess. XXII, cap. 1: illius salutaris virtus in remissionem eorum, quae a nobis quotidie comittentur, peccatorum. Dazu Augsb. Conf. art. 4: „Christus ist ein Opfer nicht allein für die Erbsünde, sondern auch für alle andere Sünde". Apol. Conf. art. 24: „Darum ist zu verwerfen der Irrthum Thomä (von Aquino), der da schreibt, daß der Leib des Herrn einmal am Kreuz geopfert sei für die Erbsünde und werde täglich für die tägliche Sünde geopfert auf dem Altar". Conf. Aug. art. 24: „Damit ist auch der gräuliche Irrtum gestraft, daß man gelehret hat, unser Herr Christus habe durch seinen Tod allein für die Erbsünde genug gethan und die Messe eingesetzt zu einem Opfer für die andern Sünden" ꝛc.

wider die heil. Schrift, die von solchem Fündlein nichts weiß. Oder haben Sie wirklich ein Recht, Sich für Ihre Darstellung auf den Hebräerbrief zu berufen, der sich doch mit besonderer Absichtlichkeit gerade in Gegensatz stellt zu dem jüdischen Priestertum und den alttestamentlichen Opfern, welche eine alljährliche und alltägliche Wiederholung forderten, während es von unsrem Hohenpriester Christus heißt: „Mit Einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiliget werden?“ [16])

4. Sie wenden sich weiter gegen die Angriffe auf die **Beichtpraxis** und das **Ablaßwesen** Ihrer Kirche.

In bezug auf erstere nennen Sie die Einrichtung nicht, welche am meisten Anstoß gegeben hat und giebt und Ihrer Kirche wohl eine unermeßliche Macht über die Gewissen gewährt, aber auch Zerrüttungen im geistlichen Leben anrichtet, von denen oft genug auch in der Öffentlichkeit Zeugnis abgelegt worden ist. Wir meinen die Ohrenbeichte mit ihrem Gewissenszwange und mit ihrer Versuchung zu Lüge und Heuchelei. Freilich, wenn die Beichte, wie Sie in Übereinstimmung mit Ihrer Kirchenlehre sie nennen: ein „Bußgericht“ ist, in welchem der Priester die Rolle des Richters spielt, der die größeren oder kleineren Kirchenstrafen für die Vergehen seiner zu richtenden Beichtkinder verhängt, dann muß er von den Sünden die genaueste Kenntnis erhalten, dann muß der Sünder ihn auf das peinlichste mit dem Rechtsfalle bekannt machen. Aber kann man das Jesuswort vom evangelischen Binden und Lösen ärger mißverstehen? Und warum schweigen Sie von den „genugthuenden Werken“, eben jenen vom Priester auferlegten Strafen, durch deren Abbüßung erst das Werk der Beichte zu Ende kommt, von dem unseligen Abverdienen, wodurch das Geheimnis der vergebenden Gnade in so fleischlichem Sinne verkannt und verunehrt wird? Mag immerhin Ihre Kirche lehren, daß diese „Satisfaktionswerke“ nicht die göttliche Sündenvergebung verdienen, sondern nur an die Stelle der kirchlichen Strafen treten sollen, so wird doch durch Ihre ganze Beichtpraxis die Sündenvergebung von dem Urteile des Priesters abhängig gemacht, und dadurch immer wieder der Schein erzeugt, als ob die kirchlich auferlegte Genugthuung die göttliche Verzeihung be-

[16]) Hebr. 10, 4.

dinge. Ihr Katechismus lehrt: „Alle Arten von Satisfaktion müssen die Geistlichen vorzüglich auf die drei Klassen der Genugthuung zurückführen: Gebet, Fasten, Almosen.“[17]) Ist es nicht eine Entweihung des Heiligen, wenn dem zur Sündenstrafe verhafteten Menschen das Gebet als ein Mittel auferlegt wird, um damit Genugthuung zu leisten? Und ist es nicht geradezu eine Verführung zum „Plappern wie die Heiden“, wenn z. B. 10 Rosenkränze zu beten als Strafe aufgegeben wird, d. h. 1500 Ave-Maria und 150 Vaterunser?

Und weiter: Wollen Sie wirklich die Ablässe als „ein heilsames Mittel den Geist der Buße zu fördern“ unter Ihren Oberhirtlichen Schutz nehmen? Gegenüber Ihrer Versicherung, daß der Ablaß nicht Sündenvergebung sondern Befreiung von zeitlichen Strafen zum Zwecke habe, betonen wir es nicht, daß Ihre höchste Autorität, der Papst, sich wenigstens sehr mißverständlich auszudrücken pflegt, wenn er, wie er es so gerne thut, vollkommene Ablässe in Jubeljahren oder für besondere katholische Leistungen ausschreibt. So heißt es z. B. in jener für unser evangelisches Empfinden unverständlichen Encyclika vom 1. September des Lutherjahres 1883, in welcher Leo XIII. „der großen Gottesmutter und Jungfrau Maria, dieser Mittlerin unsres Friedens bei Gott und Spenderin himmlischer Gnaden,“ den Monat Oktober zum Rosenkranzmonat weihete: wer wenigstens zehnmal in dieser Zeit der öffentlichen Rosenkranzandacht beiwohnt und in Unsrer Meinung ihr Gebet verrichtet, den „sprechen Wir von aller Schuld und Strafe in Weise eines päpstlichen Ablasses frei. Diesen vollkommenen Nachlaß ihrer Sünden gewähren Wir auch denjenigen 2c.“[18]) Sie werden zugeben, diese Unterscheidung von Schuld einerseits und Strafe andrerseits und der Ausdruck: „vollkommener Nachlaß der Sünden“ ist Ihrer Versicherung nicht gerade günstig. Dennoch glauben wir, daß Sie mit Ihrer Unterscheidung wirklich der mittelalterlichen Lehre vom Ablaß Ausdruck geben. Aber wollen Sie den Ablaßbetrieb, wie er gegenwärtig in Ihrer Kirche wieder gehandhabt wird, ernstlich als „Übung der Frömmigkeit, der

---

[17]) Cat. Rom. II. 5, 74. [18]) Rundschreiben erlassen von Unserem Heiligsten Vater Leo XIII. Freiburg, Herder, 1887. S. 274.

Selbstverleugnung und der Nächstenliebe" verteidigen? Ist es eine Selbstverleugnung, eine Handlung der Nächstenliebe oder auch nur eine „Übung christlicher Frömmigkeit, wenn z. B. ein Theatiner Bruder in seiner Kirche „oder, falls er keine Ordens-Kirche in der Nähe hat", in einer anderen, monatlich zweimal sechs Vater-Unser mit Ave Maria und Ehre sei dem Vater spricht? Und doch hat der heilige Vater solch einem beglückten Bruder „sämtliche Ablässe der sieben Hauptkirchen Roms, der Partiunkulakirche, sämtliche Ablässe von Jerusalem und von S. Jacob zu Compostella" zugesichert; ein Schatz, der, so groß er ist, doch auch von andren Bruderschaften, ja von Laien gewonnen werden kann, wenn sie sich nur jenen leichten Übungen unterziehen. Denn der Papst braucht einem Orden nur die sog. „Kommunikation" zuzusprechen, und dann genießt derselbe alle Privilegien der ihm in ihren Segnungen zugänglich gewordenen andren Kongregationen. Laien aber haben weiter nichts zu thun, als sich in den „Dritten Orden" einer Bruderschaft aufnehmen zu lassen, wobei sie in allen weltlichen Stellungen und Geschäften verbleiben können, und dann haben sie sofort Anteil an allen Vorrechten, also auch an allen Ablässen des Ordens. Glauben Sie, daß in solchen Ablaßverheißungen ein sittlicher Wert liegt? Denn Verheißungen, und nicht Ablässe, müssen sie genannt werden, weil kein Papst die Länge der jeder einzelnen Seele bevorstehenden Fegefeuerpein ermessen oder die Zulänglichkeit des Schatzes überflüssiger Werke, den der heil. Vater verwaltet, ergründen kann. Ein höchst unsicheres Geschäft bleibt aber die ganze Einrichtung, wie sich schon dadurch kund giebt, daß zu den zahllosen „vollkommenen Ablässen" immer noch wieder andre vollkommene Ablässe hinzu erworben werden müssen, und die armen Seelen doch nie zum Frieden und zur Gewißheit kommen können, ob sie nun endlich der drohenden Pein entledigt sind.

Dr. Luther hat in seinen Thesen wider den Ablaß vom 31. Oktbr. 1517 unter anderen eine aufgestellt, die wir der ernsten Erwägung Eurer Eminenzen anheimgeben. Sie lautet (82): „Warum entledigt der Papst nicht alle Seelen zugleich aus dem Fegfeuer, um der allerheiligsten Liebe willen und von wegen der höchsten Not der Seelen als der allerbilligsten Ur-

sachen; so er doch um des allervergänglichsten Geldes willen zum Bau Sankt Peters Münsters unzählig viel Seelen erlöset als von wegen der losesten Ursachen?" —

5. „Allen bisher besprochenen Entstellungen (!) wird die Krone aufgesetzt", so fahren Sie fort, „durch die weitere Behauptung, die katholische Kirche beeinträchtigte durch ihren **Ceremoniendienst** und durch eine Menge auf **Aberglauben** beruhender und zum Aberglauben hinführender Gebräuche die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit."

Prüfen wir, auf welcher Seite die Entstellung und auf welcher die Wahrheit liegt.

Sie verteidigen zunächst die Verehrung und die Anrufung der „Heiligen".

Heilige in Ihrem Sinne, also Christen, welche der Papst für unermeßliche Geldsummen eine geraume Zeit nach ihrem Tode in feierlichem Verfahren zu Heiligen im Himmel erhöht, die man fortan anrufen darf, weil sie mehr gethan haben als das Gesetz von ihnen fordert, kennen wir nicht, wie die heilige Schrift sie nicht kennt. „Vorbilder himmlischen Sinnes und heiligen Lebens" ehren auch wir und suchen ihrem Beispiele nachzueifern. Eine Anrufung ihrer Fürbitte aber unterlassen wir, weil die ganze Bibel davon nichts weiß.

Wer verbürgt Ihnen, daß Ihre Heiligen Sie hören?

„Wir vertrauen", sagen Sie, „daß Gott sie unser Flehen erkennen lasse".

Wie kommen Sie zu diesem Vertrauen? Hat Ihnen Gott auch nur den geringsten Anlaß dazu gegeben? Sie sagen:

„Die vernünftige und fromme Anrufung der Heiligen folgt unmittelbar (!) aus dem Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses von der Gemeinschaft der Heiligen".

Daß der Zusatz „Gemeinschaft der Heiligen" erst sehr spät in das apostolische Glaubensbekenntnis gekommen ist, und daß er nur eine Erklärung der vorhergenannten „Kirche" sein sollte, müssen Sie wissen;[19]) wie können Sie an ihn so weitgehende und irreführende Folgerungen knüpfen!

---

[19]) Cat. Rom. I, 10, 24: Veluti explicatio quaedam.

Die Jungfrau Maria wollen Sie über alle Kreatur erheben (wie Leo XIII. sie zur „Mittlerin unsres Friedens bei Gott und Spenderin himmlischer Gnaden“ macht), weil „Gott selbst sie so geehrt habe“, indem der Engel sie als „Gnadenvolle, mit der der Herr ist“ habe begrüßen müssen.

Aber, hochwürdige Herren, Sie kennen doch nicht nur die lateinische Übersetzung der Bibel von Hieronymus sondern auch den griechischen Grundtext! Darum wissen Sie auch, daß der Engel die Jungfrau als die „Begnadigte“ anredet, welcher Gnade widerfahren, nicht aber zum Verteilen anvertraut ist, so daß sie alle Ursache hat zu ihrem Bekenntnis: „mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes!“ Wo sie einmal auf Erden Mittlerdienste thun wollte, da hörte sie das ernste Wort Jesu: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen!“ Und jetzt dürften wir uns auf sie auch gegen ihren Sohn verlassen, wie es in einem „mit kirchlicher Approbation“ in Paderborn gedruckten Gebetbuche heißt: „ich fürchte selbst meinen Richter Jesus Christus nicht, weil eine einzige Fürbitte, die du für mich einlegst, ihn versöhnen wird[20])?“

Sie sagen: „Wenn wir Maria, die Engel und die Heiligen anrufen, so erwarten wir nicht von ihnen als aus ihrer eigenen Macht Gnade und Hilfe, sondern wir erwarten sie auf ihre Fürbitte von Gott allein durch unsren Herrn und Heiland Jesus Christus.“

Sollten Sie, entgegen dem päpstlichen Befehl, im verflossenen Monat Oktober nicht auch das von Leo XIII. angeordnete „Gebet zum heiligen Josef“ gebetet haben? Und wäre es Ihnen dabei nicht aufgefallen, daß „der heilige Josef“ in diesem päpstlichen Gebete nicht mit einer Silbe aufgefordert wird, bei Gott oder bei seinem Pflegesohne Jesus Christus für die bedrängte Kirche eine Fürbitte einzulegen, sondern daß der Papst ihn anrufen heißt: „er möge mit seiner Macht der Kirche zu Hilfe kommen; der fürsorgliche Beschützer der heiligen Familie möge über der auserwählten Nachkommenschaft Christi selbst wachen, ihr gnädig sein, damit die Christen mit seiner Hilfe heilig leben, selig sterben und im Himmel

---

[20]) Unsre liebe Frau von der immerwährenden Hilfe. Paderborn 1886. Bonifaciusdruckerei. 3. Aufl. S. 25.

die ewige Seligkeit erlangen"? Redet man so zu einem Fürbitter oder zu einem — Gott? Und wenn der Papst selbst so beten lehrt, dürfen wir uns wundern, daß in Ihren Andachtsbüchern zahllose Gebete vorkommen, in welchen die Heiligen, vor allem Maria, nicht um ihre Fürbitte, sondern um selbstthätige Hilfe, um Bewahrung und Errettung, um Leitung der Herzen, Reinigung der Gedanken u. s. w. angegangen werden? Was will da noch die künstliche, theologische, von der katholischen Praxis völlig ignorierte Unterscheidung sagen von „Anbetung", welche nur Gott gebühre, uud von „Anrufung", welche den Heiligen zu zollen sei!

Wenn es sich nun darum handelt, Ihnen noch weitere „auf Aberglauben beruhende und zum Aberglauben hinführende Gebräuche" Ihrer Kirche zu nennen, wo sollen wir anfangen, und wo sollen wir enden?! Dürfen wir Ihnen ein Schriftchen empfehlen, in welchem eine lange Reihe derselben zusammengestellt ist? Eine Flugschrift des Evangelischen Bundes, Nr. 36, in Halle erschienen? Und sollen wir noch eine kleine Blumenlese hinzufügen, damit das katholische, wie das evangelische Volk merke, mit welcher Kunst des Schweigens Ihr Hirtenbrief verfaßt ist? Von dem unverantwortlichen Skapuliersegen ist dort ausführlich gehandelt worden. Die heiligen Medaillen Ihrer Kirche kennen Sie. Die Benediktusmedaille z. B. wirkt, wenn gläubig getragen, nach einem in Rom mit kirchlicher Approbation 1857 gedruckten Buche, gegen Zaubereien und teuflische Einwirkungen bei Menschen und Thieren, zur Zerstörung von Gift, zur Vertreibung der Pest, gegen Steinleiden, Seitenstiche, fallende Sucht, Blutüberfüllung und Blutspeien, gegen Blitz und schwere Geburt, ja „sie dient dazu, alle Versuchungen zu überwinden und durch Gottes Gnade die Menschen heilig an Leib und Seele zu bewahren".

Fast scheuen wir uns, den Mißbrauch weiter zu verfolgen, der mit solchen Medaillen und anderen sogen. heiligen Dingen getrieben wird. Aber Ihre entrüstete Verwahrung gegen abergläubische Gebräuche nötigt uns, aus dem reichen Material, das urkundlich veröffentlicht ist, wenigstens Einiges noch anzuführen. In Frankreich ist durch Aufhängen einer Medaille des heil. Benedictus im

Hühnerstalle den Hühnern die Fruchtbarkeit zurückgegeben. Eine kranke Kuh ist dadurch geheilt worden, daß eine Medaille in das mit Kleie vermischte Wasser getaucht und dieses der Kuh zu trinken gegeben, außerdem im Stalle eine Medaille aufgehängt wurde. Gegen Ungeziefer auf den Wiesen wird sie in die Erde gegraben. Das Ignatiuswasser, auf den Namen des Stifters des Jesuitenordens durch Berührung mit seiner Reliquie wunderthätig gemacht, heilt Cholera- und andere Schwerkranke; es ist 1859 in Gent während zweier Monate in mehr als hunderttausend Flaschen verteilt worden. Das Lourdeswasser, das in Frankreich nach den Erscheinungen der Mutter Gottes bei Lourdes plötzlich hervorgesprudelt ist und noch immer reichlich strömt, thut gleiche und großartigere Wirkungen an Leib und Seele; die „Monatrosen", welche regelmäßig darüber Buch führen, wissen das Staunenswerteste zu erzählen. So hat eine Nonne einem schwerkranken Herrn, der die heiligen Sakramente nicht empfangen wollte, heimlich Lourdeswasser zu trinken gegeben, und am Nachmittage war die Willigkeit zum Empfange da, und die Genesung kehrte ein! Und sollte sich Ihnen der abergläubische Mißbrauch entzogen haben, der mit dem Herzen Jesu, Mariä, Josefs, mit wunderthätigen Bildern und Statuen, mit Reliquien und Heiligtümern getrieben wird?

Es widersteht uns, auf diesem dunklen und unheimlichen Gebiete noch weiter ins Einzelne zu gehen. Lassen Sie uns nur ein Wort des Prof. Reusch, der in seiner Schrift „Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube", einen Teil dieser Greuel aufgedeckt hat, Ihnen in das Gedächtnis zurückrufen: „Wo das Übel so groß geworden ist, hätten die Bischöfe die Pflicht, in Hirtenbriefen demselben entgegenzutreten und ihre Geistlichen zur Bekämpfung desselben aufzufordern. Es ist das von keinem der jetzt lebenden deutschen Bischöfe geschehen. Man möge mir nicht entgegenhalten, kein Katholik sei verpflichtet, solche abergläubische Dinge zu glauben oder zu üben. Das weiß ich; aber sie werden gelehrt und geübt, ohne daß diejenigen, denen es obliegt, über die Reinerhaltung des katholischen Glaubens zu wachen, ihre Stimmen dagegen erheben. Ja, wenn ein katholischer Priester oder Laie diese Dinge offen als das bezeichnen wollte, was sie sind, würde er von

Vielen als schlechter Katholik angesehen werden, und ein römisch-katholischer Geistlicher, der eine Schrift ähnlicher Tendenz wie die meinige herausgeben wollte, würde gegen die Anfeindungen, die das zur Folge haben müßte, bei seinem Bischof nicht einmal wirksamen Schutz finden."

Oder würden Sie Sich, hochwürdigste Herren, eines solchen Mannes etwa annehmen, die Sie in Ihrem Hirtenbriefe die Thatsache mit Entrüstung bestreiten, daß „die katholische Kirche durch eine Menge auf Aberglauben beruhender und zum Aberglauben hinführender Gebräuche die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit beeinträchtige"? Welcher römische Katholik deutscher Nation dürfte es unter diesen Umständen wagen, die Dinge beim Namen zu nennen, wenn die große Mehrzahl der Bischöfe Deutschlands erklärt: Unsere Kirche kennt keinen Aberglauben!

Wir kommen zum Schluß.

Ihr Hirtenschreiben endet mit beweglichen Versicherungen von der **tiefsten Friedensliebe** gegen die „Andersgläubigen" und von der großherzigsten Toleranz Ihrer Kirche.

Aber, hochwürdige Herren, Ihre Kirche darf ja gar nicht tolerant sein!

Sie sind es auch nicht.

Auch hier begegnet uns wieder die beleidigende Behauptung, die wir schon oben tadeln mußten: daß „die katholische Kirche das Reich und der geistige Leib Christi" sei.

Das ist sie nicht, sondern sie ist ein Glied an diesem Leibe, wie es nach Gottes Willen für die zeitliche Entwicklung seines Reiches andere Zeitkirchen auch sind, und zwar ein recht krankes und gefährdetes Glied.

Es ist kühn, zu meinen, jeder Getaufte werde Ihrer Kirche einverleibt und gehöre im Grunde unter die Gerichtsbarkeit des Papstes.

Dies ist Ihre Toleranz! Alle Getauften nehmen Sie für Sich in Anspruch; dieselben können auch selig werden, so lange sie bloß im Irrtum dahinleben; sobald sie aber mit Bewußtsein sich gegen die Häresien Ihrer Kirche wenden und überzeugte Anhänger ihres Bekenntnisses werden, dann sind sie als „formale" und nicht nur „materiale" Ketzer rettungslos verloren! Denn „nur die katholische Kirche", so

lehrt Ihr Katechismus, „wird von dem heiligen Geist regiert, aber alle, die außer ihr auf den Namen Kirche Anspruch machen, werden geleitet von dem Geist des Teufels“.[21]) Und „Verflucht“ heißt es im Vatikanum von 1870[22]), „verflucht ist, wer behauptet, daß die **Intoleranz**, mit welcher die katholische Kirche alle religiösen Sekten, die von ihrer Gemeinschaft getrennt sind, verwirft und **verdammt**, nicht durch das göttliche Recht vorgeschrieben werde!“

Hochwürdige Herren! Das große Concil, welches nach ernsten Gewissensprotesten Ihrer angesehensten Kollegen den Papst unfehlbar gemacht hat, befiehlt Ihnen unter Billigung desselben infallibel Gewordenen, alle religiösen Sekten zu verwerfen und zu verdammen — und Sie weisen „mit Abscheu die Behauptung zurück, daß Sie Andersgläubige für verdammt halten“?

Haben nicht auch Etliche unter Ihnen dem Befehl des Vatikanums, intolerant zu sein, bis soweit Folge geleistet, daß sie, trotz der ihnen vorgelegten amtlichen Bescheinigungen über rechtmäßig vollzogene Taufen von Protestanten, bei dem Übertritte derselben zur römischen Kirche dennoch eine Wiedertaufe haben vornehmen lassen? Wenn Sie diese Behauptung in Ihrem Schreiben zu „einem bedauerlichen Mißverständnisse“ stempeln, so müssen wir Sie auf die von uns veröffentlichten urkundlichen Nachweisungen[23]) aufmerksam machen, die Ihrer Ableugnung den Boden unter den Füßen wegnehmen. Die Wiedertaufpraxis selbst aber, das möchten wir Ihnen noch zu bedenken geben, hebt die bisherige römische Anschauung: wir tauften unsre Kinder für Ihre Kirche — für die Folgezeit auf!

Erlassen Sie uns weitere Widerlegungen Ihrer Behauptungen. Wir würden etwas Überflüssiges thun, wollten wir aus der Geschichte nachweisen, wie die von Ihrer Kirche gebotene Intoleranz Ströme von Blut hat fließen lassen, zahllose Scheiterhaufen errichtet, über unser Volk den Jammer des dreißigjährigen Krieges, über andere durch gewaltsame Vernichtung des Protestantismus die innere Verödung

---

[21]) Cat. Rom. I. 10, 18.

[22]) Omnium Concilii Vaticani documentorum collectio per Conradum Martin, episc. Paderborn. Paderborn 1873, p. 51.

[23]) Flugschriften des Evang. Bundes Nr. 38. Über römisch-katholische Wiedertaufe. 1890. Leipzig.

und eine Kette von Revolutionen und Zerrüttungen gebracht hat. Wer an dem gegenwärtig wieder lodernden konfessionellen Kampfe schuld ist, weiß jeder Ehrliche, sonst könnten es ihm die Bischöfe sagen, die auf dem vatikanischen Concil den Papst kniefällig baten, er möge durch Nichtverkündigung der unbedingten päpstlichen Unfehlbarkeit der Kirche und der Welt den Frieden erhalten.

Wie ferner die Päpste, wenn es ihrer Politik angemessen schien, die Völker vom Unterthaneneide gegen ihre Fürsten entbunden und mehr als einmal Bürgerkriege entfesselt haben — das ist zu weltbekannt, als daß wir es ausführen müßten. Wir wollen nur daran erinnert haben, um Ihre Versicherung in das rechte Licht zu setzen: „Immer haben sie (die Nachfolger Petri) allen Gläubigen ohne Unterschied den schuldigen Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit und die Liebe und Treue gegen das irdische Vaterland als Gewissenspflicht eingeschärft und durch Wort und Beispiel verkündigt."

Es genüge an dem Gesagten.

Ihre Ermahnungen zur Liebe und Duldung werden erst dann bei Ihren Diöcesanen Erfolg haben, wenn Sie sich entschließen könnten anzuerkennen, daß unser Herr im Himmel nicht nur in der unter den römischen Papst gestellten Christenheit seine Kirche und Glieder des Leibes Jesu Christi hat, sondern daß auch wir als Kirche unser heiliges und unantastbares Recht haben. „Der konfessionelle Friede", so sagen Sie ganz richtig, „ist nur dadurch zu erreichen, daß jeder Teil seine heiligsten Rechte und Interessen vollkommen gesichert weiß." So lange aber Ihre Katechismen[24]) das Volk belehren: „Die Kirche ist die Gemeinde aller rechtgläubigen Christen auf Erden, die vereinigt sind unter einem gemeinsamen Oberhaupte, dem Papste, und den ihm untergeordneten Bischöfen", solange können Sie mit uns nicht in Frieden leben. Wir haben auch für die römische Christenheit trotz aller ihrer schweren Irrtümer und schmerzlichen Mißbräuche in unsrem Begriff von der christlichen Kirche einen Platz, weil für

[24]) Vgl. z. B. Kathol. Katechismus für das Bistum Paderborn. 28. Auflage. 1888. S. 101.

uns Jeder ein Glied der Kirche Christi ist, der an den Heiland als seinen Erlöser und Herrn glaubt. Könnten Sie und Ihre Kirchengenossen sich zu solcher wahrhaftigen christlichen Toleranz emporschwingen, dann würden wir mit Freuden Ihnen die Hand des Friedens bieten, dann bedürfte es gegen Sie keines Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen, und wir könnten der frohen Hoffnung leben, daß die Zeit nicht allzufern wäre, wo des Herrn Wort sich erfüllt:

„Sie werden meine Stimme hören, und wird Eine Herde und Ein Hirte werden."[25])

Der Vorstand des Evangelischen Bundes.

[25]) Joh. 10, 16.

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.

II. Serie (Heft 13 bis 24) zusammengenommen 2 Mk.

13. (II. Serie, 1) Der Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Sittlichkeit, gemeinverständlich dargestellt von Lic. Dr. Gustav Schulze, Pastor an der Michaeliskirche in Erfurt. (30 Pf.) 14. (II. Serie, 2) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. I. Die römische Feindschaft wider die evangelische Kirche. Von D. G. Warneck. (25 Pf.) 15. II. Serie, 3) Die Behandlung der sozialen Frage auf evangelischer Seite. Ein Bitt- und Mahnwort. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (20 Pf.) 16. (II. Serie, 4) Piedegrotta. Ein Nachtbild aus dem religiösen Leben Süditaliens. Von Th. Trede, Pfarrer in Neapel. (15 Pf.) 17. II. Serie 5) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. II. Das römische Christentum. Von D. G. Warneck. (35 Pf. 18. II. Serie, 6) Der Verband kaufmännischer Kongregationen und kath.-kaufm. Vereine Deutschlands und eine „öffentliche Aufforderung" der „Germania". Zwei Nachspiele der Thümmel'schen Religionsprozesse. Zur Kennzeichnung neujesuitischer Polemik herausgegeben von D. Fr. Nippold, Professor der Theologie in Jena. (30 Pf.) 19. (II. Serie (7) Was würde uns ein vollständiger Sieg Rom's kosten? Von G. Blume in Köthen (Anhalt). (25 Pf.) 20. (II. Serie, 8) In der Rüstkammer. Von Brüggemann, Pfarrer in Kettwig. (15 Pf.) 21. (II. Serie, 9) Die soziale Organisation des römischen Krtholizismus in Deutschland. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (25 Pf.) 22. (II. Serie, 10) Luther vor und in seinen Shesen. Von Dr. G. Weicker, Gymnasial-Direktor in Stettin. (10 Pf.) 23. (II. Serie, 11) Aus der Duisburger II. Generalversammlung des Evangelischen Bundes. (25 Pf.) 24. (II. Serie, 12) Der Evangelische Bund und die Toleranz von Lic. Dr. Thönes, evangel. Pfarrer zu Lennep und z. Z. Vorsitzenden des Vorstandes des Rhein. Hauptvereins des Evangelischen Bundes. (25 Pf.)

III. Serie (Heft 25 bis 36), Abonnementspreis 2 Mk.

25. (III. Serie, 1) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. III. Die römische Geschichtschreibung. Von D. G. Warneck. (25 Pf.) 26. (III. Serie, 2) Luther und Ignatius von Loyola. Von Gymnasialdirektor Dr. Weicker in Stettin. (10 Pf.) 27. (III. Serie, 3) Römische Missionspraxis auf den Karolinen. Von Pastor Fritz Fliedner in Madrid. (15 Pf.) 28. (III. Serie 4) Die römisch-katholischen Ansprüche an die preußische Volsschule Beleuchtet von Willibald Beyschlag. (20 Pf.) 29. (III. Serie 5) Wundersucht und Wunderscheu. Von Dr. Fr. Danneil, Pastor in Jersleben. (10 Pf.) 30. (III. Serie, 6) Die neueste Antisklavereibewegung und die evangelische Mission in Ostafrika. Von Dr. Bärwinkel, Pfarrer an der Regler Kirche und Vorsitzender des evangelischen Ministeriums in Erfurt. (15 Pf.) 31. (III Serie, 7) Können wir trotz der Kampfesziele unseres Bundes mit den deutschen Katholiken in Frieden leben? Vortrag von Oberlandesgerichtsrat Drache in Naumburg a. S. (15 Pf.) 32. 33. (III. Serie 8, 9.) Die religiöse Erziehung der Kinder nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich und Abänderungsvorschläge. Von R. Drache, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S. (Preis 60 Pf.) 34. 35. 36. III. Serie, 10. 11. 12.) Aus den Verhandlungen der III. General-Versammluug des Evangelischen Bundes zu Eisenach, 30. Sept. bis 3. Okt. 1889. Preis 20, 25 und 20 Pf.

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.

Flugschriften
des
Evangelischen Bundes.
Herausgeber: Prof. D. Leop. Witte in Pforta.

41.
(IV. Reihe, 5).

Römische Bruderliebe.

Eine Geschichte aus der Reformationszeit.

Den Quellen nacherzählt
von
Gottlob Gutbrod,
ev. Pfarrer.

Leipzig 1890.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von Carl Braun.

Preis 20 Pfg.

Die Redaktion überläßt die Verantwortung für alle mit Namen erscheinenden Schriften den Herren Verfassern.

Die **Flugschriften des Evangelischen Bundes** erscheinen in **Heften;** 12 Flugschriften bilden eine Reihe.

Man **abonniert** auf die **Reihe von 12 Flugschriften** zum **Pränumerationspreise von 2 Mark** in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verleger.

Jede Flugschrift wird nach wie vor **einzeln** zu dem auf dem Umschlage angegebenen Preise verkauft.

An Vereine und einzelne, welche die Hefte in größerer Zahl verbreiten wollen, liefert die Verlagshandlung bei Bestellung von mindestens 50 Exempl. dieselben zu einem um ein Viertel ermäßigten Preise.

Verzeichnis

der

Flugschriften des Evangelischen Bundes.

I. Reihe (Heft 1—12) zusammengenommen 2 Mk.

1. Der Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen. Seine Berechtigung und seine Aufgaben. Von Dr. Bärwinkel, Pastor in Erfurt. (25 Pfg.) 2. Römische Triumphe. Von Dr. H. Baumgarten, Professor der Geschichte in Straßburg. (20 Pfg.) 3. Die unsichtbare Kirche und Rom. Von Prof. D. L. Witte, geistlicher Inspektor in Pforta. (20 Pfg.) 4. Der Friedensschluß zwischen Deutschland und Rom. Von W. Beyschlag, D. u. Prof. der Theologie in Halle. (20 Pfg.) 5. Ein Streifzug durch die ultramontane Presse. Von Dr. Ottomar Lorenz. (25 Pfg.) 6. Die Möglichkeit eines ehrlichen und gesegneten Zusammenwirkens von kirchlich-konservativen und liberalen Elementen im Evangelischen Bund. Von P. Wurm, Dekan in Blaubeuren. (15 Pfg.) 7. Welche Aufgaben erwachsen dem geistlichen Amte aus der gegenwärtigen Angriffsstellung Roms? Von Prof. D. L. Witte, geistl. Insp. in Pforta. (25 Pfg.) 8. Der Evang. Bund in Frankfurt. I. Predigt, gehalten in der Paulskirche zu Frankfurt a/M. Von K. H. Vieregge, Pfarrer zu Bonn. (10 Pfg.) 9. Der Evang. Bund in Frankfurt. II. Eröffnungsrede bei der öffentlichen Versammlung. Von Graf Wintzingerode-Bodenstein. (10 Pfg.) 10. Der Evangelische Bund in Frankfurt. III. Rede über die Aufgaben und den Charakter des Evangelischen Bundes. Von D. G. Fricke, Geh. Kirchenrat, ord. Prof. der Theol. in Leipzig. (15 Pfg.) 11. Zehn Jahre preußisch-deutscher Kirchenpolitik. Von D. R. A. Lipsius, Geh. Kirchenrat, Professor der Theologie in Jena. (20 Pfg.) 12. Die Reformation und das deutsche Volkstum. Von Julius Werner, Pfarrer in Hohenthurm bei Halle a. S. (20 Pfg.)

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Römische Bruderliebe.

Im Januar des Jahres 1546, einige Wochen vor Luthers Tod, versammelten sich auf Anordnung des Kaisers Karl V. zu Regensburg Vertreter der Evangelischen und der Päpstlichen zu einem Religionsgespräch, um, wie der Kaiser sagte, endlich einmal den Glaubenszwist zum Austrag zu bringen. Wie es aber damit gemeint war, zeigte schon die vom Kaiser getroffene Wahl der beiden Vorsitzenden, des Bischofs Moriz von Eichstädt und des streng katholischen Grafen Friedrich von Fürstenberg, sowie der katholischen Wortführer, unter welchen der Spanier Peter Malvenda, Professor an der Sorbonne (der theologischen Schule zu Paris), und der bekannte giftige Gegner Luthers, der Breslauer Domherr Johann Cochläus hervorragten. Man wollte auf dieser Seite keine Vereinigung; die ganze Veranstaltung hatte weiter keinen Zweck, als den, daß man nachher sagen könnte, man habe das Aeußerste versucht, um die verstockten Ketzer durch gütliches Entgegenkommen zu gewinnen und durch Gründe eines Besseren zu belehren; im Stillen hoffte man, sie in Bälde mit Gewalt zur Unterwerfung unter die Beschlüsse des eben erst (im Dezember 1545) eröffneten Konzils zu Trient zwingen zu können.

In Wittenberg war man sich dessen auch wohl bewußt. Doch wollte man den Widersachern keinen Anlaß zum Schmähen und Lästern geben und sandte, da Melanchthon leidend war und Luther den ängstlich gewissenhaften Freund mit dem aussichtslosen Geschäft verschont wissen wollte, den Georg Major als Vertreter der Wittenberger Theologen. Außer diesem erschienen von Seiten der Evangelischen Johannes Brenz von

Schwäbisch Hall, der Tübinger Professor Erhard Schnepff und der unermüdliche, allezeit hoffnungsvolle Martin Butzer von Straßburg.

Letzterer brachte einen Spanier mit, namens Juan Diaz, der einige Monate vorher von Genf, wo er sich eine Zeit lang aufgehalten und mit Calvin freundschaftlich verkehrt hatte, nach Straßburg gekommen war. Diaz war gebürtig von Cuença in Neukastilien, hatte in Paris, wo jener Malvenda einer seiner Lehrer gewesen war, Philosophie und Theologie studiert, wurde dann aber durch einen andern Landsmann, Jayme Enzinas, der später — im nämlichen Jahr wie Juan Diaz, 1546 — ein Märtyrer seines evangelischen Glaubens geworden ist, auf Luthers Schriften und andere evangelische Bücher aufmerksam gemacht und zum Studium der heiligen Schrift ermuntert, was ihm die scholastische Theologie so gründlich entleidete, daß er Paris verließ und sich, wie erwähnt, nach Genf und Straßburg wandte. Hier zeichnete er sich durch Gelehrsamkeit und rastlosen Eifer in der Erforschung der biblischen Wahrheit so aus, daß Butzer vom Rat der Stadt Straßburg die Erlaubnis erbat und erhielt, ihn als Begleiter und Gehilfen zu den Verhandlungen in Regensburg mitnehmen zu dürfen.

In Regensburg suchte Diaz seinen früheren Lehrmeister Malvenda, der, beiläufig gesagt, nicht bloß ein bigotter Katholik, sondern auch ein hochmütiger Mensch und stolz auf seine Gunst beim Kaiser war, treuherzig auf und teilte ihm mit, daß er sich an die Evangelischen angeschlossen habe. Malvenda entsetzte sich nicht wenig, seinen Landsmann „in dieser Gesellschaft" wiederzusehen und gab sich alle Mühe, ihn zum Rücktritt zu bewegen. Er stellte ihm vor, daß die Bekehrung eines Spaniers für die Protestanten ein größerer Triumph sei, als die von etlichen tausend Deutschen, und bat ihn, er möge doch seinen guten Namen bedenken und sich selbst, seinem Volke und seiner Familie die Schande nicht anthun, daß die Ketzer sich seines Uebertritts rühmten. Und als dies

alles nichts half, Diaz vielmehr bescheiden, aber fest seine neue Ueberzeugung verteidigte, suchte er ihn bei einer zweiten Zusammenkunft mit Drohungen einzuschüchtern: Noch sei der Papst mächtig genug, seine Feinde empfindlich zu treffen; mit dem Bann der Kirche sei nicht zu spaßen; zudem werde binnen kurzem der Kaiser nach Regensburg kommen, und dann könnte die Sache für ihn gefährlich werden; am besten würde es sein, wenn er dem Kaiser entgegenreiste und dem Beichtvater Seiner Majestät fußfällig sein Vergehen abbäte; in diesem Fall wolle er, Malvenda, sich für ihn verwenden.

Diaz erwiderte mannhaft, die evangelische Lehre sei die der Apostel und Propheten, und sein Vaterland Spanien sei tief zu beklagen, daß es noch so elendiglich im Schatten des Todes sitze; er tadelte Malvenda und seine Genossen scharf, daß sie die offenkundige Wahrheit bekämpften und den Kaiser so übel berieten, und redete ihm ernstlich zu, anderen Sinnes zu werden. Er werde sich nicht umstimmen lassen, sondern durch Gottes Gnade bei der heilsamen Lehre bleiben und dieselbe bekennen, auch wenn es ihm den Kopf kosten sollte. Darauf schnitt Malvenda das Gespräch kurz ab mit der Bemerkung: „Du bist vergebens hieher gekommen; denn hier wird nichts ausgemacht werden. Wenn du in deiner Sache etwas thun wolltest, wie du dich rühmst, so hättest du nach Trient gehen sollen." Diaz sah ein, daß weitere Unterredungen mit diesem Manne zwecklos wären, und brach den Verkehr mit ihm ab. Malvenda aber schrieb dem Beichtvater des Kaisers einen langen Brief, in welchem er ihm eingehend berichtete, was zwischen ihm und Diaz vorgegangen war, und ihn dringend ersuchte, ohne Verzug dem entstehenden Uebel entgegenzutreten.

Als der Brief an Ort und Stelle kam, befand sich bei dem Beichtvater ein Spanier namens Marquina; er war vor kurzem von Rom gekommen und hatte mit dem geistlichen Herrn ein Geschäft abzumachen. Als der von der Sache hörte, nahm er den Diaz, den er genau zu kennen behauptete, zwar in Schutz, verfehlte aber nicht, als er bald darauf nach Rom

zurückkehrte, seinem Bruder Alfonso Diaz, einem Rechtsgelehrten in päpstlichen Diensten, alles zu erzählen, was er von dem Beichtvater erfahren hatte. Alfonso war außer sich über den „Abfall" seines Bruders und machte sich augenblicklich auf den Weg nach Deutschland, um auf die eine oder die andere Weise den Schandfleck auszutilgen, den seiner Meinung nach Juan auf die bis dahin ungetrübte Ehre seines Hauses gebracht hatte.

Mittlerweile hatte Butzer, durch einige Aeußerungen Malvenda's beunruhigt und wohl bekannt mit dem glühenden Haß, welchen bigotte Spanier auf ihre zum Protestantismus „abgefallenen" Landsleute zu werfen pflegten, seinen kastilianischen Freund vorsorglich nach Neuburg an der Donau geschickt, der etwa zwölf Meilen oberhalb Regensburg gelegenen Haupt- und Residenzstadt des seit 1542 offen zu den Evangelischen übergetretenen Pfalzgrafen Otto Heinrich, Herzogs in Bayern und späteren Kurfürsten von der Pfalz. Dort sollte er den Druck eines Buches leiten, das Butzer herauszugeben gedachte. Als nun Alfonso in eiliger Fahrt über Augsburg nach Regensburg kam und dort erfuhr, wo sein Bruder weilte, reiste er ihm, nachdem er mit Malvenda Rücksprache genommen hatte, nach Neuburg nach.

Juan Diaz war nicht wenig überrascht, so unverhofft seinen Bruder bei sich zu sehen, blieb aber nicht lange im Unklaren über Ursache und Zweck seines Kommens. Denn Alfonso setzte ihm alsbald mit allen Künsten der Ueberredung zu, er solle doch zur römischen Kirche zurücktreten. Er führte ihm noch einmal alle die Gründe und Rücksichten zu Gemüte, die vorher schon Malvenda gegen ihn geltend gemacht hatte, und als das nicht verfing, stellte er ihm geistliche Pfründen in Aussicht, die ihm nicht fehlen würden, wenn er sich nur entschließen wollte, mit ihm nach Rom zu kommen. Und als Juan auch diesen Lockungen widerstand, änderte er sein Verfahren und griff zur List. Er kam nach einigen Tagen wieder, erklärte sich für überwunden, gab vor, Juan habe ihn in seinem

Vertrauen auf die römischen Lehren wankend gemacht und für das Evangelium gewonnen, ließ sich die Glaubenssätze der Reformatoren und die Bibelstellen, auf welchen sie beruhen, noch näher erklären, bezeugte sich äußerst dankbar für das neue Licht, das ihm aufgegangen sei, und als er sah, daß der arglose Juan keinen Zweifel in seine Ehrlichkeit setzte, machte er ihm den Vorschlag, Deutschland zu verlassen, das ja Ueberfluß an gelehrten Männern habe und seiner Dienste nicht bedürfe, und mit ihm nach Italien zu kommen, wo er zur Ausbreitung der evangelischen Wahrheit von großem Nutzen sein könne. Schon unterwegs in Trient, stellte er ihm vor, würden sie eine Menge hochgebildeter Männer antreffen, die sehr froh wären, seine Bekanntschaft zu machen; dann ginge es weiter nach Rom und Neapel, und wenn er dann weit und breit in Italien der reinen Lehre zahlreiche Anhänger zugeführt habe, werde von dort aus die Erkenntnis der Wahrheit auch nach Spanien sich fortpflanzen. Er bestürmte ihn förmlich mit Bitten, ihm doch hierin zu Willen zu sein; für sämtliche Kosten und Bedürfnisse werde er aufkommen.

Juan Diaz war überglücklich über die unerwartete Wandlung, die, wie er meinte, mit seinem Bruder vorgegangen war, und versprach, sich die Sache ernstlich überlegen zu wollen. Doch hielt er es für angemessen, darüber an Butzer und die anderen Freunde in Regensburg zu schreiben und ihren Rat einzuholen. Die Freunde waren einstimmig dagegen. Auch der damals gerade in Augsburg verweilende italienische Wahrheitszeuge Bernardino Ochino wurde um seine Meinung befragt und riet entschieden ab; war er doch selbst erst kürzlich als Flüchtling aus Italien gekommen und mußte am besten beurteilen können, ob ein solches Unternehmen Erfolg verspreche, oder nicht.

Alfonso gab nicht sogleich nach. Er drang in seinen Bruder, ihn wenigstens bis Augsburg zu begleiten; dort wollten sie den Plan mit Ochino noch einmal gründlich durchsprechen, dann sollte es bei seinem Ausspruch sein Bewenden haben.

Juan war eben im Begriff, darauf einzugehen, als Butzer auf der Heimreise nach Straßburg in Neuburg eintraf und sich ins Mittel legte. Er beharrte dabei, Juan solle Neuburg nicht verlassen, und da ihm die Sache verdächtig vorkam, beschloß er, selbst solange dazubleiben, bis Alfonso abgereist wäre. Nun machte sich dieser endlich fertig zum Gehen. Am 24. März nahm er rührenden Abschied von seinem Bruder, ermahnte ihn zur Standhaftigkeit und beteuerte, er preise sich glücklich, daß er in den wenigen Tagen ihres Zusammenseins aus der Unterhaltung mit ihm einen so bedeutenden Gewinn an wahrer Gotteserkenntnis davongetragen habe; auch bat er ihn, ihm doch recht oft zu schreiben, versicherte ihn seiner unwandelbaren Zuneigung, nötigte ihm trotz seinem Sträuben 14 Goldgulden auf und sagte ihm unter vielen Thränen Lebewohl. Tags darauf, am 25. März, fuhr er ab.

In Augsburg machte er Halt, gab dem Fuhrmann Geld und gute Worte und hieß ihn vorausfahren; er selbst ging andern Tags mit seinem Begleiter, einem Banditen, den er in Rom gedungen hatte, zurück nach Neuburg. Unterwegs verschaffte er sich ein Beil, das er einem Zimmermann abkaufte, kehrte Abends in einem Dorf dicht vor Neuburg ein und kam am 27. März bei Tagesgrauen vor dem Städtchen an. Am Stadtthor ließ er die Pferde in der Obhut des Augsburger Boten, den er mit sich genommen hatte, zurück und begab sich, von dem Mordknecht begleitet, nach der Herberge seines Bruders. Der Meuchler hatte sich, um unerkannt zu bleiben, in die Kleidung eines Briefboten gesteckt, ging voran, klopfte an der Hausthür und fragte nach Juan Diaz, an den er einen Brief abzugeben habe. Nachdem er eingelassen war, stieg er die Treppe hinan, während Alfonso unten im Hausflur Wache hielt. Juan wurde geweckt, und als er hörte, ein Bote sei da von seinem Bruder, sprang er aus dem Bett, warf schnell seinen Ueberrock um und trat mit der Nachtmütze auf dem Kopf in die Wohnstube heraus. Hier übergab ihm der vermeintliche Bote ein Schreiben von Alfonso, des Inhalts: Der Bruder sei sehr in

Sorge seinetwegen, es drohe ihm Gefahr, er solle sich doch ja vor Malvenda und andern gleichgesinnten Feinden des Evangeliums in Acht nehmen. Während Diaz am Fenster stand, um im Zwielicht des aufdämmernden Morgens den Brief zu lesen, schlich sich der Meuchelmörder von hinten an ihn heran und hieb ihm das unter dem Rock verborgen gehaltene Beil mit solcher Wucht in die rechte Seite des Kopfes, daß es bis zum Stiel eindrang und der zum Tode Getroffene mit ganz zertrümmertem Gehirn, ohne einen Laut zu geben, niedersank.

Der Blutmensch ließ das Beil in der Wunde stecken, stieg eilends die Treppe hinab und machte sich mit seinem brudermörderischen Gebieter schleunigst aus dem Staube. Draußen vor dem Stadtthor bestiegen sie ihre Pferde wieder und sprengten in sausendem Galopp nach Pöttmes, einem Flecken etwa halbwegs zwischen Neuburg und Augsburg; dort nahmen sie frische Pferde, die sie im Herweg da eingestellt hatten, und ritten weiter, Augsburg zu.

In der nämlichen Kammer mit Diaz schlief ein junger waadtländischer Edelmann, Claude de Senarclens, der einst in Paris mit ihm bekannt geworden, dann 1545 in Genf wieder mit ihm zusammengetroffen war und endlich, von Calvin mit einer Sendung nach Wittenberg und Straßburg betraut, Weihnachten 1545 in letzterer Stadt sich an ihn angeschlossen hatte. Der hörte die Sporen des Mordbuben klirren, als derselbe die Treppe hinabeilte. Erschrocken stand er auf, ging in die Wohnstube und sah mit unbeschreiblichem Entsetzen den Freund am Boden liegen, blutüberströmt, die Hände krampfhaft zusammengepreßt, das Mordwerkzeug im Kopfe. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Schreckenskunde in ganz Neuburg; einige Dienstleute des Pfalzgrafen, welche den Ermordeten liebgewonnen hatten, warfen sich auf ihre Pferde und verfolgten die Missethäter. Als sie dieselben aber in Augsburg nicht mehr vorfanden, gaben sie die Hoffnung, ihrer habhaft zu werden, auf und ritten wieder nach Hause; nur einer von ihnen, Michael Herffer mit Namen, ein kräftiger, entschlossener Mann, setzte

die Verfolgung eifrig fort, überholte die Verbrecher, während sie in einer kleinen Ortschaft, von dem anstrengenden Ritt ermüdet, der Ruhe pflegten, kam ihnen nach Innsbruck zuvor und zeigte dort das Geschehene den Behörden an. Als nun bald hernach auch die Verfolgten in Innsbruck ankamen, ließ er sie verhaften, erhob Anklage gegen sie wegen Meuchelmords und Brudermords und berichtete alles seinem Fürsten. Otto Heinrich schickte sofort zwei von seinen Räten nach Innsbruck, um die Sache zu betreiben. Diese kamen am 1. April dort an und brachten als Beweisstücke die Nachtmütze des Diaz, das noch mit Blut befleckte und bespritzte Beil und den Brief des Alfonso Diaz mit. Allein noch vor ihrer Ankunft war dem letzteren gestattet worden, einigen Gönnern, den Bischöfen von Trient und Augsburg, zu schreiben, wie es um ihn stehe. Und als nun am 2. April die pfalz-neuburgischen Bevollmächtigten vor den Stadtbehörden erschienen, den Thatbestand darlegten und auf Bestrafung der Schuldigen oder, falls dieselben leugnen sollten, auf peinliches Verhör der Angeschuldigten antrugen, wurden sie an einen andern Gerichtshof verwiesen. Dort wurden den Angeklagten Anwälte beigegeben, welche die Verhandlung von Tag zu Tag hinauszogen. Endlich wurde den Klägern die Auflage gemacht, sie hätten ihre Klagschrift in lateinischer und spanischer Sprache einzureichen; nachher hieß es, es sei ein Kabinetsbefehl vom Kaiser eingelaufen, man solle das Verfahren einstellen, der Kaiser wolle in Regensburg, wo er demnächst zum Reichstag eintreffen werde, mit seinem Bruder, dem König Ferdinand, die Sache selbst untersuchen. Vergebens stellte Otto Heinrich an die Innsbrucker Behörden das Ansinnen, man solle die Verbrecher unter sicherer Bedeckung am Thatort Neuburg einliefern; die Forderung wurde unter Hinweis auf das kaiserliche Schreiben abgelehnt.

Im Lauf des April kam dann richtig Karl V. in Regensburg an, Ende Mai auch sein Bruder Ferdinand. Da beschwerten sich am 2. Juni die Abgeordneten der protestantischen Stände über den an Diaz verübten Mord und verlangten die

Bestrafung des Brudermörders. Der Kaiser entgegnete, er werde die Sache mit seinem Bruder in Erwägung ziehen. Man wandte sich an Ferdinand und — erhielt die nämliche Antwort.

Mit diesem in der That „allergnädigsten“ Bescheid war die Sache begraben und abgethan. Nachdem sie auf wiederholtes Andringen des Kaisers lange genug verschleppt worden war, machte man plötzlich die Entdeckung, daß Alfonso geistlichen Standes sei, und jetzt wurde der Handel auf kaiserlichen Befehl an den in Trient weilenden zuständigen Bischof verwiesen, und die Gefangenen durften dorthin abreisen. In Trient fiel es keinem der frommen Väter des Konzils ein, etwas Arges an den Missethätern zu finden; man ließ die beiden Mordgesellen, den „geistlichen“, wie den weltlichen, ungerupft und ungeschlagen nach Rom weiterziehen. Dort scheint man auch recht gute Miene zu der Sache gemacht zu haben; denn Alfonso konnte nach etlichen Jahren frei und ungehindert, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt worden wäre, in seine spanische Heimat zurückkehren. Hier hatte er Umgang mit gebildeten und hochgestellten Männern, und keinem von diesen stolzen Kastilianern war die scheußliche Unthat ein Greuel. Gern zwar hätte Alfonso anfangs über die Sache geschwiegen; aber als man in ihn drang und er bemerken konnte, daß seine Landsleute sein Thun und Verhalten keineswegs mißbilligten, überwand er schnell diesen letzten Rest von Scham und Gewissen. Juan Ginez de Sepulveda, einer der angesehensten Schriftsteller jener Zeit, erhielt von ihm einen sehr eingehenden Bericht über die traurige Geschichte, der in allen wesentlichen Punkten getreu mit demjenigen stimmt, den Claude Senarclens an Martin Butzer übersandte. Nur das ist der Unterschied, daß die Erzählung des Freundes von Entsetzen, Mitleid und Freundestrauer durchbebt ist, während die von Sepulveda wiedergegebene des Bruders den Geist des triumphierenden Fanatismus atmet. Und wie der unmenschliche Bruder, so dachten und fühlten seine spanischen Landsleute. „Keinem der

Unsern", schreibt Sepulveda, „war die Kunde von der Mordthat zuwider." Man fand es in Spanien ganz in der Ordnung, daß der Kaiser Gesinnung und That des Alfonso guthieß; man nahm keinerlei Anstoß daran, daß Karl in seiner „Menschenfreundlichkeit" sich so angelegentlich darum bemüht hatte, den bösen „Lutheranern" ihr Opfer zu entreißen.

Also das ist — römische Bruderliebe. Vielleicht sollten wir eher sagen: spanische Bruderliebe. Aber wenn auch: Rom hat sie gutgeheißen, jedenfalls hat Rom sie zu verantworten. Denn der Hehler ist wie der Stehler; der spanische Fanatismus, der solche Blüten trieb — und treibt, ist von Rom aus nie gedämpft, nie verleugnet, sondern stets begünstigt, stets belobt und angefeuert worden. Wir Evangelische aber gedenken bei solchen Ausbrüchen wilden Glaubenshasses der Worte unseres Herrn (Matth. 10, 21 f.; Joh. 16, 2 f.): „Es wird aber ein Bruder den andern zum Tod überantworten — — — um meines Namens willen." „Es kommt die Zeit, daß wer euch tötet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran. Und solches werden sie euch darum thun, daß sie weder meinen Vater noch mich erkennen."

Und was die römischerseits gegenwärtig so sehr beliebten Entrüstungskomödien betrifft, die in ultramontanen Büchern und Büchlein, Blättern und Blättchen regelmäßig dann aufgeführt werden, wenn jemand sich untersteht, die faulen Früchte des Romanismus aus Liebe zur Wahrheit und zu Nutz und Frommen des Christenvolks ans Licht zu stellen, so können sie auf uns, ja auch auf jedes schlichte, noch unverdorbene Gemüt in der römischen Kirche selbst keinen andern Eindruck machen, als das Gebahren der Ehebrecherin, von welcher Agur, der Sohn Jakeh's, schreibt (Spr. Sal. 30, 20.): Sie „verschlinget und wischet ihr Maul und spricht: Ich habe kein Uebels gethan."

Man hat ja jetzt im römischen Lager — dank dem Scharfsinn des Kardinals Manning — ein treffliches, viel benütztes Rezept, unbequeme Thatsachen der Geschichte — auch ohne kaiserliche und königliche Beihilfe — aus der Welt zu schaffen:

„Das Dogma“, sagt man, „überwindet die Geschichte“. Prächtig! Also man schlachtet die Ketzer zu Tausenden ab und verbrennt sie zu Staub und Asche — und hinterher kommt dann das Dogma: „Die Kirche lechzt nicht nach Blut“, und — macht im Handumdrehen alles wieder ungeschehen. Nichts leichter, als auf diesem Wege die Wahrheit zur Lüge und die Lüge zur Wahrheit zu stempeln. Und dies geschieht dann wieder auf zweierlei Art und Weise. Die feineren Köpfe, die Stabsoffiziere im jenseitigen Lager, brauchen viele Künste, wie die Taschenspieler; sie verstehens, die Thatsachen zu schieben und zu wenden, zu kneten und zu schaben, zu strecken und zu pressen, bis sie, ehe man sich's versieht, dogmatisch überwunden, der erstaunten Welt ein ganz anderes Gesicht zeigen, als man an ihnen gewohnt war. Einfacher ist das Verfahren der gemeinen Preßlandsknechte; die können sich die Sache um ein gut Stück leichter machen. Sie brauchen nur eine Waffe, die freilich weder sticht noch schneidet, aber desto größeres Gepolter macht. Mit dem einzigen Wort „Geschichtslügen“ müssen sie auskommen, aber sie wissen es auch so nachdrucksvoll, so niederschmetternd zu gebrauchen, daß Leute, welche nicht in der Lage oder nicht in der Laune sind, das Ding und die damit verübten Ueberwindungen der Geschichte gehörig zu untersuchen, in der That versucht sind, die hölzerne Narrenpritsche für eine todbringende Damaszenerklinge zu halten. Indessen — fein oder grob: was sagt der Prophet? „Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus Sauer Süß und aus Süß Sauer machen!“ (Jes. 5, 20.) Und der Apostel weiß so wenig von der Kunst, durch Machtsprüche der Lehre geschehene Dinge in ihr Gegenteil zu verkehren, daß er vielmehr (2 Kor. 13, 7 f.) Gott bittet, daß die Gläubigen nichts Uebels thun; denn, sagt er, „wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit.“ Er war noch aus der vorthomistischen und vorjesuitischen Schule, welche der veralteten Meinung war, daß Leute, welche nach dem Grundsatz handeln: „Lasset uns übel

thun, auf daß Gutes daraus komme", ihre Missethaten rechtmäßig zu büßen (Röm. 3, 8.) und nicht „dogmatisch zu überwinden" haben.

Und wir eigensinnigen „Protestanten" wollen auf diesem Standpunkt stehen bleiben; denn wir glauben, daß die Kirche Christi nicht aufs Dogma des Papstes, sondern auf den Grund der Apostel und Propheten erbaut, und daß nicht der Unfehlbare im Vatikan, sondern Jesus Christus ihr Eckstein ist. Darum wollen wir nicht „den klugen Fabeln folgen", auch nicht „mit erdichteten Worten an uns hantieren" lassen (2 Petri 1, 16; 2, 3), sondern „das Arge hassen, dem Guten anhangen" und „das Böse zu überwinden suchen mit Gutem" (Röm.12,9.21). Das ist Christi Art und Gesetz.

Buchdruckerei Greiner & Ungeheuer, Ludwigsburg.

II. Reihe (Heft 13 bis 24) zusammengenommen 2 Mk.

13. (II. Reihe, 1) Der Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Sittlichkeit, gemeinverständlich dargestellt von Lic. Dr. Gustav Schulze, Pastor an der Michaeliskirche in Erfurt. (30 Pfg.) 14. (II. Reihe, 2) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. I. Die römische Feindschaft wider die evangelische Kirche. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 15. (II Reihe, 3) Die Behandlung der sozialen Frage auf evangelischer Seite. Ein Bitt- und Mahnwort. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (20 Pfg.) 16. (II. Reihe, 4) Piedegrotta. Ein Nachtbild aus dem religiösen Leben Süditaliens. Von Th Trede, Pfarrer in Neapel. (15 Pfg.) 17. (II. Reihe, 5) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. II. Das römische Christentum. Von D. G. Warneck. (35 Pfg.) 18. (II. Reihe, 6) Der Verband kaufmännischer Kongregationen und kath.-kaufm. Vereine Deutschlands und eine „öffentliche Aufforderung" der „Germania". Zwei Nachspiele der Thümmel'schen Religionsprozesse. Zur Kennzeichnung neujesuitischer Polemik herausgegeben von D. Fr. Nippold, Professor der Theologie in Jena. (30 Pfg.) 19. (II. Reihe, 7) Was würde uns ein vollständiger Sieg Roms kosten? Von G. Blume in Köthen (Anhalt). (25 Pfg.) 20. (II. Reihe, 8) In der Rüstkammer. Von Brüggemann, Pfarrer in Kettwig. (15 Pfg.) 21. (II. Reihe, 9) Die soziale Organisation des römischen Katholizismus in Deutschland. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (25 Pfg.) 22 (II. Reihe, 10) Luther vor und in seinen Thesen. Von Dr. G. Weicker, Gymnasial-Direktor in Stettin. (10 Pfg.) 23. (II. Reihe, 11) Aus der Duisburger II. Generalversammlung des Evangelischen Bundes. (25 Pfg.) 24. (II. Reihe, 12) Der Evangelische Bund und die Toleranz von Lic. Dr. Thönes, evangel. Pfarrer zu Lennep und z. Z. Vorsitzenden des Vorstandes des Rhein. Hauptvereins des Evangel. Bundes. (25 Pfg.)

III. Reihe (Heft 25 bis 36) Abonnementspreis 2 Mk.

23. (III. Reihe, 1) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. III. Die römische Geschichtschreibung. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 26. (III. Reihe, 2) Luther und Ignatius von Loyola. Von Gymnasial-Dir. Dr. Weicker in Stettin. (10 Pfg.) 27. (III. Reihe, 3) Römische Missionspraxis auf den Karolinen. Von Pastor Fritz Fliedner in Madrid. (15 Pfg.) 28. (III. Reihe, 4) Die römisch-katholischen Ansprüche an die preußische Volksschule. Beleuchtet von Willibald Beyschlag (20 Pfg.) 29. (III. Reihe, 5) Wundersucht und Wunderscheu. Von Dr. Fr. Danneil, Pastor in Jersleben. (10 Pfg.) 30. III Reihe, 6) Die neueste Antisklavereibewegung und die evangelische Mission in Ostafrika. Von Dr. Bärwinkel, Pfarrer an der Regler Kirche und Vorsitzender des evangelischen Ministeriums in Erfurt. (15 Pfg) 31. (III. Reihe, 7) Können wir trotz der Kampfesziele unseres Bundes mit den deutschen Katholiken in Frieden leben? Vortrag von Oberlandesgerichtsrat Drache in Naumburg a. S. (15 Pfg.) 32. 33. (III. Reihe, 8, 9.) Die religiöse Erziehung der Kinder nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich und Abänderungsvorschläge. Von R. Drache, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S. (Preis 60 Pfg.) 34. 35. 36. (III. Reihe, 10. 11. 12.) Aus den Verhandlungen der III. General-Versammlung des Evangelischen Bundes zu Eisenach, 30. Sept. bis 3. Okt. 1889. (Preis 20, 25 und 20 Pfg.)

Druck von Greiner & Ungeheuer in Ludwigsburg.

Flugschriften
des
Evangelischen Bundes.
Herausgeber: Prof. D. Leop. Witte in Pforta.

42/43.
(IV. Reihe, 6/7).

Die Segnungen des Protestantismus für Volk und Vaterland.

Von
Immanuel Heyn,
Pastor an St. Jakobi in Greifswald.

Leipzig 1890.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von Carl Braun.

Preis 40 Pfg.

Die Redaktion überläßt die Verantwortung für alle mit Namen erscheinenden Schriften den Herren Verfassern.

Die **Flugschriften des Evangelischen Bundes** erscheinen in **Heften;** 12 Flugschriften bilden eine Reihe.

Man **abonniert** auf die **Reihe von 12 Flugschriften** zum **Pränumerationspreise von 2 Mark** in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verleger.

Jede Flugschrift wird nach wie vor **einzeln** zu dem auf dem Umschlage angegebenen Preise verkauft.

An Vereine und einzelne, welche die Hefte in größerer Zahl verbreiten wollen, liefert die Verlagshandlung bei Bestellung von mindestens 50 Exempl. dieselben zu einem um ein Viertel ermäßigten Preise.

Verzeichnis
der
Flugschriften des Evangelischen Bundes.

I. Reihe (Heft 1—12) zusammengenommen 2 Mk.

1. Der Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen. Seine Berechtigung und seine Aufgaben. Von Dr. Bärwinkel, Pastor in Erfurt. (25 Pfg.) 2. Römische Triumphe. Von Dr. H. Baumgarten, Professor der Geschichte in Straßburg. (20 Pfg.) 3. Die unsichtbare Kirche und Rom. Von Prof. D. L. Witte, geistlicher Inspektor in Pforta. (20 Pfg.) 4. Der Friedensschluß zwischen Deutschland und Rom. Von W. Beyschlag, D. u. Prof. der Theologie in Halle. (20 Pfg.) 5. Ein Streifzug durch die ultramontane Presse. Von Dr. Ottomar Lorenz. (25 Pfg.) 6. Die Möglichkeit eines ehrlichen und gesegneten Zusammenwirkens von kirchlich-konservativen und liberalen Elementen im Evangelischen Bund. Von P. Wurm, Dekan in Blaubeuren. (15 Pfg.) 7. Welche Aufgaben erwachsen dem geistlichen Amte aus der gegenwärtigen Angriffsstellung Roms? Von Prof. D. L. Witte, geistl. Insp. in Pforta. (25 Pfg.) 8. Der Evang. Bund in Frankfurt. I. Predigt, gehalten in der Paulskirche zu Frankfurt a/M. Von K. H. Vieregge, Pfarrer zu Bonn. (10 Pfg.) 9. Der Evang. Bund in Frankfurt. II. Eröffnungsrede bei der öffentlichen Versammlung. Von Graf Wintzingerode-Bodenstein. (10 Pfg.) 10. Der Evangelische Bund in Frankfurt. III. Rede über die Aufgaben und den Charakter des Evangelischen Bundes. Von D. G. Fricke, Geh. Kirchenrat, ord. Prof. der Theol. in Leipzig. (15 Pfg.) 11. Zehn Jahre preußisch-deutscher Kirchenpolitik. Von D. R. A. Lipsius, Geh. Kirchenrat, Professor der Theologie in Jena. (20 Pfg.) 12. Die Reformation und das deutsche Volkstum. Von Julius Werner, Pfarrer in Hohenthurm bei Halle a. S. (20 Pfg.)

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Die Segnungen des Protestantismus für Volk und Vaterland.

Der preußische Staat hat mit der katholischen Kirche Frieden geschlossen. Dennoch ist dem deutschen Volke der innere Friede weder für die Gegenwart wiedergegeben, noch auch, ja viel weniger für die Zukunft verbürgt. Deutschland hat von altersher den bösen Ruf, stark in Zersplitterung zu sein; am gefahrdrohendsten scheint die Trennung in einen evangelischen und einen katholischen Teil des Volkes zu werden. Die Trennung besteht. Fast wie zwei Heere stehen sich beide Konfessionen gerüstet gegenüber.

Wir müssen um unseres Volkes willen dies sein Zerrissensein in zwei feindliche Heerlager auf's Tiefste beklagen. Friede ernährt, Unfriede verzehrt, nicht allein die Wohlfahrt eines Hauses, nein auch die Kraft des Volkes. Auch die Partei, auf deren Seite das Recht und die Wahrheit steht — und wir meinen, das sind wir Evangelische — geht doch im Kampf leicht zu weit, thut dem Gegner Unrecht, verbittert ihn, statt ihn zu überzeugen und zu gewinnen. Ja, es hat der Streit zwischen den beiden Parteien bereits einen Umfang, eine Heftigkeit angenommen, daß ich, um unseres Volkes willen, bedingungslos behaupte: es wäre unsere unabweisbare Pflicht, den Streit gegen Rom aufzugeben, wenn es sich nicht in diesem Streit um unseres Volkes heiligste Güter, um seine dauernde Wohlfahrt, um sein Bleiben oder Vergehen handelt. Was bietet denn das Evangelium unserem Volk, daß wir uns mit aller Gewalt der römischen Umarmung erwehren wollen? Ist der Einfluß des Protestantismus auf Volk und Vaterland in Wahrheit, wie

unsere Gegner uns vorwerfen, ein unheilvoller, ja ist sein Segen auch nur ein zweifelhafter, dann wollen wir um der Gerechtigkeit willen die Waffen strecken und die Römlinge herbeirufen, daß sie uns und unser Volk selig machen. Verdankt aber, wie wir meinen und jetzt prüfen wollen, unser Volk dem Evangelium seine beste Kraft, wird es ferner blühen, wachsen, gedeihen nur dann, wenn es in der Mehrzahl seiner Glieder evangelisch bleibt, dann wollen wir in Gottes Namen gegen Rom das Schwert des Geistes wetzen und es schwingen, so lang' der Arm es schwingen kann.

Also die Segnungen des Protestantismus für Volk und Vaterland, das ist's, worüber wir uns klar werden wollen.

*

Die Quelle sittlicher Gesundung, Erhaltung, Verjüngung für den Einzelnen wie für das Volk ist die Religion. Gerecht kann ich nur werden, wenn ich fromm bin. Der Niedergang eines Volkslebens hat immer dann begonnen, wenn die Gottlosigkeit in ihm überhand nahm. Habe ich Gott vor Augen und im Herzen, d. h. bin ich fromm, dann hüte ich mich auch, in eine Sünde zu willigen, d. h. ich bin gerecht. Ist um Volk und Kirche ein lebendiges Band der Gemeinschaft, des Verständnisses, des Vertrauens, der Liebe geschlungen, dann hat es auch mit der leiblichen, geistigen und sittlichen Wohlfahrt des Volkes keine Not.

Und nun ist der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus vor allen Dingen und durch und durch ein religiöser. Aus der Gewissensnot eines deutschen Mannes ist die Reformation herausgeboren. Die Gewissen deutscher Männer und Frauen haben Martin Luther zugejauchzt, weil sie durch seine Verkündigung des Evangeliums ihre Befreiung aus unerträglicher Haft fühlten und hofften. Hatten sie ein Recht, solche Befreiung zu fühlen und zu erhoffen? Dann hatten sie es, wenn das Wesen und der Segen des evangelischen Glaubens Freiheit und Befreiung ist, das Wesen aber und der — verhältnismäßige — Unsegen des katholischen Glaubens Knechtschaft und Knechtung. Und nun meine ich:

das ist des evangelischen Glaubens Art und Kraft, daß er löst, und das des katholischen Glaubens Art und Ohnmacht, daß er fesselt.

Nach evangelischer Auffassung ist der Glaube vertrauensvolle Hinnahme dessen, was der Vater in Christo uns bietet, und vertrauensvolle Hingabe des Herzens an dieselbe im Herzen sich bezeugende ewige Liebe. Die ewige Liebe neigt sich erbarmend zu ihren abgeirrten Kindern hernieder und spricht: Kind, du wirst unselig durch dein Abirren, aber ich, ich tilge deine Sünden um meinetwillen und gedenke deiner Missethat nicht — und der Mensch richtet sich vertrauend empor und hofft, wo von Rechtswegen nichts zu hoffen ist, und nimmt, weil er sonst vergehen müßte, aus den Händen des Erbarmers Vergebung, Leben und Seligkeit, das ist der Glaube. — Die Stürme brausen durch des Menschen Hütte. Die Wasser gehen bis an die Seele. Die Wasser stürzen ihm aus den Augen. Aber der Mensch wagt's und birgt sein thränenüberströmtes Angesicht am Herzen des ewigen Vaters und spricht: wenn ich auch gleich nichts fühle von deiner Macht, du führst mich doch zum Ziele, auch durch die Nacht, das ist Glaube. — Aber Gottes Geist, der ein Geist der Wahrheit ist, öffnet einem Menschen die Augen. Er erkennt, es ist Unwahrheit, was die Jahrhunderte geglaubt und gehofft. Ja, was beginnt dann für ein Ringen der Seele unter, mit solcher Offenbarung! was für ein angstvolles Fragen: soll ich denn allein sehend sein? Sind alle andern blind?! Aber die Seele ist von der Wahrheit angefaßt. Die läßt sie nicht los. Und der Mensch zersprengt zuletzt die Fesseln und verkündet der auflauschenden Welt mit neuen Zungen das alte und doch neue Evangelium. Und ob er verlacht, verfolgt, geächtet wird, er stellt sich auf die heilige Schrift und spricht: hier stehe ich, ich kann nicht anders! Und ob er vor das versteinernde Angesicht des Todes tritt, er spricht auch mit erbleichenden Lippen: ich will auf dem Grunde meines Glaubens beständig bleiben, das ist der Glaube — was soll ich sagen: ein Eingreifen der ewigen

Liebe und Wahrheit? oder ein von ihr Ergriffensein? Der Glaube ist beides: ein Ruhen in der ewigen Liebe und Wahrheit, ein Gewißsein: es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen, und was mir selig ist.

Evangelischer Glaube ist das. Nach katholischer Auffassung ist der Glaube — aber lassen wir einen Vertreter der katholischen Kirche selber reden. Der Erzbischof Roos von Freiburg spricht in seinem ersten Hirtenbriefe unter anderem davon, daß es manchmal schwer sei, eine langgehegte und öffentlich geglaubte Meinung aufzugeben. „Allein, heißt es dann wörtlich: diese Schwierigkeit ist im Wesentlichen unzertrennlich von dem verdienstlichen Glauben überhaupt, der ja darin besteht, daß man den Verstand der Autorität Gottes in der Offenbarung und der Autorität der Kirche in der Verkündigung der Heilswahrheit demütig unterwirft. Gerade in dieser Unterwerfung liegt ja das Verdienst des Glaubens.“ Darnach ist der Glaube ein Unterordnen des Verstandes und des Willens unter den höheren Verstand und Willen der Kirche, ein Fürwahrhalten und Annehmen der kirchlichen Lehre und Satzung. Ein je überlegungs- und willenloseres Werkzeug der einzelne Katholik in den Händen des Priesters und des Papstes wird, desto verdienstlicher ist sein Glaube.*) Der Einzelne braucht nichts zu denken, zu wollen, zu glauben, die Kirche denkt, glaubt, handelt für ihn. Sie verbürgt ihm das Heil. Freilich, ohne ihn zur persönlichen Heilsgewißheit kommen zu lassen. Daß der Einzelne seines Heils,

*) Vergl von Beckedorff: „Die kath. Wahrh.“ S. 11. 12: „Wenn jemand auch alle Lehren der Kirche für wahr hielte, wenn er zu diesen Lehren sich bekennete und wenn er endlich auch die von der Kirche gegebenen Vorschriften befolgte, thäte aber dies alles nicht aus aufrichtigem Gehorsam gegen die Kirche, sondern weil er sich etwa auf andere Weise, durch Nachdenken und Forschung überzeugt zu haben meinte, jene Lehren und Vorschriften seien wahr und weise, der wäre nicht katholisch . . . . Aber wer den festen Willen hat, in Glaube, Bekenntnis und Werk eines zu sein mit der Kirche und ihr als der untrüglichen Lehrerin, Meisterin und Mutter ohne allen Vorbehalt rücksichtslos zu gehorchen, der ist katholisch.“

seiner Seligkeit hier auf Erden gewiß werden könne, bestreitet die katholische Kirche auf's Bestimmteste. Er würde ja auch von diesem Augenblicke an der Mittlerschaft der Kirche entbehren können.

Schon hier drängt sich die Frage auf: Von welchem Schutzengel wird der Friede in unseren Herzen und in unseren Häusern besser geschirmt: von dem evangelischen Glauben, der mich in allen Stürmen, in aller Not der beschirmenden Liebe meines Gottes gewiß macht — oder von dem katholischen Glauben, der auch für die Zeiten der Not mich an die Kirche, an ihre Leistung für mich, an meine Leistung für sie verweist? Wann kann der Soldat in der Schlacht, die barmherzige Schwester am Siechbett getroster, heldenmütiger sein, wenn sie sich ihres Heils, des ewigen Lebens gewiß ist, oder wenn ihr diese Gewißheit fehlt? — Als vor einigen Jahren in Italien, also da, wo das Oberhaupt der katholischen Kirche seinen Sitz hat, wo die Gestalt der katholischen Kirche vielleicht am katholischsten ist, wo der Segen des katholischen Glaubens am ersichtlichsten sein müßte, als dort vor nicht langer Zeit die Cholera hauste, da veranstaltete man allerlei Bittgänge durch die Straßen, man rief die Heiligen, die Maria an, man brachte ihnen Opfer um Opfer — und als das nicht half, da zerbrach man in ohnmächtiger Wut ihre Standbilder! —

Aber wir müssen noch einen Schritt weitergehen. Wo die Kirche als die alles beherrschende Macht in den Vordergrund gerückt wird, da tritt Gott der Herr naturgemäß, wenn auch unbeabsichtigt — in den Hintergrund. Und in der That wird die Gestalt des ewigen, unsichtbaren Gottes, den aber der wahrhaftige Glaube dennoch sieht und erfaßt als seinen allergewissesten Halt, dem katholischen Glauben mehr und mehr entrückt; und wo Er doch in das Sehfeld des Glaubens tritt, da zeigt sein Angesicht nicht eines Vaters freundliche Züge, sondern drohend, richtend, züchtigend tritt er dem Menschen entgegen. Die Fürbitte der Heiligen, der Maria, der Kirche muß seinen Zorn erst besänftigen, ehe der Einzelne

ihm nahen darf. Und nun will doch der Mensch etwas haben, worauf er sich verlassen, woran er sich halten kann, wenn's dunkelt um ihn her. Erschwert, verwehrt man dem Menschen den Glauben, dann verführt man ihn zum Aberglauben; ohne Religion, und wäre es auch eine verzerrte, und führte sie auch zum Götzendienst, kann der Mensch einmal nicht leben.

Wird nun der katholische Glaube nicht auch dadurch als ein im Grunde falscher, ohnmächtiger erwiesen, daß er den Aberglauben nicht zu überwinden vermag, ja daß er den Aberglauben weckt und nährt? Da behaupteten seinerzeit 20 Kirchen in Deutschland, den ungenähten Rock Christi zu besitzen, und jeder derselben hat wer weiß wie viele Wunder gethan. In dem Reliquienverzeichnisse der Kathedrale zu Oviedo – um nur eine unter vielen zu nennen — sind aufgeführt: das Tuch, in welchem Jesus begraben ist; acht Dornen von der Dornenkrone; ein von Nikodemus gemaltes Bild des Herrn; ein Stück Haut vom Apostel Bartholomäus; ein Meßgewand, Geschenk der Mutter Jesu an den Erzbischof von Toledo; ein Stück von dem Mantel des Elias; ein Stück von dem Stabe, mit dem Moses das rote Meer durchschnitt. In einer Kirche am Rhein habe ich vor anderthalb Jahren selber eine dringende Aufforderung zur Wallfahrt nach Aachen gelesen, woselbst ähnliche, wenn auch nicht soviele heilige Gegenstände würden gezeigt werden; auch solle man ja nicht unterlassen, Kranke dorthin zu schaffen, es würde ihnen Gelegenheit geboten werden, in ihrem Bette die heiligen Kleider &c. zu sehen und — irre ich nicht — auch zu berühren, jedenfalls stände ihnen dann sichere Heilung in Aussicht.

Die Mayener Volkszeitung No. 116 von 1888 fordert ihre Leser auf, bei Kopfschmerz oder Augenkrankheiten zum heil. Albanus zu beten, einem Märtyrer, von dem auch die Mayener Volkszeitung nicht viel mehr weiß, als daß er auf Bildern seinen abgeschlagenen Kopf in den Händen trägt; zu diesem kopflosen Heiligen also sollen die Gläubigen beten und — „sie würden auch einen Beitrag geben können zur Geschichte von der Heiligkeit und fortwährenden Wirksamkeit des heil.

Albanus". — Da reitet ein spanischer Edelmann, der ein liederliches Leben führt, zu einem Stelldichein mit der Ehefrau eines andern; sein Weg führt ihn an einem Galgen vorbei, er betet für den Gehängten einen Rosenkranz, und welches ist die Macht und der Segen dieses Rosenkranzgebetes? Der Ehemann der Treulosen überrascht die Ehebrecher, er will an dem Räuber seiner Ehre und seines Glücks Rache nehmen, da — — erscheint der Gehängte, nimmt seinen treuen Fürbitter in Schutz, und zwar, wie er erzählt, auf Gottes ausdrückliche Weisung, und dann — knüpft er sich selbst wieder an den Galgen!*) Einem verstockten Protestanten legt man in einem katholischen Krankenhause eine Benediktusmedaille unter das Kopfkissen und — er bekehrt sich, d. h. er wird katholisch.**) Ein Mensch, der zehn Jahre lang nicht mehr zur österlichen Beichte gegangen ist, trinkt, ohne es zu wissen, Ignatiuswasser und — geht beichten.***) Eine Frau gewinnt an einem Tage fünfzigmal vollkommenen Ablaß aller ihrer Sünden, weil sie an einem Tage fünfzigmal die Portiuncula-Kirche besucht hat.†) Da erzählt man von tausend und abertausend Erscheinungen und Offenbarungen und Wunderthaten der Geister, der Heiligen, der Maria, ich erinnere an den Schwindel von Lourdes, Marpingen, Dittrichswalde — da rühmt man von der Maria: „Sie teilt mit Gott dem Vater gleichsam die Ehre und die Gewalt . . . sie vermag durch ihre Fürbitte alles, was Gott durch seine Allmacht vermag . . . ohne ihr Mitwissen geschieht nichts im Himmel und auf Erden . . . es ist schon ein außerordentliches Glück, daß wir einen Vater der Erbarmung haben. Aber dies würde doch nicht ganz hinreichen, uns völlig zu beruhigen, wir bedürfen auch einer Mutter, die unsrer Armut sich annimmt,††) d. h. Maria wird wie Gott als allmächtig und allwissend und eigentlich als noch gnädiger hingestellt.

*) Reusch. „Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube". S. 31.
**) Reusch a. a. O. S. 55.
***) Reusch a. a. O. S. 65.
†) Reusch a. a. O. S. 18.
††) Reusch a. a. O. S. 71.

Und solch Aberglaube, solch an Götzendienst mindestens naheheranstreifendes Treiben geschieht unter den Augen, ja zum großen Teil mit ausdrücklicher Genehmigung der Bischöfe, unter den Lobsprüchen des Papstes,*) m. a. W. die katholische Kirche als solche lehrt, begünstigt, verbreitet ein Treiben, welches wir bei den Heiden als Götzendienst zu bezeichnen uns nicht scheuen!

Und um solchen römischen Aberglaubens willen sollen wir unsern evangelischen Glauben aufgeben? Solche Verdummung soll in unserem Volke um sich greifen? Auf solche gebrechlichen Stützen, wie es die Fürbitten der Heiligen und der Maria sind, soll unser Volk in den Zeiten der Not sich verlassen? — Gewiß, es hat auch in unserer evangelischen Kirche eine traurige Blütezeit des Aberglaubens gegeben. Ausgerottet ist er heute noch nicht. Auch die evangelische Kirche hat Hexen verbrannt. Aber wir nennen das doch eine traurige Zeit. Wir beklagen das als eine unselige Verirrung der Kirche. Wir haben doch nicht den Mut, die Inquisition mit ihren Ketzergerichten und Hexenverbrennungen als eine Einrichtung „mit welterrettender Wirksamkeit“ zu rühmen!**) Das ist

*) Vergl. nur die Titel der von Reusch in seinem mehrfach angeführten Buch als Quellen benutzten Schriften: Gnaden und Ablässe des fünffachen Skapuliers, mit Erlaubnis geistlicher Obrigkeit. — Guéranger, Bedeutung, Ursprung und Privilegien der Medaille oder des Kreuzes des heil. Benediktus mit Approbation des Bischofs von Chur. — Der seraphische Gürtel und dessen wunderbare Reichtümer, mit bischöfl. Approbation. — Monatrosen zu Ehren der unbefleckten Gottesmutter Maria, mit Genehmigung der hochwürdigsten fürsterzbischöfl. und fürstbischöfl. Ordinariate Salzburg, Brixen und Trient. Von Sr. Heiligkeit dem Papst belobt und gesegnet ꝛc. ꝛc. Vergl. außerdem: Die Wunder von Lourdes oder die Erscheinung der allerseligsten Jungfrau Maria in Lourdes, mit Approbation des hochw. bischöfl. Ordinariats in Rottenburg.

**) In unseren Tagen schreibt die Germania: „Gefährliche Ketzer muß man aus dem Wege räumen“. Und Leo XIII. beklagt sich, daß ihm die Macht fehle, „der Ketzerei in Rom die Thore zu verschließen, sie gesetzlich zu unterdrücken, so wie es faktisch die Päpste bis zum Jahre 1870 im Kirchenstaat gethan haben“.

der Grundunterschied zwischen evangelischer und katholischer Kirche: die evangelische Kirche hält sich nicht für unfehlbar, sie kann Buße thun und sich bessern — die römische Kirche leugnet dagegen das Bedürfnis jedweder Reformation ihrer Lehren und Einrichtungen; und wenn diese von jedem ehrlichen sittlichen Bewußtsein als unsittlich und verderblich bezeichnet werden — die katholische Kirche findet von dem, was sie gethan, nichts zu bereuen und zurückzunehmen. Sie ist ja unfehlbar.

Gewiß — ich muß das noch nachholen — es hat auch in der evangelischen Kirche eine Zeit gegeben, in der man Glaube und Rechtgläubigkeit für gleichbedeutend hielt, in welcher die Kirche erfüllt war mit unseligen Streitigkeiten über spitzfindige Glaubenssätze, aber wir rühmen uns doch dieser Zeit nicht! Wir beklagen sie als eine Zeit des Verfalls unserer Kirche. Auch der orthodoxeste Geistliche bei uns weiß und lehrt heute, daß der Glaube an den Herrn Jesus Christus etwas anderes ist als das Fürwahrhalten bestimmter Lehren über ihn. Und es steht zu hoffen, unsere Kirche wird es zum Wohle von Volk und Vaterland immer mehr beherzigen, daß nicht L e h r e sondern L e b e n den Einzelnen wie das Volk rettet und erhält, daß die Lehre nur soweit Bedeutung hat und Geltung beanspruchen kann, als sie Leben zu wecken im Stande ist. So wird sie, und der Evangelische Bund soll ihr dazu helfen — auch immer besser jene alte Apostelmahnung befolgen lernen: Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens!

Noch eins. Eine ganz ähnliche und immer ähnlicher werdende Verehrung wie die Heiligen und die Maria finden in der römischen Kirche der Papst und die höchsten geistlichen Würdenträger. Sie schmückt man mit Ehren und Ehrennamen, welche die heilige Schrift dem Herrn Christus beilegt. Nur einige Beispiele: Als der Erzbischof Crementz von Köln im Jahre 1886 in Düsseldorf einkehrte, feierte ihn eine Düsseldorfer Zeitung mit den Worten: „Hochgelobt sei der da kommt im Namen des Herrn!“ — der Heiland ist nur „ge-

lobt", der Herr Erzbischof aber „hochgelobt"! — und die erste Inschrift, die dem den Bahnhof Verlassenden entgegenwinkte, lautete: „Sei willkommen, Oberpriester nach der Ordnung Melchisedeks!" — Der päpstliche Reichsanzeiger Osservatore Romano schrieb 1883 wörtlich: „Der neue Heiland Italiens und der Welt erhebt sich furchtlos auf dem mystischen Felsen des Vatikans. Der Lärm der Hölle und der Ansturm der Welt läßt uns das Vertrauen nicht verlieren, das uns der ewig lebende Löwe Judas einflößt." — In der vatikanischen Ausstellung, welche der Papst gleichzeitig mit dem vatikanischen Konzil veranstaltet, fand sich ein Bild des Papstes mit der Umschrift: Nous adorons Jésus-Christ au T. S. sacrement, nous l'écoutons dans le Pape. Le Pape est la présence tangible de Jésus-Christ parmi nous; comme son divin maître il est nécessairement Roi — Pontife — Hostie.*) Ja, ein englischer Mönch durfte „eine Andacht zum Papste" verbreiten und bezeichnete darin „die Andacht zum Papste" als einen wesentlichen Teil der christlichen Frömmigkeit, ein notwendiges Element aller christlichen Heiligkeit. „Sogar sein weltliches Königtum ist ein Teil unserer Religion."**) Und kein Papst und kein Bischof erheben ihre Stimme gegen solchen Unfug! O ich weiß wohl, soweit ist der Glaube aller Katholiken noch nicht entleert, daß sie mit diesen Höflingsnaturen vor Papst und Bischof die Kniee beugen, sie anzubeten; aber ich meine, seitdem der Papst für unfehlbar erklärt ist, seitdem hat die Menschenvergötterung in der katholischen Kirche schon furchtbare Fortschritte gemacht. Und wenn wir in ihre Kirchen und Gottesdienste hineingehen, ist's uns nicht, als spürten wir dort manchmal trotz Rauchwerks und Psalmengesangs wenig von einer

---

*) Zu Deutsch: „Wir beten Jesus Christus an im allerheiligsten Sakrament, wir hören ihn im Papste. Der Papst ist die sichtbare Gegenwart Jesu Christi unter uns. Denn wie sein göttlicher Meister, so ist auch er notwendigerweise König, Hohenpriester, Hostie". Vergl. Friedrich, Tagebuch S. 319 und 320 cf. 161, 162.

**) Haller Monatblätter I. Seite 16.

Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit? Als redeten sie dort eine ganz andere Sprache als bei uns? — —

Wie man glaubt, so lebt man.

Nur aus echtem Glauben fließt wahrhaftige Sittlichkeit.

Der evangelische Glaube ist, wie wir sahen, vertrauensvolle Hinnahme dessen, was Gott in Gnaden uns darreicht, und vertrauensvolle Hingabe des Herzens an diese ewige Liebe. Der Glaube ist also durch und durch sittliche That, die größeste und schwerste fürwahr, die der Mensch vollbringen kann. Der Glaube erfaßt den Menschen in seiner innersten Persönlichkeit, in seines Gewissens heiligsten Tiefen, da, wo die Springfedern des Willens liegen; und indem er diesen Willen läutert, umbildet, adelt dadurch, daß er ihm die Richtung auf Gott giebt, macht er den Menschen zu einer sittlichen Persönlichkeit, die ihrer selbst und ihres Gottes gewiß ist. „Der Glaube ist der grundgute Wille", sagt Luther, und wiederum: „Es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, also daß es unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fragt auch nicht, ob gute Werke zu thun seien, sondern ehe man fragt, hat er sie gethan und ist immer im Thun." Gewiß, alles Leben und alles Heil quillt zu allerletzt allein aus den Tiefen des göttlichen Erbarmens, der Glaube kann zuerst weiter nichts als nehmen und vertrauen, und darum hat Martin Luther mit klarstem Bewußtsein und mit Hinwegräumung alles andern sein Werk der Reformation gegründet auf den Grund: so halten wir es nun, daß der Mensch gerechtfertigt werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Aber indem der Glaube also vertraut und nimmt, setzt er den Menschen in ein neues, in das Kindschaftsverhältnis zu Gott und giebt ihm mit der Sündenvergebung die Kraft eines neuen Lebens in's Herz. Und darum schließt der evangelische Glaube die Sittlichkeit grundsätzlich, keimartig in sich.

Nach katholischer Auffassung ist der Glaube die Unterordnung des menschlichen Verstandes und Willens unter dem höheren Verstand und Willen der Kirche: Damit ist **grundsätzlich**

— wir sagen nicht: in Wirklichkeit — ausgeschlossen jede Bildung einer selbständigen Ueberzeugung und ein Handeln aus ihr heraus, jedes Werden einer willenhaften Persönlichkeit und ein Festbleiben auf ihrem Willen, ausgeschlossen zuletzt grundsätzlich alle Gewissenhaftigkeit und alle Verantwortlichkeit. Der katholische Glaube blendet die Augen des Verstandes, anstatt sie zu erleuchten, er tötet den Willen, aber er läutert und adelt ihn nicht. Kein Zweifel, auch der Katholik will und soll den Willen Gottes thun, aber wenn er diesen Willen Gottes unmittelbar empfindet als eine sein Herz und seinen Willen heiligende Macht, dann geschieht es nicht infolge, sondern trotz seines Glaubens. Dieser weist ihn immerdar an die Kirche und an deren Gebot. Ein unmittelbares Verkehren des Menschen mit seinem Gott von Herz zu Herz und Auge in Auge soll nicht stattfinden. Nicht das Gewissen hat dem Katholiken in jedem einzelnen, besonders im bedenklichen Fall zu raten und zu befehlen, sondern der Gewissensrat, der Beichtvater, die Lehrer der Kirche, der Papst. Der hat seit 1870 das alleinige Recht, die Gebote der Schrift zu erklären, neue Sittengesetze dazu zu geben und gegen seine Erklärungen und Aufsätze bei Strafe des Verlorengehens unbedingten Gehorsam zu verlangen. Ist's völlig unberechtigt, wenn man den Papst das Gewissen der katholischen Christenheit genannt hat?*) Mit einem Wort: Die katholische Sittlichkeit besteht darin, daß der Mensch seinen eigenen Willen ertötet und sich dem Papst zum Gehorsam dahingiebt, also für seine eigene Person eine sittliche Null wird — die evangelische Sittlichkeit besteht darin, daß der Mensch im vollen Bewußtsein persönlicher Verantwortlichkeit vor Gott und in freier Erwählung des göttlichen Willens Gottes Gebote hält. Ich frage: welcher Glaube ist grundsätzlich eher im Stande,

*) Näheres siehe bei Schulze, Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Sittlichkeit, Flugschrift des Evangel. Bundes, Nr. 13, Seite 4 ff.

sittliche Charaktere herauszubilden, der evangelische oder der katholische? Von welchem Glauben kann der Staat am ersten die Sicherung seiner sittlichen Grundlagen erhoffen? Wo erwachsen dir, mein Vaterland, kraftvolle Männer, treue Frauen — da, wo man selbständiges Handeln, Ueberzeugungstreue fordert und nährt, oder da, wo man den Willen knechtet und die Gewissensfreiheit verflucht?

Die Sittengeschichte und die Sittenlehre der evangelischen und der katholischen Christenheit geben darauf eine Antwort, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Und nun soll den Leser keine Namhaftmachung einzelner katholischer Missethäter belästigen — Schurken giebt's überall, auch bei uns. Wir wollen auch nicht mit Aufzählung aller der Stellen aus katholischen Sittenlehren beschwerlich fallen, in denen Diebstahl, Urkundenfälschung, Ehebruch, Meineid, Mord u. dergl. für erlaubt erklärt werden. Man lese Pascals Schrift: Die Moral der Jesuiten, insonderheit das 10. Kapitel! Aber man könnte erwidern: nun, das ist schlimm, aber das sind Aeußerungen Einzelner, dafür kann man doch nicht die ganze Kirche verantwortlich machen! Darauf könnten wir allerdings entgegnen: es sind diese Lehrbücher, die in manchen Teilen aller sittlichen Scham bar sind, öffentlich in katholischen Priesterseminaren im Brauch; dort werden dir deine Geistlichen, deine Gewissensräte vorgebildet, du deutsch-katholisches Volk! Wir könnten weiter antworten: es wird nicht nur überall in der Presse, im Reichstag, in Katholiken-Versammlungen die jesuitische Lehre als Lehre der katholischen Kirche bezeichnet, nein es ist auch der Bischof Alphons Maria de Liguori vom Haupte der römischen Kirche heilig gesprochen, ja er ist 1871 unter die doctores ecclesiae aufgenommen und abermals im Jahre 1879 höchlich belobt worden.*) Und wer

*) „Wir wollen und beschließen", erklärt Pio IX., „daß die Bücher, Kommentar-Abhandlungen, kurz die Werke dieses Doktors gleich denen der übrigen Doktoren der Kirche citiert, angeführt und erforderlichenfalls benutzt werden, und zwar nicht bloß im Privatgebrauch, sondern öffentlich in allen Gymnasien, Akademien, Schulen, Kollegien, Lehrvorträgen,

ist dieser Liguori? Seinem Wesen nach Jesuit durch und durch! Ein Satz aus seiner Moraltheologie wird zum Beweise dessen genügen. Auf die Frage: wie hoch der Betrag sein müsse, damit Stehlen eine Todsünde sei? antwortet der Heilige mit Aufstellung folgender Taxe: Todsünde ist es, einem bettelndeu Armen wenige Pfennige zu stehlen, etwa 25 bis 30, einem arbeitenden Armen 1 Mark, einem Bemittelten 1 Mark 80 Pfennig, einem Wohlhabenden 2 Mark 60 Pfg., einem sehr reichen Kaufmann 5 Mark.*) Und dieser Mann, der mit solchen und hundert ähnlichen „Meinungen" die Gewissen verwirrt, jede ehrliche Sittlichkeit untergräbt, die schmutzigsten Handlungen rechtfertigt, den stellt das Haupt der katholischen Kirche als Muster eines Tugendlehrers hin!

Aber gut, wir wollen uns nicht weiter mit diesem Schmutze befassen. Man könnte uns entgegenhalten: das sind Ausländer, die Solches und Aehnliches lehren, Italiener, Spanier, Franzosen; auch darf man nie vergessen, den Unterschied zwischen Lehre und Leben zu beherzigen; bei uns in Deutschland wenigstens steht's denn doch mit der Sittlichkeit der Katholiken besser als mit der Sittlichkeit mancher Sittenlehren! — Ja, Gott sei Dank, bei weitem besser! Und doch — es klingt das hart, aber es ist wahr — doch haben die deutschen Bischöfe in den letzten 20 Jahren eine Haltung beobachtet, die mit ehrlichen Begriffen von Wahrhaftigkeit und Mannes-Ehre sich schwer vereinigen läßt. Als im Jahre 1869 es ruchbar wurde, auf einem demnächst zusammentretenden Konzile solle der Papst für unfehlbar erklärt werden, da beruhigten die in Fulda versammelten deutschen Bischöfe das aufgeregte Volk mit der feierlichen Zusage, das werde, das könne nicht

---

Kontroversen, Schriftauslegungen, Predigten, Reden und allen sonstigen kirchlichen Studien und christlichen Uebungen."

Leo XIII. schreibt dazu unter dem 28. August 1879: „Liguoris Moral ist in der ganzen Welt berühmt und bietet den Gewissensräten eine ganz sichere Norm dar!"

*) Vergl. den Aufsatz von Dreydorff, Altes und Neues über die Jesuiten, deutsch-evang. Blätter von 1889, S. 173 ff. und 244 ff.

geschehen, die ganze Tradition der katholischen Kirche stände ja dem entgegen. Sie glaubten es damals auch nicht, daß es geschehen werde. Und als man nun in Rom dennoch Anstalten machte, die Unfehlbarkeit auszusprechen, da haben die deutschen Bischöfe gegen die schreiende Ungerechtigkeit, mit der sie und alle Gegner der Unfehlbarkeit bei den Verhandlungen reichlich bedacht wurden, feierlich und öffentlich Verwahrung eingelegt. Und als über den neuen, unerhörten Glaubenssatz abgestimmt wurde, da haben sie mit wenigen Ausnahmen, wie es ihre Christenpflicht war vor Gott und vor den Menschen, dagegen gestimmt: sie würden ihn niemals glauben, sie wollten lieber Amt und Brod verlieren, als solcher ungerechten Lehre zustimmen. Und als die Unfehlbarkeit dennoch mit überwiegender Mehrheit beschlossen war, da haben sie Bitten, Thränen, Fußfall vor dem Papste nicht gescheut, um die Zurücknahme der Erklärung zu bewirken. Und dann — ja dann sind sie alle untreu geworden. Dann haben sie alle den Schild ihrer Manneseehre befleckt. Dann haben sie alle ihren Gemeinden die Lehre von der Unfehlbarkeit des Einen sündigen Menschen als Glaubenssatz hingestellt, der von jeher in der katholischen Kirche geglaubt sei, den sie annehmen mußten bei ihrer Seelen Seeligkeit! Ja viele unter diesen Bischöfen schämen sich nicht, das kleine Häuflein der Altkatholiken, die es mit ihrem Gewissen nicht vereinigen konnten, an die Unfehlbarkeit des Papstes zu glauben und den Mut hatten, deshalb aus der römisch-katholischen Kirche auszutreten, diese zu ächten, zu drücken, zu verfolgen, wo sie nur können! O man muß die Geschichte des vatikanischen Konzils lesen, dann lernt man als ehrlicher Mensch sich dessen schämen, daß deutsche Treue und deutsche Manneseehre so elend gebrochen ist!

*

Ein weiterer Probierstein für den Wert des Glaubens ist seine Stellungnahme zu dem Leben der Gesellschaft, sein Einfluß auf dasselbe. Die Pfeiler gesellschaftlicher Wohlfahrt sind vornehmlich ehrliche Arbeit, echtes Familienleben, Unter-

thanentreue, geistige Weiterentwicklung. Wie stellt sich zu dem allen der evangelische Glaube? Wie der katholische?

Der evangelische Glaube — es verdrießt mich nicht, daß ich immer Einerlei predige — ist Hingabe des Herzens an Gott. Damit, demzufolge ist er die Erfüllung des göttlichen Willens, wo und wann derselbe dem Menschen entgegentritt. Der Wille Gottes tritt aber dem Menschen nirgends so bestimmt, dem Einzelnen nirgends so fühlbar und heilsam entgegen, als in dem irdischen Beruf. „Glaube an den Herrn Jesum Christum und thue die Werke deines Berufs", so faßt Luther einmal die ganze christliche Glaubens- und Sittenlehre zusammen. Nicht das ist der rechte Glaube, der die Welt flieht oder verachtet, sondern der die Welt mit Gebet und ehrlicher Arbeit überwindet. Die Arbeit selbst ist ein Gottesdienst, denn wir können und sollen uns dadurch üben in der Treue und Geduld und Liebe und Selbstverleugnnng und also am inwendigen Menschen erstarken. Zur Arbeit sind wir des Glaubens benötigt, denn der Glaube bringt zur Arbeit allererst Kraft und Weihe von oben. Aber der Glaube bedarf auch der Arbeit, damit er gesund bleibe und durch Bewährung und Anspannung erstarke. „Das ist die christliche Vollkommenheit", sagt die Augsburgische Konfession, dieses Hauptbekenntnis der evangelischen Kirche, „daß man Gott von Herzen und mit Ernst fürchtet, und doch auch eine herzliche Zuneigung, Glauben und Vertrauen fasset, daß wir um Christi willen einen gnädigen Gott haben, und daß wir auch äußerlich mit Fleiß gute Werke thun und unseres Berufs warten . . man soll Gott dienen in den Geboten, die Er gegeben hat, und nicht in Geboten, die von Menschen erdichtet sind."

Der katholische Glaube ist Gehorsam gegen die Gebote der Kirche. Alles, was die Kirche gebietet, das ist und macht unmittelbar heilig. Alles, was von der Kirche nicht unmittelbar berührt und geboten wird, das ist „profan", das hat und erzeugt höchstens eine Sittlichkeit zweiten Grades. Demzufolge ist der Beruf des Mönchs und der Nonne und des Priesters von vornherein heiliger als jeder andere irdische Beruf, denn

jene stehen unmittelbar im Dienst der Kirche; darum sind „gute Werke" nicht die Thaten, die Mann oder Weib im Schweiße ihres Angesichts, in ehrlicher Ausübung ihrer irdischen Berufspflichten verrichten, nein, gute Werke sind Beten, Fasten, Almosengeben, Wallfahren, denn diese Werke gebietet die Kirche. Man kann die Notwendigkeit gewöhnlicher irdischer Arbeit ja nicht leugnen, aber man kennt sie nur als Mittel der Selbsterhaltung oder der Selbstkasteiung, als Mittel der Heiligung und der Stärkung im Glauben kennt man sie nicht. Die christliche Vollkommenheit nach katholischer Auffassung besteht darin, daß man Besitz und Beruf aufgiebt, in's Kloster geht und dort mit Singen und Beten, mit Fasten und Kasteien seine Seele erbaut.*)

Nun wollen wir nicht fragen, ob die Mönche und Nonnen in der That ein vollkommeneres Leben geführt haben und führen als wir gewöhnliche Sterbliche, oder ob nicht vielmehr in ungezählten Fällen die Klöster Stätten vollkommener Versumpfung gewesen sind — nein, das wollen wir hier fragen: von wem hat das Volk, die Gesellschaft mehr: von der Nonne, die ohne viel Mühe und Sorge hinter den Klostermauern ein beschauliches Leben führt, oder von der Mutter, die in Mühe und Sorge, bei Tag und Nacht, ihre Söhne zu tüchtigen Männern, ihre Töchter zu tüchtigen Hausfrauen heranbildet? Wann wird der Arbeiter zufriedener seinen schweren Beruf erfüllen: wenn er in Kraft evangelischen Glaubens seinem Gott darin dient und sich selbst dadurch das ewige Leben zu bewahren und zu erwerben trachtet, oder wenn er, ein treuer Sohn der katholischen Kirche, sich sagen muß, daß er von Gott dem Herrn nicht bloß zu geringerem zeitlichen Wohlsein, sondern auch zu geringerer ewiger Seligkeit verurteilt sei? Die Herde, die Heimatstätten des Aufruhrs sind die katholischen Länder, Spanien, Frankreich, Irland, Belgien. Katholische Zeitungen wiederum, insonderheit die

*) Siehe die weitere Ausführung in der schon angeführten Flugschrift des Evang. Bundes No. 13, Seite 18 ff.

Westfälische Volkszeitung unter der Leitung des Herrn Fusangel,*) haben thatsächlich anläßlich des letzten großen westfälischen Bergmannsstreiks in unverantwortlicher Weise die Arbeiter gegen die Arbeitgeber und gegen die Regierung aufgehetzt.**) Und wenn Herr Windthorst nicht müde wird, auf Katholikenversammlungen und jüngst auch im Reichstage auszurufen: Geben Sie uns die Orden wieder, namentlich auch die Jesuiten, die werden die wankenden Grundlagen der Gesellschaft wieder festlegen, so verweisen wir den Herrn einfach auf Belgien; dort haben die Orden ungehinderten Zutritt, dort hat der katholische Klerus bis in die jüngste Zeit hinein eine unbeschränkte Macht; aber ungebändigt, ja in viel frecherer Weise als bei uns erhebt dort der Aufruhr sein Haupt. Es kann das im Grunde auch nicht Wunder nehmen. Wo man, wie es in der katholischen Kirche geschieht, die Gewissen nicht so sehr an Gottes Wort und Ordnung, als vielmehr an priesterliche Satzung bindet, da hat man sich von vornherein der Macht begeben, die Aufruhrgedanken zu bändigen. Menschliche Sünde und Verirrung wird nimmermehr durch menschliche Einrichtungen und Mittelchen, sie wird allein durch Gottes Kraft und Geist überwunden. Und darum verschone man uns mit den Orden! Wir fürchten, sie würden die Ordnung nur stören.

Auch auf folgende Thatsache sei mit einem Wort verwiesen. In Gegenden mit gemischter Bevölkerung findet sich größerer Wohlstand, größere Reinlichkeit durchschnittlich in evangelischen Familien und Gemeinden. Bei ihnen steht die Arbeit grundsätzlich mehr in Ehren; sie brauchen nicht soviel Zeit und Geld mit Wallfahrten zu verschwenden; sie haben nicht die übermäßige Anzahl katholischer Feiertage. Wir meinen: der evangelische Christ

*) Vergl. die Charakteristik der Persönlichkeit und Preßthätigkeit des Herrn Fusangel in den deutsch-evangel. Blättern von 1889, Juliheft, Seite 494 f.

**) Bericht der Bochumer Handelskammer, Kirchliche Korrespondenz vom Mai 1887.

ist Träger der Verheißung: du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit, wohl dir, du hast es gut.

Grundverschieden ist die Stellung beider Kirchen auch zur Ehe, zum Familienleben. Die katholische Kirche scheint ja die Ehe höher zu stellen als die evangelische, sie rechnet die Ehe zu den Sakramenten. Und doch hat das Konzil von Trient den Gedanken, daß die Ehelosigkeit des Priesters nicht an sich sittlich vollkommener sei als das Familienleben des Laien, als — einen verfluchten bezeichnet! Doch ist die Ehe bis auf den heutigen Tag für die Priester und Mönche zu — schlecht! Die katholische Kirche kennt eben die Ehe von vornherein nur als eine sinnliche, weltliche Gemeinschaft, ohne heilige Ziele, ohne göttliche Weihe. Erst dadurch, daß die Kirche die Ehe zum Sakrament erhebt, wird sie gut und heilig. Und weil nun die Kirche keinen Begriff hat von der Heiligkeit der Ehe an und für sich, darum hat jener Fürstbischof von Breslau sich nicht gescheut, die nicht von einem katholischen Priester eingesegnete Mischehe öffentlich für eine unsittliche Gemeinschaft zu erklären! Darum scheuen sich römische Priester nicht, in den Frieden der Häuser einzudringen, wo es den Vorteil der Kirche gilt, störend zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kinder sich zu drängen, überall ihren Willen, den Willen der Kirche geltend zu machen.

Auch wir Evangelischen verachten für unsere Ehen den Segen der Kirche nicht. Wir begehren ihn. Wir fürchten, daß da, wo man auf die staatliche Eheschließung nicht die kirchliche Trauung folgen läßt, eine bedauerliche Gleichgiltigkeit ja wohl Feindschaft gegen die Kirche herrscht. Aber zur sittlichen Gemeinschaft wird und ihre heiligen Ziele empfängt die Ehe nach evangelischer Auffassung nicht erst durch den Segen der Kirche. Sittliche Gemeinschaft ist und heilige Ziele hat die Ehe **an und für sich**, denn **Gott** hat sie gestiftet. Wir wissen — und bedauern die römischen Priester, daß sie es nicht wissen — es giebt auf der ganzen Erde keine trautere Friedensstätte als den eigenen Herd. In den Frieden unseres Hauses kehren wir Männer gern zurück, wenn das

„feindliche Leben“ uns müde und mürbe gemacht hat. Da gewinnen wir neuen Mut, unserer Gemeinde, unserem Volk nach besten Kräften zu dienen. Da walten wir selber als Hausväter unseres priesterlichen Amtes und lassen uns von keinem Priester dreinreden, und mit Luther rufen wir stolz und fröhlich: Alle Frauen und Jungfrauen in den Klöstern sind nicht wert, einer einzigen rechten christlichen Hausfrau die Schuhe aufzulösen. Der wird am zähesten an seinem Vaterlande hängen, am treuesten ihm dienen, dessen Leben mit seinen tiefsten Wurzeln in der Familie festgewachsen ist, der mit dem Vaterlande zugleich für Weib und Kind in der Stunde der Gefahr einzustehen hat. Erst im eigenen Hause lernt sich der Mensch fühlen uud fühlt er sich unmittelbar als Glied des Volkes, dem er dienen soll. Und darum fürchten wir: es ist für unser Volk und Vaterland ein recht zweifelhafter Segen, wenn in seinem katholischen Teil die Erziehung der Kinder mehr und mehr in die Hände familienloser Priester und Nonnen gelegt wird.

Das führt uns zum dritten: zur Vaterlandsliebe. Die evangelische Auffassung von der Sache liegt in dem Wort beschlossen: gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist. Darüber predigt Luther: „Dem Kaiser will Gott nicht allein den Gehorsam seiner Unterthanen gönnen, sondern er befiehlt ihm auf's Fleißigste und hält so ernst darüber, daß nie kein Aufruhr noch Ungehorsam wider weltliche Obrigkeit gewesen, er ist allerwegen heftig an den Unterthanen gestraft worden, wie wir auch an den aufrührerischen Bauern gesehen haben. Aber daneben will Gott auch seinen Gehorsam haben .... Gott fordert vor allen Dingen von uns, daß wir sein Wort hören und demselben durchaus folgen sollen. Wo aber die Obrigkeit an solchem hindern will, da sollen die Unterthanen wissen, daß sie ihnen nicht schuldig sind Gehorsam zu leisten. Denn es steht geschrieben: man soll Gott mehr gehorchen denn den Menschen .... Will nun weltliche Obrigkeit um solchen Gehorsams willen gegen Gott und sein Wort zürnen, ihre Unterthanen stöcken und

blöcken oder ihnen gar das Leben darum nehmen, das muß man geschehen lassen und sich an den Trost halten: der Kaiser oder weltliche Obrigkeit ist unser Herr, das ist wahr, aber doch nicht allein, sondern wir haben neben ihm einen Herrn, der größer ist, nämlich unsern Herrn Gott im Himmel." *)

Also: um Gottes willen, den wir im Glauben ergreifen, schulden wir der Obrigkeit in allen ihren Dienern und in allen ihren Verfügungen Gehorsam, denn die Obrigkeit ist von Gott geordnet. Nur wenn die Obrigkeit etwas von uns verlangen sollte, was dem Worte Gottes in der Schrift und dem Gewissen schnurstracks zuwiderliefe, hätten wir Recht und Pflicht, ihr den Gehorsam zu kündigen, hätten aber zugleich die Pflicht, alle Strafen, welche die Obrigkeit für solchen Ungehorsam über uns verhängen würde, still und geduldig zu ertragen. Widersetzlichkeit, Aufruhr ist uns unter keinen Umständen gestattet. Ja nicht allein Gehorsam — wir sind dem Staate auch Liebe, Verehrung, Dankbarkeit schuldig. Denn wir sehen in ihm nicht bloß den Büttel, der die Steuern eintreibt. Wir wissen erst recht nichts von seiner Knechtstellung der Kirche gegenüber, in der etwa das seine Aufgabe wäre, die von der rechten Lehre Abgewichenen mit Gewalt zum rechten Glauben zurückzuführen. Nein, der Staat steht als eine ebenso ursprüngliche und heilige Gottesordnung der Kirche völlig ebenbürtig zur Seite. Wie diese das religiöse, innere Leben der Volksgenossen zu pflegen und zu behüten hat, so ist es die Aufgabe des Staates, für die leibliche und geistige Wohlfahrt seiner Unterthanen auf alle Weise zu sorgen. Und soweit diese leibliche und geistige Wohlfahrt eines Volkes nicht ohne Religion gedeihen kann, insoweit muß sich der Staat, wenn er seine Aufgabe voll erfaßt, sogar zum Hüter und Wächter der religiösen Erziehung seiner Unterthanen, vornehmlich in der Schule, berufen fühlen. Und wenn nun der Staat von den Pastoren und Priestern, die das religiöse und sittliche Leben im Volke vor allen pflegen sollen, eine ganz

*) Predigt vom 16. November 1533.

bestimmte Vorbildung und Ausbildung verlangt, so begeht er keineswegs einen freventlichen Eingriff in die Rechte der Kirche, sondern er handelt nur pflichtgemäß; und wenn er Pastoren und Priester nicht anstellen will, oder angestellte absetzt, welche staatsgefährliche religiöse oder kirchliche Lehren vortragen, so ist er abermals kein Tempelschänder oder Räuber am Heiligtum, sondern er thut, was vor Gott und Menschen seines Amtes ist.

Es sei bei dieser Gelegenheit die Ungeschichtlikeit eines Wortes dargethan, das, auch von den Evangelischen vielfach, Luther in den Mund gelegt wird. Es ist das Wort: Daß 2 und 5 sieben sind, kannst du fassen mit deiner Vernunft; wenn aber die Obrigkeit sagt: 2 und 5 sind acht, so mußt du's glauben wider dein Wissen und Fühlen. Katholische Schriftsteller, die auf der einen Seite Luther mit Vorliebe zum Empörer und Aufrührer machen wollen, benutzen besonders diesen angeblich von Luther stammenden Spruch, um darzuthun, er habe schrankenlosen, unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit verlangt. Der Erste nun, der diesen Ausspruch dem deutschen Reformator in den Mund gelegt hat, ist — irren wir nicht — Johannes Scherr gewesen.*) Von ihm haben Andere abgeschrieben. Als nun Scherr aufgefordert wurde, anzugeben, wo denn dieser Ausspruch in Luthers Werken zu finden wäre, hat er geantwortet: er wisse es nicht mehr, habe auch Luthers Werke nicht zur Hand, um darnach suchen zu können. Und bis jetzt ist kein Protestant und, was mehr sagen will, kein Katholik trotz öffentlicher Aufforderung im Stande gewesen, jenen Nachweis zu erbringen. Mit anderen Worten: Luther hat das höchstwahrscheinlich gar nicht gesagt.**) —

Wie stellt sich der Katholizismus zum Staate?

Ihm ist derselbe nicht an und für sich heilige Gottesordnung.

---

*) Germania, Seite 185.

**) Vergl. Walther, Luther im neuesten römischen Gericht (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 7) Heft I, Seite 32 f.

Es ist wahr, alle Päpste gehen nicht so weit wie Gregor VII., welcher die Begründung des Staates dem Wirken des Teufels zuschreibt. Man wagt es nicht überall, die Lehre der Jesuiten zu rechtfertigen, welche in wirklich schamloser Weise den Päpsten das Recht zusprechen, Könige abzusetzen, und die Ermordung abgesetzter Fürsten für durchaus erlaubt, ja unter Umständen für durchaus notwendig erklären.*) Aber grundsätzlich weist die katholische Kirche als solche der weltlichen Obrigkeit eine Stellung an, über deren Würde man wahrhaftig mehr als einige leise Zweifel haben muß. Papst Innocenz III. erklärt: nur wie der Mond von der Sonne sein Licht empfange, würde der Staat von der Kirche mit Herrschergewalt ausgerüstet, an und für sich habe die Obrigkeit das Recht, zu befehlen und für ihre Befehle Gehorsam zu verlangen, **nicht**. Thomas von Aquino, der berühmte Scholastiker, lehrt: die Fürsten seien dem Papst schlechterdings untergeben; das ganze Gebäude aber seiner Lehre von der — so beschränkten — weltlichen Macht steht auf dem Grunde der Lehre von der **Volks**-souveränetät. — Papst Bonifacius VIII. schreibt an Philipp den Schönen von Frankreich: scire te volumus, quod inspiritualibus et **temporalibus** nobis subes,**) er verdammt in der Bulle „Unam sanctam" die Ansicht, daß die weltliche Macht selbständig und unabhängig neben der geistlichen stehe, als verfluchten Manichäismus und behauptet in derselben Bulle, daß es jeder menschlichen Kreatur zum Heile notwendig sei, dem

---

*) Vergl. den Aufsatz von Friedolin Hoffmann in den deutsch-ev. Blättern von 1887, Heft 6 und 7: „Hat je ein Papst die Lehre vom eventuellen Erlaubtsein des Fürstenmordes als unchristlich verworfen?" Es bleibe nicht unerwähnt, daß Pio IX. am 20. Juli 1871 vor einer Abordnung der wissenschaftlichen Akademie Roms von dem zeitweilig von den Päpsten geübten Recht, Könige abzusetzen und die Völker von ihrer Unterthanenpflicht zu entbinden, spricht und nur darüber entrüstet sich ausläßt, daß man dies Recht heute auf die Unfehlbarkeit zurückführe, während es von den Päpsten doch lediglich **kraft ihrer Autorität** geübt sei!!

**) Zu deutsch: Du mußt wissen, daß du in geistlichen und irdischen Dingen uns unterthan bist!

römischen Papste unterthan zu sein. Leo X. bestätigt diese Bulle; durch die Unfehlbarkeitserklärung ist sie sogar zum unversehrlichen Bestandteil der katholischen Glaubenslehre erhoben! Pio IX. aus unseren Tagen erklärt in § 23 seines Syllabus jedermann für verflucht, welcher den römischen Päpsten vorwirft, sie hätten je die Grenzen ihrer Macht überschritten und die Rechte von Fürsten sich angemaßt. Leo XIII. aber, „der Friedenspapst", hat in seiner Bulle ‚Aeterni patris' vom 3. August 1879 die Wiederherstellung des gesamten philosophischen Studiums, also auch der Staatenlehre, nach der Weisheit des Thomas von Aquino anbefohlen,*) d. h. er hat auch die Lehre von der Volksherrschaft als die allein giltige bezeichnet, und in der Encyclica von 1885 heißt es: „Was immer in menschlichen Dingen irgendwie heilig ist, was immer zum Heile der Seele und zur Verherrlichung Gottes gehört, mag er das seiner Natur nach sein oder bloß des Zweckes wegen, auf den es bezogen wird, das alles gehört zur Gewalt und zum Urteil der Kirche". Darnach steht dem Papst schließlich das Recht zu, sich in alle staatlichen Angelegenheiten zu mischen, ja darüber rechtskräftige Gesetze zu erlassen. Darnach haben Windthorst und Genossen ganz Recht, wenn sie die Schule wieder unter die Herrschaft der Kirche bringen wollen, denn es dient bestimmt zum Heil der Seele oder kann doch „auf diesen Zweck bezogen werden", daß die Seele in der Schule durch Lehre und Erziehung sittlich erstarke, um den

---

*) Derselbe Papst hat es fertig gebracht, 6 Jahre später in der Encyclica vom 1. November 1885 „Immortale Dei" die Lehre von der Volkssouveränität als eine Ausgeburt der kirchenfeindlichen Philosophie des vorigen Jahrhunderts zu bezeichnen, welche ihrerseits wieder bei den Neueren des 16. Saeculums in die Schule gegangen wären!! Wie reimte sich das miteinander? Man munkelt allerlei von bodenloser Unwissenheit verschiedener römischer Päpste, man erzählt sich, daß sie hin und wieder Schriftstücke unterzeichneten, von deren Inhalt sie keine Ahnung hätten. Sollte dem Unfehlbaren von heute auch hin und wieder so etwas Menschliches passieren? Oder wollte man beide Lehren sanktionieren, um in beiden Sätteln gerecht zu sein und — je nach Bedürfnis — das Roß hoher oder gemeiner Politik reiten zu können?

Versuchungen des Lebens erfolgreich widerstehen zu können. Darnach greift Se. Heiligkeit auch gar nicht zu weit, wenn es ihr einmal belieben sollte, irgend einer Obrigkeit das Auflegen neuer Steuern zu verbieten, denn die Gewissen der Unterthanen könnten ja dadurch beschwert werden und Schaden leiden! Dürfen wir uns noch wundern, daß Leo um der Kirche und ihres Vorteils willen das widerspenstige Zentrum und seine Wähler — allerdings ohne Erfolg — ermahnt hat, für das Septennat zu stimmen?

Grundsätzlich also erkennt der Katholizismus in der weltlichen Obrigkeit keine selbständige Gottesordnung, die von Gottes und von Rechts wegen ihre Gesetze hat und giebt und über ihrer gehorsamen Erfüllung durch jedermann mit dem Schwerte wacht und ihre selbständigen heiligen Ziele verfolgt, sondern der Staat ist weiter nichts als der Diener der Kirche, und die Unterthanen sind den Anordnungen der Obrigkeit nur soweit zum Gehorsam verpflichtet, als diese nicht mit kirchlichen Gesetzen im Widerspruch stehen. **Grundsätzlich** wird also auch dem Katholiken Vaterlandsliebe und Unterthanentreue in demselben Maße erschwert, ja unmöglich gemacht, als er ein überzeugungstreuer Sohn seiner Kirche ist.

So steht der Katholizismus grundsätzlich dem Staate gegenüber. Wie stellt er sich in der Wirklichkeit zu demselben?

Zunächst einiges über die Päpste. Gregor VII. thut 1076 den deutschen König Heinrich IV. in den Bann und entbindet seine Unterthanen vom Eide der Treue. Innocenz III. mischt sich in den Streit zwischen den deutschen Königen Philipp und Otto, und als letzterer ihm entgegentritt, bannt er ihn und bewirkt seine Absetzung 1210. Bonifaz VIII. entbindet 1302 die Franzosen vom Eide der Treue, den sie Philipp dem Schönen geschworen. Alexander VI., gestorben 1503, trägt kein Bedenken, mit dem Erbfeind der Christen, dem Türken, sich gegen den „allerchristlichsten König" (von Frankreich) zu verbünden. Pius V. (von 1566 bis 1572) spricht das

Absetzungsurteil über die Königin Elisabeth von England aus und droht dem deutschen Kaiser Maximilian dasselbe an, wenn — er den Protestanten Religionsfreiheit gewährte. Innocenz X. erklärt den westfälischen Frieden, der bekanntlich den Protestanten diese Religionsfreiheit zusprach, für „null und nichtig, kraftlos, ungerecht, unbillig, verdammt, verworfen, eitel und ohne allen Einfluß auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft". Pius IX. bezeichnet 1868 das österreichische Staatsgrundgesetz von 1867, sowie das Gesetz über die Ehe mit allen ihren Folgen für abscheulich und wirkungslos — und Leo XIII., der Friedenspapst? Nach einem Paragraphen des unfehlbaren Syllabus vom Jahre 1864 hat der Papst das Recht, zu intervenieren und fremde Intervention anzurufen, sobald es ihm notwendig erscheint. Kraft dieses Rechts fordert Leo in einem besonderen Breve im Jahre 1888 die Katholiken Deutschlands zu zahlreichem Besuch der Freiburger Katholikenversammlung auf. Der Papst kannte das Programm. Es versprach eine Erklärung zugunsten der Wiederherstellung des Kirchenstaates. Für das jetzige Italien wäre dieselbe gleichbedeutend mit seinem Ruin. Zugleich ist Italien seit einigen Jahren mit Deutschland verbündet. Jenes Breve versucht also Deutschland gegen seinen Bundesgenossen aufzuwiegeln! Und alle die seitdem erfolgten zahllosen Kundgebungen deutscher und österreichischer Katholiken-Versammlungen gegen das verbündete Italien und für den römischen Papst — auf dem diesjährigen zweiten allgemeinen österreichischen Katholikentag forderte sogar ein ehemaliger preußischer Gardelieut. Rochus von Rochow auf, „unsere Armeen gegen das räuberische Italien marschieren zu lassen" *) — wir meinen, alles das beweist vonseiten solcher Schreier das genaue Gegenteil von Vaterlandsliebe, weil es geeignet ist, dem Vaterlande einen wertvollen Verbündeten zu entfremden.

Der Papst selbst kann Italien das Unrecht seines „Raubes" nicht vergessen. In der Ansprache vom 30. Juni 1889 an die Kardinäle thut der heilige Vater „die Errichtung

*) Vergl. deutsch-evang. Blätter von 1889, Heft 6, S. 430.

des Giordano Bruno-Denkmals der ganzen katholischen Welt als eine gottesräuberische That voll Trauer und Empörung kund", er beschuldigt darin die italienische Regierung nicht bloß, daß sie dies Werk „reichlich und öffentlich begünstigt", sondern daß sie es auch an Ungerechtigkeiten und den schwersten Schmähungen gegen den römischen Oberpriester nicht habe fehlen lassen, und — er fordert die Bischöfe von ganz Italien auf, „darin zu wetteifern, daß sie dem Volke eröffnen und klarlegen, welche ungerechten und boshaften Einrichtungen von den Feinden der Religion und des Vaterlandes (hauptsächlich also von der Regierung) zur Durchführung ihrer Pläne (nämlich Ausrottung des katholischen Glaubens überhaupt) getroffen werden".*) Der Papst wiegelt also in der denkbar klarsten Weise das italienische Volk gegen seine Regierung auf!

Noch ein Beispiel aus Deutschland.**) In Bayern besteht das königliche Placet zu Recht, d. h. jede kirchliche Bestimmung oder Gesetzgebung bedarf zu ihrer Verbindlichkeit der ausdrücklichen königlichen Genehmigung. Nun reichen die bayerischen Bischöfe bei der Regierung verschiedene Anträge auf Gewährung von diesen und jenen Rechten ein. Die Regierung gewährt manche, manche nicht. Darauf erklärt der Papst: Das ministerielle Schreiben enthalte Stellen, welche sich mit der Ehre der Katholiken nicht vertrügen. Die Entscheidung des heiligen Stuhles erleide darum keine Einbuße, weil das Placet nicht erteilt worden sei. Das Oberhaupt der Kirche nimmt also das Recht für sich in Anspruch, seine Verordnungen auch gegen das ausdrückliche Verbot der Staatsregierung durchzuführen und erweckt bei den katholischen Unterthanen Mißtrauen gegen die von Gott verordnete Obrigkeit, welche dieselben nicht nur in ihren Rechten sondern auch in ihrer Ehre kränke!

*) Kath. Neißer Zeitung vom 6. Juli 1889.

**) Deutsch-evang. Blätter 1889, Juniheft, S. 429 f.

Wir kommen zu den Herren Bischöfen und Erzbischöfen. Nur einige Thatsachen. Eine aus der Vergangenheit. Als der französische König Ludwig XIV. im Jahre 1681 Straßburg erobert hatte, begrüßte ihn beim Einzug der deutsche Fürstbischof Egon von Fürstenberg mit dem ebenso gotteslästerlichen wie vaterlandsverräterischen Wort: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen. — 200 Jahre später. Kaiser Wilhelm I. ist tot. Von den Thürmen läuten die Glocken die schmerzliche Kunde in's Land. In den allerorten überfüllten Kirchen sammelt sich das treue Volk um das Bild seines treuen Kaisers. In Freiburg aber untersagt Erzbischof Roos die Abhaltung eines Trauergottesdienstes für den protestantischen Kaiser, er gestattet nur die Abkündigung seines Todes und die Absingung eines Psalms! Und in Posen muß Erzbischof Dinder seine widerspenstigen Dekane darüber belehren, daß das Läuten beim Tode des Landesherrn durch das allgemeine Landrecht vorgeschrieben sei.*)

Hören wir endlich einige Stimmen der Presse. Zunächst derjenigen, welche auf Wissenschaftlichkeit oder doch Anständigkeit Anspruch erhebt. In den historisch-politischen Blättern der Görresgesellschaft, der wissenschaftlichen Zeitschrift des ultramontanen Katholizismus findet sich folgende Ausführung: „An demselben Tage, wo der moderne Staat wie die Napoleonssäule unter den Keulenschlägen der Kommune zusammenbricht, wird die soziale Macht des Katholizismus sich entfalten. Derselbe Glockenschlag, der die Todesstunde des modernen Staates verkündet, wird zum Festgeläute der Freiheit der katholischen Völker. Denn in demselben Augenblick sind die Fesseln zerbrochen, die sie bis dahin zur politischen Machtlosigkeit verdammten.“ — Der bekannte Reichstagsabgeordnete Majunke schreibt in seinem Buch „Das evangelische Kaisertum“: „Das deutsche Reich wurde nur begründet, um den Protestantismus zur herrschenden Religion zu machen

*) Deutsch-evang. Blätter von 1888, Heft 5, Seite 366.

und in Deutschland daneben keine zweite Konfession zu dulden. Wäre die politische Einigung nicht ein bloßer Vorwand gewesen . . . warum hat man dann gerade die Hohenzollern zu Trägern des Kaisertums ersehen? Lagen da die Habsburger nicht näher?" — Das Programm der Gebetsvereine in Oesterreich und Deutschland für 1888*) endlich schreibt für 5 Monate Gebete für den Kaiser von Oesterreich, für das Haus Habsburg vor, des deutschen Kaisers gedenken diese Vereine in ihren Gebeten nicht, dafür aber beten sie fleißig um „ein Einlenken der weltlichen Macht in ein förderliches Verhältnis zur Kirche, um Wiederherstellung des Kirchenstaates, um Verhinderung eines protestantischen Kirchbaues in einer katholischen Stadt, um volle Unterrichtsfreiheit ꝛc." Wir meinen: Wer Augen hat zu sehen, der sehe, was für Gedanken diese Herren über unsern König, über unsere heutige aus der Reformation geborene Staatsverfassung hegen!**)

Die Presse niederer Art, die Kaplansblätter, reden noch eine — deutlichere Sprache. In den „Weckstimmen für das deutsche Volk", welche in einem Wallfahrtsort bei Neisse verteilt sind, handelt ein Kapitel von den Träumen des „deutschen Michel". Unter diesen Träumen stehe obenan der Traum von der deutschen Einigkeit. Ob dieselben „von überfülltem Magen oder von zu stark erhitzter Phantasie herkommen" vermag der Schreiber nicht zu entscheiden, „von Gott aber

*) Deutsch-evang. Blätter von 1888, Heft 10, Seite 723.

**) In Kreisen, denen man einige Sachkenntnis zutrauen darf, spricht man sogar davon, daß die römische Kurie das Ihrige gethan habe, Frankreich zum Kriege gegen Preußen und Deutschland zu bewegen. Leider nur gingen die Hoffnungen, die preußische protestantische Macht gebrochen zu sehen, vollständig in die Brüche! Vergl. die Bemerkung Friedrichs, Tagebuch S. 375: „Man munkelt von einem Einverständnisse der Kurie und der Jesuiten mit den Tuilerien" und die Aussage Kaiser Friedrichs (Tagebuch, Rundschau von 1888, Seite 9: „Sehr bemerkenswert ist, daß die Katholiken im Elsaß schon lange davon redeten, es werde noch in diesem Jahre zum Kriege kommen, der sich nach Deutschlands Niederlage gegen den Protestantismus wenden würde. Diese Aeußerungen wiederholten sich täglich allerorten."

scheinen diese Träume nicht zu sein, weil sie den klaren Worten und Anordnungen Gottes geradezu widersprechen". Dann heißt es inbezug auf den Krieg von 1866: „Höre, deutscher Michel, deine Kinder haben Streit unter einander angefangen, blutigen Streit. Der mit der Pickelhaube fiel über den anderen mit dem Czako her und schlug ihn halb tot. Das hast du geschehen lassen, deutscher Michel, ist das recht? — — Das Unglück dabei ist, daß jene Pickelhaube ein Haupt trägt, das Protestant und Freimaurer ist".*) An solcher Verhöhnung unseres Königs und Herrn sollen sich die Wallfahrer erbauen!

Noch stärker ist das, was ein katholisches Blatt in Meran, der Burggräfler im Jahre 1888 zum Regierungsantritt Kaiser Friedrichs schrieb. Nachdem er in einer geradezu empörenden Weise den körperlichen Zustand des unglücklichen Fürsten beschrieben, fährt er also fort: „Ist doch Kaiser Friedrich gleich seinem Vater Freimaurer, und ein richtiger Freimaurer, ein treuer Anhänger jener geheimen Sekte, die ihr Werk damit krönen will, mit den Gedärmen des letzten Priesters den letzten König aufzuhängen, verdient in seinen Versprechungen, mögen sie auch noch so feierlich gemacht worden sein, vonseiten der Katholiken kein Vertrauen." **)

Den Reigen schließe ein Gedicht. Es steht in den „Erholungsstunden" von 1888, Beilage zur Eichsfeldia, ist überschrieben „Der sonderbare Heilige" und lautet:

Es dauerte Sankt Sedans Ruhm
Kaum leider ein Dezennium,
Denn seit die Einigkeit entflohn,
Fiel auch der Einigkeitspatron.
Nur noch in Schul- und Kinderstuben
Erbaut er jetzt die deutschen Buben
Und lebt dort als Staatspensionär
Und wunderlicher Heiliger.***)

---

*) Deutsch-evang. Blätter von 1886, Heft 11, Seite 788 f.
**) Kirchl. Korrespondenz vom Mai 1888.
***) Deutsch-evang. Blätter von 1889, Heft VII, Seite 469 f.

Die Verse sind einigermaßen heiter, nur beweisen sie zu gleicher Zeit, daß es solchen „Dichtern von Gottes Gnaden" an allem und jedem Patriotismus gebricht, und daß sie dafür Meister in der beneidenswerten Kunst sind, dem Volk seine Vaterlandsliebe zu verhöhnen. Uns dünkt, auch dem blödesten Auge müßte es einleuchten, welches Bekenntnis der Staat um seinerselbst willen zu segnen und zu pflegen Anlaß hätte, dasjenige jedenfalls **nicht**, welches die Lebensbedingungen des Staates verkannt oder gar verhöhnt.

Wir kommen zum Letzten.

Wie stellt sich Protestantismus und Katholizismus zur geistigen Bildung und Weiterentwicklung des Volkes?

Der evangelische Glaube als die unmittelbarste Verbinduug des Menschenherzens mit Gott macht eben damit den Menschen seines Gottes, seines Heiles, des ewigen Lebens gewiß, und indem er ihn so auf einen schlechterdings unerschütterlichen Grund stellt, giebt er ihm zugleich die Freiheit, alles zu durchforschen, auch die Tiefen der Gottheit, alles zu prüfen und das Beste zu behalten. Auch die Denkfreiheit und was damit zusammenhängt verdankt unser Volk im letzten Grunde der Reformation. Gewiß, auch für das evangelische Bewußtsein giebt es Gedanken, Lehren, Schriften, welche eben die unmittelbare Hingabe des Menschenherzens an seinen Gott und Heiland erschweren oder gar unmöglich machen. Aber protestieren dürfen wir Protestanten gegen solche widerchristliche Weisheit nur mit dem Wort der Wahrheit und der Liebe. Die Waffen unserer Ritterschaft seien allezeit geistlich! Geist wird nur durch Geist, Irrtum nur durch Wahrheit überwunden. Obendrein ist es immer gut evangelisch gewesen, den Irrtum von dem Irrenden wohl zu unterscheiden. — Gewiß, als evangelische Christen glauben wir, ja wir hören auf, evangelische Christen zu sein, wenn wir nicht glauben, „daß die Bücher der heiligen Schrift und nur sie allein Zeugnis für das wahrhaftige Christentum geben, und daß sie, wie keine anderen Bücher, mit der Kraft göttlichen Geistes

die Herzen erfassen, läutern und bekehren können."*) Dennoch wissen wir auch, daß zum Christentum nicht der Glaube an den Buchstaben der heiligen Schrift gehört, sondern daß das Christentum in dem geist- und lebensvollen Glauben an den Herrn Christus besteht, in dem Bekenntnis: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Ja es ist das Vertrauen der Reformatoren zu der sieghaften Macht der Wahrheit, zu der bewahrenden Kraft persönlichen Herzensglaubens ein so felsenfestes gewesen, daß sie den einzelnen Christen nicht nur ermächtigen, selbständig in der heiligen Schrift zu forschen, was auch das Ergebnis seiner Forschung werden möge, sondern daß sie ihn sogar, wenigstens durch ihre praktische Schriftbehandlung, ermächtigen, in der heiligen Schrift zwischen Gotteswort und Menschenwort zu unterscheiden. Was Christum nicht treibet, sagt Luther, d. h., was Ihn verdunkelt, Ihn nicht in's Herz prägt, mit seinem Wort und Geist unvereinbar ist, das ist nicht apostolisch, ob es gleich Paulus oder Petrus geschrieben haben. — Und endlich. Wir Kinder der Reformation verachten keineswegs die Lehre der Kirche, „die Tradition", wir ehren der Kirche tausendjährige Arbeit, wir achten ihre Bekenntnisse; aber wir wissen auch, daß die Wahrheit nicht in Paragraphen ausgeprägt, noch in die Schläuche kirchlicher Bekenntnisschriften hineingegossen, vom Himmel auf die Erde herniedergekommen ist, sondern daß sie im Ringen des Geistes und der Geister immer klarer und wahrer errungen werden muß. Darum, glauben wir, thut auch die Theologie keine Sünde, sondern sie erfüllt eine heilige Pflicht, wenn sie aus dem Bergesschacht heiliger Schrift das Gold der Wahrheit immer reiner hervorzugraben trachtet, dasselbe von den bei der bisherigen Prägung ihm immer noch anhaftenden Schlacken zu befreien sucht. Es mag die evangelische Kirche sich den Fortschritten der Bildung und Wissenschaft oft unnötig feindlich gegenübergestellt haben, ja wir wissen:

*) H. Schultz, „Die Stellung des christlichen Glaubens zur heiligen Schrift", Seite 4.

man wird von mancher Seite einfach als ungläubig gescholten, wenn man die Grundsätze der Reformation in dem Umfange geltend macht, wie diese Ausführungen es gethan. Aber der Protestantismus fordert und pflegt wissenschaftliche Forschung in jeglicher Form und auf jegliche Weise, solange sie nur das Heiligtum des persönlichen Glaubens unangetastet läßt. Thatsächlich sind denn auch seit den Tagen Luthers fast alle großen Denker und Dichter, Philosophen und Staatsmänner des deutschen Volkes Protestanten! Daß in kultureller Beziehung überhaupt der evangelische Teil unseres Vaterlandes den Vergleich mit dem katholischen wahrlich nicht zu scheuen braucht, sahen wir schon.

Der Katholizismus steht eben der Kultur grundsätzlich anders gegenüber als der Protestantismus. Jenem ist der Glaube bedingungslose Unterordnung des Verstandes (und Willens) unter den höheren Verstand (und Willen) der Kirche. Damit ist Geistesfreiheit grundsätzlich ausgeschlossen. Und so ist vom katholischen Standpunkte aus schlechterdings nichts dagegen einzuwenden, daß die Gewissens-, Denk- und Preßfreiheit von Papst Gregor XVI. als Wahnsinn bezeichnet, von Pius IX. verflucht ist. Ist die Kirche, wofür die römische Kirche sich ausgiebt, unfehlbar, dann hat ja der Einzelne nichts Besseres zu thun, als ihr das unbedingte Opfer seines Verstandes zu bringen, dann aber kann auch die Aufgabe der Wissenschaft nur die sein, die Lehren und die Einrichtungen der Kirche als unfehlbare zu erweisen und alle entgegenstehenden Lehren und Thatsachen als irrige bezw. unvollkommene und böse darzuthun. Thatsächlich ist denn auch in der katholischen Kirche vielfach für alle und jede wissenschaftliche Arbeit die unheimliche Losung ausgegeben: Das Dogma muß die Geschichte überwinden!*)

Zur Erklärung dieses Grundsatzes diene Folgendes: In den Anmerkungen zu dem von der römischen Kurie den Bischöfen in Rom vorgelegten Schema von der Unfehlbarkeit

*) Vergl. Friedrich, Tagebuch Seite 81.

wird zunächst die Lehre von der Unfehlbarkeit der römischen Oberpriester als eine ausnahmslose, göttlich enthüllte Wahrheit dargethan oder angenommen, dann heißt es in wörtlicher Uebersetzung weiter: „Es kann diese also unmöglich aus irgendwelchen Thatsachen der Geschichte als falsch bewiesen werden, sondern wenn jener irgendwelche geschichtliche Thatsachen entgegengehalten werden, so sind diese sicherlich, soweit sie widersprechend erscheinen, für falsch zu halten." *) Und in den historisch-politischen Jahrbüchern der Görres-Gesellschaft **) wird es als unerläßliche Bedingung wahrer Wissenschaftlichkeit bezeichnet, daß der Forscher unentwegt auf dem Grunde der römischen Kirchenlehre stehe und hiernach die Ereignisse beurteile.

Diese Grundsätze stehen nicht bloß auf dem Papier. Sie werden heute von der gesamten römisch-katholischen „Wissenschaft" nur allzutreulich befolgt. Auf dem Gebiete der Geschichte hat Janssen und die große Menge seiner Nachbeter und Abschreiber vermöge einer für jedes ehrliche Denken geradezu aufregenden Beleuchtung und Verdrehung der Thatsachen den Beweis unternommen, daß nicht nur Luther der verkommenste Hallunke gewesen sei, den je die Sonne beschienen, sondern daß überhaupt in jeder Beziehung vor der Reformation wundervolle Zustände in deutschen Landen geherrscht hätten, und daß erst durch die Reformation der Himmel in die Hölle verwandelt sei; selbst die deutsche Sprache ist durch Luther verdorben, behauptet der böhmische Geistliche Vincenz Hazak „auf Grund jahrelangen Studiums!" Janssens Partner auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte sind die Jesuiten Baumgartner, Sebastian Brunner mit seinen „Hau- und Bausteinen zu einer Litteraturgeschichte des deutschen Volkes" und neuerdings Norrenberg in seiner „Allgemeinen Geschichte der Litteratur". Nur einige Sätze aus den Werken der beiden letzten Schriftsteller! Brunner spricht von „Gleim, Voß und Kompagnie" als von Leuten, die „doch so ziemlich

*) Friedrich, Tagebuch während des Vatik. Konzils, Seite 81.

**) III. 4. 707.

an der Schwelle eines Beobachtungszimmers in einem Irrenhause standen".*) Norrenberg weiß unter allen großen Dichtern der Neuzeit nur einen von Herzen zu loben, „eine der liebenswürdigsten Erscheinungen der Litteraturgeschichte, einen adeligen Charakter im vollsten Sinne des Wortes" und wer ist das? — der zum Katholizismus übergetretene Dichterling Stolberg! Viel Anerkennung verdienen nach Herrn Norrenberg außer der auch uns rühmlich bekannten Luise Hensel noch die Katholiken Zacharias Werner und Georg Friedrich von Daumer. Ist es lediglich Mangel an Bildung, daß uns diese beiden letzten Dichter nicht allzu bekannt sind? Dagegen kann sich Herr Norrenberg „für die Jugend keine entnervendere Lektüre" denken als — — ja als Hermann und Dorothea!! Dem bösen Schiller aber hat es „an dem guten Willen gefehlt, zur Wahrheit durchzudringen", und „die besten geistlichen Liederdichter des protestantischen Nordens waren zumeist mächtige Trinker!" **)

Je umfassender das Wissen, je tiefer die Studien der Herren sind, desto geistvoller werden natürlich ihre Entdeckungen. Ein Herr Necom hat die Entdeckung gemacht, daß an dem Umsichgreifen der Sozialdemokratie in unseren Tagen Lessing, Goethe, Schiller, Jean Paul Schuld seien, weil — nun weil die Helden ihrer Stücke, gewöhnlich den oberen Zehntausend angehörig, nicht geradezu Tugendmuster wären, dadurch würde bei der Menge „Mißtrauen gegen die höheren Stände und Lebenskreise" erweckt.***) Und ein Herr Dicks entrüstet sich darüber, daß Georg Ebers in Serapis die Bestrafung eines Diakonen, welcher eine heimatlose Arianerin bei sich aufge-

---

*) In entsprechender Weise wird Vossen's Luise von dem Bischof Haffner von Mainz „die so widerlich verschmalzte und verzuckerte Pfarrhausidylle genannt". (Kirchl. Korresp.)

**) Vergl. den Aufsatz von Dr. R. Weitbrecht: „Ultramontane Litteraturmißhandlung" in den deutsch-evangel. Blättern von 1889, Seite 443 ff.

***) Kath. Bewegung in unseren Tagen, Jahrg. XX, S. 119 ff., 169 ff. Vergl. den Aufsatz Weitbrechts.

nommen, gefühllos nennt. Wie konnte es Ebers auch nur wagen, den hochwürdigsten Herrn Bischof wegen solcher Bestrafung zu tadeln? Die Arianerin ist ja eine Ketzerin! Die hat ja auf irgendwie menschliche Behandlung kein Anrecht!

Es fehlt hier am Raum, näher auf dergleichen — ja wie sollen wir sagen: lustige oder traurige? — Dinge einzugehen; aber es kann nicht dringend genug empfohlen werden, eine oder die andere folgender Schriften zu lesen: Warneck's protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission, oder — wem dies Werk zu ausführlich — die Flugschriften des Evang. Bundes No. 14, 17, 25, ebenfalls von Dr. Warneck, oder das Schriftchen von Dr. Weitbrecht: „Die deutsche Litteratur in römischer Beleuchtung", oder endlich eine Schrift von Dr. Carl Fey: „Vatikanische Wissenschaft". Man lese nur eine dieser Schriften und man wird zugestehen müssen: Die katholische Presse macht einen furchtbaren Ernst mit der ausgegebenen Losung: „Durchdringung des modernen Lebens mit den Prinzipien des katholischen Glaubens und der katholischen Sitte". Was katholischen Ursprungs ist, sagen die Herren, das ist edel und tüchtig, was aber evangelisch ist, das brauchen wir nicht zu lesen, ja wir dürfen solche Bücher gar nicht in die Hand nehmen, um uns nicht zu besudeln!*) Ob eine solche Auffassung möglich und haltbar ist, ohne die Thatsachen zu verdrehen, ja geradezu zu fälschen, das macht den Herren nichts, wenn nur der Zweck erreicht wird, den Protestantismus in allen seinen Formen und in allen seinen Gliedern als eine Macht des Verderbens hinzustellen!

So geberdet sich die katholische Kirche heute mehr und mehr grundsätzlich und thatsächlich als Feindin jeder wahren Wissenschaft, ja jeder geistigen Bildung

*) Auf der Katholikenversammlung in Trier im Jahre 1887 hat Prälat Hülskamp, der Herausgeber eines litterarischen Wegweisers, es offen ausgesprochen: „Um die Litteratur auf altkatholischer — und das heißt zumeist auf antikatholischer, antichristlicher — Seite brauchen wir uns nicht zu kümmern."

und Kultur überhaupt, wenigstens soweit deren Träger und Pioniere die großen Denker und Dichter unseres Volkes aus den letzten vier Jahrhunderten sind!

Noch ein Wort über die Schule, über die Volksschule! Bekanntlich wird die katholische Presse und Kirche nicht müde zu versichern: die Volksschule habe der katholischen Kirche von jeher sehr am Herzen gelegen, von ihr sei sie begründet worden lange vor der Reformation, von ihr sei sie gepflegt worden im Gegensatz zu den Reformatoren, und es sei ein himmelschreiendes Unrecht des Staates, der Kirche als solcher Besitz und Leitung der Volksschule genommen zu haben.*)

In Wahrheit liegt die Sache denn doch ein wenig anders. Das Mittelalter kannte Kloster- und Domschulen und die duideschen scrifscolen. Das waren aber samt und sonders keine Volksschulen, es waren wesentlich Fachschulen zur Vorbereitung auf das geistliche Amt bezw. den Kirchen-

---

*) Siehe Janssen, „Geschichte des deutschen Volkes". Band I, Seite 20. und Bonifaciusbroschüren von 87, Heft 9: Hat die katholische Kirche die Volksbildung vernachlässigt? Diese letztgenannte Broschüre veranschaulicht zugleich die ganze Art ultramontaner Geschichtserzählung und Beweisführung überhaupt. Um ja der Reformation, besonders Dr. Luther, nicht den Ruhm zu lassen, daß sie irgend etwas zur Hebung der Schule gethan, behauptet der Herr Verfasser z. B.: „Luther kam um mehr als 1000 Jahre zu spät, um die Volksschule zu gründen ..... Schon das alte Testament hatte seine Schulen, die Griechen und Römer hatten ihre Schulen, worin die Kinder ähnlich wie bei uns das Lesen, Schreiben, Rechnen und ähnliche Dinge lernten ..... In der christlichen Welt bestanden gleichfalls von Anfang an Schulen, und sowohl Volks- oder Elementarschulen als höhere wissenschaftliche Schulen 2c. 2c." Will der Herr Verfasser in Wahrheit sich und andern einreden, daß die Schulen der Hebräer, der Griechen, der Römer Volksschulen waren? Was ist das für ein eitles Spiel mit Worten! Und wenn die Kirche überall „neben der Predigt ihre erste Thätigkeit darauf richtet, Schulen zu errichten", wozu bedarf's dann aller jener, in der Broschüre genannten, fortgehenden Ermunterungen vonseiten der Päpste und Konzilien dazu? Gewiß haben einzelne katholische Männer, Geistliche und Laien, von jeher der Sache des Jugendunterrichts sich warm angenommen, aber die Volksschule haben sie nicht zu gründen vermocht.

dienst*), oder den bürgerlichen Beruf, besonders den kaufmännischen. Die Volksschule mit ihrer allgemeinen Schulpflicht und ihrer Leitung durch einen besonderen Lehrerstand ist weder von der katholischen noch von der evangelischen Kirche, sie ist von dem preußischen Staate, von dem Könige Friedrich Wilhelm I. begründet worden.

Dennoch ist die geistige Mutter der Volksschule die Reformation. Durch die Lehre vom allgemeinen Priestertum hat sie das Recht der einzelnen Persönlichkeit und damit das Anrecht jeder einzelnen Persönlichkeit auf Ausbildung der in sie von Gott gelegten natürlichen Kräfte und damit die grundsätzliche Notwendigkeit der Volksschule erwiesen; und nur da, wo man die Ausbildung der Persönlichkeit, des Charakters als Hauptziel der Erziehung und des Unterrichts in der Schule in's Auge faßt und durchzuführen vermag, d. h. nur unter der Herrschaft evangelischen Geistes kann grundsätzlich die Volksschule gedeihen. Ferner haben thatsächlich die Reformatoren, namentlich Luther, nicht nur die Begründung von Volksschulen auf's Eindringlichste gefordert und selber angestrebt, sondern sie haben auch mit der deutschen Sprache, der deutschen Bibel, dem deutschen Katechismus, den deutschen Liedern Bildungsmittel von ganz unschätzbarem

*) Vergl. das Schreiben des Erzbischofs Philipp II. von Köln (1500 bis 1515) an den Klerus der Diözese Minden, aus dem sogar hervorgeht, daß wenigstens dieser mächtige Kirchenfürst der Einrichtung von Volksschulen prinzipiell feindlich gegenüberstand: „Von vielen Seiten und in glaubwürdigster Weise haben wir erfahren, daß im Bistum Minden von altersher die löbliche und vernünftige Gewohnheit bestanden habe und als Recht beobachtet sei, daß niemand, weder ein Hoher noch ein Geringer, an irgend einem Orte eine Knabenschule eröffnen dürfe, außer an einem solchen Orte, an dem sich eine Stiftskirche befindet. (Also der Hauptzweck solcher Schulen war doch wohl, die Knaben für den Kirchendienst auszubilden und zu verwenden!) Jetzt aber, hören wir, hat sich frevelhafte Kühnheit vermessen, im Gegensatz zu dieser guten Gewohnheit und diesem geschriebenen Recht an allen möglichen Orten Schulen einzurichten und weil das gegen Vernunft und Recht geschieht, verbieten wir dies bei Strafe des Bannes." (Kirchl. Korrespond. von 1888, Nr. 10.)

Werte geschaffen, Bildungsmittel, ohne welche die Volksschule gar nicht hätte in's Leben gerufen werden können. Sodann sind seit den Tagen der Reformation und namentlich seit Entstehung der Volksschule die Bahnbrecher auf diesem Gebiete wie auf den meisten anderen geistigen Gebieten fast alle evangelischen Bekenntnisses. Endlich hat die katholische Kirche als solche in den Ländern, wo sie zu Hause und unbeaufsichtigt und nicht durch den Protestantismus zu gleicher Arbeit gezwungen ist, den Jugendunterricht wie die ganze geistige Bildung des Volkes überhaupt in unverantwortlicher Weise vernachlässigt, ja verhindert. Zwei Beispiele: In Sicilien konnten nach einer zuverlässigen Mitteilung vom Jahre 1887*) achtzig Prozent der Bevölkerung weder lesen noch schreiben. Und als im Jahre 1873 die neue italienische Regierung statistische Erhebungen anstellte, da mußten in Rom trotz des Papstes und trotz aller hundert Priester von 12000 Zeugen 10904 sich des Schreibens unkundig erklären!!**)

Die evangelische Kirche braucht wahrlich auch auf diesem Gebiete den Vergleich mit der katholischen nicht zu scheuen.

Wir sind am Ende. Im März 1886 legte der bisherige Leiter des deutschen Adelsblattes, ein Freiherr v. Roëlle die Leitung mit folgendem Abschiedswort nieder: „Mit einem solchen Felsen

---

*) Gustav-Adolf-Blätter von 1888, Heft 1, Seite 8.

**) Kirchl. Korresp. vom Oktober 1889. Vergl. dazu Friedrich, Tagebuch während des Vat. Konz., Seite 247: „Lesen und Schreiben ist im (ital.) Volk wenig verbreitet, weil der Volksunterricht entweder gar nicht oder in mangelhafter Weise gepflegt wird", und Seite 321, 322: „Ein hoher römischer Geistlicher fragte ein intelligend aussehendes Mädchen von ca. 12 Jahren, das sich unbekümmert vor ihn stellte, auch nur die einfachsten Fragen über Religion, welche bei uns die Mütter ihren Kindern längst vor der Schulzeit beizubringen pflegen. Die konstante Antwort war: ich habe keinen Katechismus. Daß es nicht lesen konnte, daran dachte das arme Kind nicht, und der Abgang eines Lehrers kam ihm auch nicht in den Sinn. Ist denn aber eine solche Verwahrlosung der Jugend in einem Priesterstaate, in dem Tausende faullerzender Geistlicher herumlungern, nicht geradezu himmelschreiend?"

der Autorität, wie es die katholische Kirche ist, über größere oder kleinere Zugeständnisse zu unterhandeln, hat für mich etwas Befremdendes. Was Deutschland bedarf, ist eine enge, auf gemeinsamen Interessen beruhende Freundschaft mit dem Papsttum. Das einzig natürliche europäische Bündnis ist für das nächste Jahrhundert das der Hohenzollern mit dem Papsttum, weil beide zurzeit und für lange hinaus die einzigen Träger wirklicher Autorität sind." —

Nach den obigen Ausführungen glauben wir ein Recht zu der Mahnung zu besitzen: Wer da will, daß unser Volk von furchtbarer Priesterherrschaft an Leib und Seele geknechtet wird, der folge dem Rate dieses Freiherrn und suche die Freundschaft des Papstes! Wer aber will, daß unser liebes deutsches Volk seine heiligsten ihm von Gott geschenkten Güter behalte, seine gesunde Herzensfrömmigkeit und den innigen Frieden seiner Häuser, seinen arbeitsamen und doch geistesmächtigen Sinn, seinen Glauben und seine Ehrlichkeit und seine Treue, der gelobe mit Herz und Mund: Das Evangelium und das deutsche Volk! Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden! Auch der Papst nicht! Das Evangelium für das deutsche Volk!

Buchdruckerei Greiner & Ungeheuer, Ludwigsburg.

II. Reihe (Heft 13 bis 24) zusammengenommen 2 Mk.

13. (II. Reihe, 1) Der Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Sittlichkeit, gemeinverständlich dargestellt von Lic. Dr. Gustav Schulze, Pastor an der Michaeliskirche in Erfurt. (30 Pfg.) 14. (II. Reihe, 2) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. I. Die römische Feindschaft wider die evangelische Kirche. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 15. (II Reihe, 3) Die Behandlung der sozialen Frage auf evangelischer Seite. Ein Bitt- und Mahnwort. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (20 Pfg.) 16. (II. Reihe, 4) Piedegrotta. Ein Nachtbild aus dem religiösen Leben Süditaliens. Von Th Trede, Pfarrer in Neapel. (15 Pfg.) 17. (II. Reihe, 5) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. II. Das römische Christentum. Von D. G. Warneck. (35 Pfg.) 18. (II. Reihe, 6) Der Verband kaufmännischer Kongregationen und kath.-kaufm. Vereine Deutschlands und eine „öffentliche Aufforderung“ der „Germania“. Zwei Nachspiele der Thümmel'schen Religionsprozesse. Zur Kennzeichnung neujesuitischer Polemik herausgegeben von D. Fr. Nippold, Professor der Theologie in Jena. (30 Pfg.) 19. (II. Reihe, 7) Was würde uns ein vollständiger Sieg Roms kosten? Von G. Blume in Köthen (Anhalt). (25 Pfg.) 20. (II. Reihe, 8) In der Rüstkammer. Von Brüggemann, Pfarrer in Kettwig. (15 Pfg.) 21. (II. Reihe, 9) Die soziale Organisation des römischen Katholizismus in Deutschland. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (25 Pfg.) 22. (II. Reihe, 10) Luther vor und in seinen Thesen. Von Dr. G. Weicker, Gymnasial-Direktor in Stettin. (10 Pfg.) 23. (II. Reihe, 11) Aus der Duisburger II. Generalversammlung des Evangelischen Bundes. (25 Pfg.) 24. (II. Reihe, 12) Der Evangelische Bund und die Toleranz von Lic. Dr. Thönes, evangel. Pfarrer zu Lennep und z. Z. Vorsitzenden des Vorstandes des Rhein. Hauptvereins des Evangel. Bundes. (25 Pfg.)

III. Reihe (Heft 25 bis 36) Abonnementspreis 2 Mk.

23. (III. Reihe, 1) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. III. Die römische Geschichtschreibung. Ron D. G. Warneck. (25 Pfg.) 26. (III. Reihe, 2) Luther und Ignatius von Loyola. Von Gymnasial-Dir. Dr. Weicker in Stettin. (10 Pfg.) 27. (III. Reihe, 3) Römische Missionspraxis auf den Karolinen. Von Pastor Fritz Fliedner in Madrid. (15 Pfg.) 28. (III. Reihe, 4) Die römisch-katholischen Ansprüche an die preußische Volksschule. Beleuchtet von Willibald Beyschlag. (20 Pfg.) 29. (III. Reihe, 5) Wundersucht und Wunderscheu. Von Dr. Fr. Danneil, Pastor in Jersleben. (10 Pfg.) 30. III Reihe, 6) Die neueste Antisklavereibewegung und die evangelische Mission in Ostafrika. Von Dr. Bärwinkel, Pfarrer an der Regler Kirche und Vorsitzender des evangelischen Ministeriums in Erfurt. (15 Pfg.) 31. (III. Reihe, 7) Können wir trotz der Kampfesziele unseres Bundes mit den deutschen Katholiken in Frieden leben? Vortrag von Oberlandesgerichtsrat Drache in Naumburg a. S. (15 Pfg.) 32. 33. (III. Reihe, 8, 9.) Die religiöse Erziehung der Kinder nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich und Abänderungsvorschläge. Von R. Drache, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S. (Preis 60 Pfg.) 34. 35. 36. (III. Reihe, 10. 11. 12.) Aus den Verhandlungen der III. General-Versammlung des Evangelischen Bundes zu Eisenach, 30. Sept. bis 3. Okt. 1889. (Preis 20, 25 und 20 Pfg.)

Flugschriften des Evangel. Bundes.

IV. Reihe, H. 1, enth.: Geh. Kirchenrat D. Lipsius. **Unser gemeinsamer Glaubensgrund im Kampf gegen Rom.** Vortrag auf der dritten Generalversammlung des Evangel. Bundes in Eisenach. Preis 20 ₰. (Vergriffen.)

IV. Reihe, Heft 2, enthält: Prof. D. Witte. **Gegen römisch-katholische Wiedertaufe.** 15 Pfg.

IV. Reihe, Heft 3, enthält: Dr. A. Krauß. **Der sittliche Charakter der Jesuiten, eine notwendige Folge ihrer ersten Erziehung.** 20 Pfg.

IV. Reihe, Heft 4, enthält: **Offener Brief an die röm.-kath. Bischöfe und Erzbischöfe im deutschen Reich,** — eine evang. Antwort auf den Fuldaer Hirtenbrief — vom 20. Aug. 1889. Der **Hirtenbrief** ist im Abdruck vorausgeschickt. 40 Pfg.

IV. Reihe, Heft 5, enthält: **Römische Bruderliebe,** — eine Geschichte aus der Reformationszeit. Den Quellen nacherzählt von Gottlob Gutbrod, ev. Pfarrer. 20 Pfg.

Wegweiser zur Seligkeit.

Ein evangelisches Unterrichts- und Erbauungsbuch für alle Stände, enthaltend:

Die christlichen Glaubens- und Sittenlehren

nach Anleit. einiger Hauptbegriffe u. d. gewöhnlichen Episteln u. Evangelien, sowie **Gebete und Gesänge**

auf alle Tage, für Kranke und Bekümmerte und für besondere Gelegenheiten. Zur Wirkung und Förderung christlichen Glaubens dargeboten von **Ewald Dresbach,** Pastor in Halver in Westfalen.

Das Verschwinden der Emma Tacke,

wie es geschah und was es uns lehrt. 3. Auflage.

Preis der 1½ Bog. starken Broschüre nur 10 ₰. Partiepreis nach Uebereinkunft.

Gustav Adolf in Erfurt.

Ein Volksstück in 5 Aufzügen von **Dr. Ottomar Lorenz.**

Preis 40 ₰. Bei Massenbezug tritt Partiepreis ein.

Die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche gegenüber Rom.

Von Sup. **Meyer** in Zwickau i. S.

Herabgef. Preis 15 ₰, von 50 Exemplaren an 10 ₰.

Kalendergeschichten.

Eine neue Volksschrift für 10 Pf. Von 100 Stück an für 5 Pf.

Die Papstkirche.

4 Hefte Oktav, jedes Heft hat ca. 40 Seiten.

Preis 10 ₰, bei Massenbezug 5 ₰.

Druck von Greiner & Ungeheuer in Ludwigsburg.

Flugschriften
des
Evangelischen Bundes.
Herausgeber: Prof. D. Leop. Witte in Pforta.

44.

(IV. Reihe, 8).

Das Martyrium Philipps des Großmütigen in seiner belgischen Haft.

Von

Prof. Dr. Schädel,
Offenbach a. M.

Leipzig 1890.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von C. Braun.

Preis 20 Pfennige.

Die Redaktion überläßt die Verantwortung für alle mit Namen erscheinenden Schriften den Herren Verfassern.

Die **Flugschriften des Evangelischen Bundes** erscheinen in **Heften;** 12 Flugschriften bilden eine Reihe.

Man **abonniert** auf die **Reihe von 12 Flugschriften** zum **Pränumerationspreise von 2 Mark** in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verleger.

Jede Flugschrift wird nach wie vor **einzeln** zu dem auf dem Umschlage angegebenen Preise verkauft.

An Vereine und einzelne, welche die Hefte in größerer Zahl verbreiten wollen, liefert die Verlagshandlung bei Bestellung von mindestens 50 Exempl. dieselben zu einem um ein Viertel ermäßigten Preise.

Verzeichnis
der
Flugschriften des Evangelischen Bundes.

I. Reihe (Heft 1—12) zusammengenommen 2 Mk.

1. Der Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen. Seine Berechtigung und seine Aufgaben. Von Dr. Bärwinkel, Pastor in Erfurt. (25 Pfg.) 2. Römische Triumphe. Von Dr. H. Baumgarten, Professor der Geschichte in Straßburg. (20 Pfg.) 3. Die unsichtbare Kirche und Rom. Von Prof. D. L. Witte, geistlicher Inspektor in Pforta. (20 Pfg.) 4. Der Friedensschluß zwischen Deutschland und Rom. Von W. Beyschlag, D. u. Prof. der Theologie in Halle. (20 Pfg.) 5. Ein Streifzug durch die ultramontane Presse. Von Dr. Ottomar Lorenz. (25. Pfg.) 6. Die Möglichkeit eines ehrlichen und gesegneten Zusammenwirkens von kirchlich-konservativen und liberalen Elementen im Evangelischen Bund. Von P. Wurm, Dekan in Blaubeuren. (15 Pfg.) 7. Welche Aufgaben erwachsen dem geistlichen Amte aus der gegenwärtigen Angriffsstellung Roms? Von Prof. D. L. Witte, geistl. Insp. in Pforta. (25 Pfg.) 8. Der Evang. Bund in Frankfurt. I. Predigt, gehalten in der Paulskirche zu Frankfurt a./M. Von K. H. Vieregge, Pfarrer zu Bonn. (10 Pfg.) 9. Der Evang. Bund in Frankfurt. II. Eröffnungsrede bei der öffentlichen Versammlung. Von Graf Wintzingerode-Bodenstein. (10 Pfg.) 10. Der Evangelische Bund in Frankfurt. III. Rede über die Aufgaben und den Charakter des Evangelischen Bundes. Von D. G. Fricke, Geh. Kirchenrat, ord. Prof. der Theol. in Leipzig. (15 Pfg.) 11. Zehn Jahre preußisch-deutscher Kirchenpolitik. Von D. R. A. Lipsius, Geh. Kirchenrat, Professor der Theologie in Jena. (20 Pfg.) 12. Die Reformation und das deutsche Volkstum. Von Julius Werner, Pfarrer in Hohenthurm bei Halle a. S. (20 Pfg.)

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Der Evangelische Bund ist sich bewußt, auch für nationale Interessen zu kämpfen, wenn er für die protestantischen eintritt; ja wir sind nicht nur Patrioten, sondern in gewissem Sinne auch Lokalpatrioten: was unsere hessischen Fürsten für die evangelische Sache gethan haben, das geht uns besonders nahe. Nicht ohne starken Wiederhall ist in konfessionellen Krisen stets das Andenken des großen Landgrafen Philipp des Großen wachgerufen worden, und ihn zu verunglimpfen ist darum eine große Angelegenheit unserer Gegner.

Wir alle kennen ihn als den schlagfertigsten Verteidiger des Evangeliums; als den freudigen d. h. kühnen Landgrafen, wie seine Zeit und er selbst sich nannte; als einen überaus hochgemuten Fürsten, denn das bedeutet sein Beiname. Philipp den Helden nennt ihn Buchs wenig spätere Chronik. Als Jüngling hat er den Ritterkönig Sickingen vernichtet und hat die Bauern niedergeworfen, als Mann hat er zwei Herzogtümer erobert und dem Weltherrscher Kaiser Karl V. die Spitze geboten. Kein Wunder, daß der florentinische Gesandte vom Reichstag über ihn schreibt: zuguterletzt halten ihn diese Deutschen für ihren Gott!

Aber den Mut dieses Helden im Leiden wollen wir heute bewundern: ein viel weniger bekannter Teil seiner Geschichte, der von Fabeln und Sagen vielfach umsponnen scheint, und für den ich an die nur einem einzigen früheren

Forscher, unserem ersten hessischen Geschichtsschreiber Rommel zum Teil bekannten Originalquellen gegangen bin, um einmal den ganzen Grund der Wahrheit zu erfahren. Aber habe ich damit nicht vielleicht eine Arbeit gethan, die in die enge Hütte eines Geschichtsvereines gehört, schwerlich aber in das weite große Haus des Evangelischen Bundes? Nein, die Reformationsgeschichte Deutschlands bietet keine andere Episode, welche die praktische, für jeden irgendwie praktische Lebensregel deutlicher ausspräche:

Kämpfe, und selbst Leiden, um des Evangeliums willen endigen immer in der Glorie eines siegreichen Ausganges.

Der erste Kampf der evangelischen Fürsten gegen Karl V. war gekämpft und verloren; die große Macht der Protestanten war zergangen wie Schnee vor der Glückssonne des Kaisers. Im evangelischen Lager war immer nur einer gewesen, der den Fuchs beißen wollte, der Landgraf; aber der Ballast der Unentschiedenen, der Schwankenden und Zauderer zog ihn hernieder. Doch war er der Letzte, der sich unterwarf. Für einen Vernichtungskampf hätte er noch Mittel in Fülle gehabt; aber um Land und Leute willen dachte er an Unterwerfung. Er wollte seinem Lande die Eroberung sparen. Wenn man bei dem Augenzeugen, dem Pommern Sastrow, die unsagbaren Gräuel liest, die die Spanier damals sogar in Freundesland verübten, dann begreift man das humane Zagen des sonst so schlaglustigen Landgrafen.

Zwei Kurfürsten, sein Schwiegersohn Moritz, der Verräter der evangelischen Sache, und Joachim von Brandenburg schlugen sich ins Mittel, um dem Landgrafen erträgliche Bedingungen zu verschaffen. Nun, sie waren unerträglich genug, diese 22 Artikel, z. B. demütige Abbitte, Entwaffnung des Landes außer einer Festung; Verzicht auf jede politische Rolle; 150000 fl. Straffteuer u. a. m.

In den Artikeln steht voran, daß sich Philipp auf Gnade und Ungnade ergeben müsse. Da er sich hierauf nicht einlassen wollte, erwirkten die beiden Vermittler eine Erklärung von den kaiserlichen Räten, wonach Philipp überhaupt nicht mit Gefängnis beschwert werden solle; jedoch dürfe er davon als kaiserlicher Meinung nichts wissen, sondern es war der Kurfürsten Geheimnis. Darum stellten diese dem Landgrafen nur ihre Bürgschaft dafür aus, daß er nicht gefangen und die Vorstellung zur Abbitte beim Kaiser ihn nicht über 5—6 Tage dort festhalten dürfe. Die Kurfürsten übergaben Philipp und seinem Lande die sog. Obligation, wenn er je beim Kaiser sonst festgehalten würde, sich, dazu von Philipps Familie eingemahnt, selbst in Kassel gefangen zu stellen.

So gedeckt ritt Philipp nach Halle zum Kaiser, — und das Unerhörte geschah, er wurde 19. Juni 1547 in Herzog Albas Zimmer gefangen genommen und gefangen gehalten.

Die herkömmliche Legende darüber, wie der Betrug gespielt wurde, ist nicht erst von Ranke widerlegt, sondern schon vor 1½ Jahrhunderten von hessischen Geschichtsschreibern. Diese Legende lautet: die kaiserlichen Räte hätten dem Kurfürsten ein Dokument vorgelegt, worin Philipp gegen einiges, d. h. gegen irgend welches Gefängnis gedeckt ward, und hätten es dann durch eine Schriftfälschung in eine bloße Versicherung gegen ewiges Gefängnis vertauscht. Daß es so war, glaubte man Jahrhunderte lang in Deutschland. Im Darmstädter Archiv ist ein Brief Friedrich V., des Winterkönigs, worin er sich darauf bezieht. Und doch ists nicht so: in mündlichen Verhandlungen haben die Räte diesen Trug gespielt, aber auf dem Papiere nicht. Nirgends geben Philipps zahllose Briefe, der sich immer schmählich betrogen nennt, für jenes Verfahren einen Anhalt; ebensowenig die Erklärungen der betrogenen Kurfürsten.

Der Kaiser selbst war bei dem schändlichen Betrug außen gelassen; er konnte stets versichern, er habe Philipp

fangen wollen, so gewunden und geschraubt auch in diesem Punkte die Briefe an seinen Bruder Ferdinand sind; und doch bekleibt an seiner Ehre ein schwerer Makel. Als er den Landgrafen in der Falle sah, bot er ihm wohl an, die Verhandlungen neu zu beginnen — aber er versagte dafür freies Geleit; und hätte dem scharfsinnigen Karl sich verborgen, was Philipp ihm vom ersten Tage an entgegenhielt, daß alle Artikel der Kapitulation einen freien Landgrafen, keinen gefangenen voraussetzten, daß es ausdrücklich darin hieß, wenn Philipp die Artikel nicht hielte, dann und erst dann sollten seine eigenen Leute ihn fangen? Wie rein das Gewissen der Kurfürsten war, sieht man aus der polternden Entrüstung, mit der sie dem abgefeimten kaiserlichen Rat, dem Bischof von Arras, entgegentraten, wie ihm denn Kurfürst Moritz den Kopf hat spalten wollen beim Streite. Aber als es dann an die papierenen Beweise ging — als die mündlichen Verheißungen der Räte verhaucht waren — als der Kaiser mit moralischer Entrüstung jeden Schein des Wortbruches von sich wies, da wurden sie kleinlaut und gestanden: so müsse es ein mündliches Mißverständnis gewesen sein, betonten aber mit ihrem fürstlichen Ehrenwort ihre Schuldlosigkeit. Und später, als Karls Allmacht gebrochen war, da redeten sie deutlicher vom Betrug der Räte. Kurfürst Moritz aber hat hier die Kunst der Täuschung vollends ausgelernt, mit der er Karl hernach stürzte.

Der Landgraf raste gegen die ihm angethane Gewalt: oft sagt er in seinen Briefen, man hätte ihn mit Fäusten aus dem Zimmer Albas wegreißen müssen, hätten ihm die Kurfürsten nicht alsbaldige Erledigung versprochen. Aber der Kaiser scheuchte die Kurfürsten mit der Drohung seiner Ungnade hinweg, und der mächtigste deutsche Fürst wurde von einer Handvoll spanischer Büchsenschützen in schnöder Haft gehalten: nur noch die Ketten fehlten, und die hat ihm sein Wachthauptmann mehrmals angedroht, er wolle ihn

krumm schließen. Mit eingestandener raffinierter Berechnung führte ihn Karl gerade in die Städte, die früher Philipps Größe gesehen hatten: Nürnberg, Donauwörth, Nördlingen, Heilbronn, Schwäbisch Hall, Worms. Zu Speier wurde er unter dem Hohn des katholischen Pöbels mit festgebundenem Schwerte, auf unansehnlichem Pferde zwischen seinen gerüsteten Wächtern wie ein gefangener Mörder dahergeschleppt. Das war aus dem Manne geworden, dem einst Karl V., da er in Augsburg auf riesigem Streitroß trotzig einritt, verwundernd entgegengerufen hatte: wie der Mann, so der Gaul. Das war spanische Treue, das war Worthalten den Ketzern gegenüber!

Noch einen viel tieferen Blick in das Elend der ersten Monate seiner Gefangenschaft lassen uns Philipps eigene Briefe thun, aus denen ich Folgendes heraushebe: „Ich wollte lieber im Thurm sitzen, denn in solcher Beschwerung. Denn die spanischen Wärter, die sich an mich drängen, haben allerlei ekelhafte und ansteckende Krankheiten; sind auch an sich so ekelerregend, daß mirs aufs allerweheste thut. Sitzen Tag und Nacht bei uns, liegen uns schier auf dem Hals. Zur Nacht lassen sie sich nicht genügen, daß sie in der Kammer sind, die Kammer muß des Nachts offen sein: haben ein Gewäsch, daß niemand vor ihnen schlafen kann. Wenn wir schlafen, ziehen sie die Gardine weg“ u. s. w. Massenhaft starben seine Scharwächter an der Pestilenz; im kleinen Nördlingen sind, als er da war, 24 Personen an einem Tage gestorben. Das war der beste Platz, um den Gefährlichen sicher aufzuheben. Es gab wohl nur einen noch sicherern, das Grab, und das war nahebei! Dabei war Philipp leidend: der Fluß (Rheumatismus, Katarrh; hier Halsentzündung) war ihm dermaßen in den Hals gefallen, daß er zu etlichen Malen schier daran erstickt wäre. Und jetzt wurde ihm noch sein Leibarzt entzogen, recht als ob man ihn töten wollte!

Nicht geduldig fügte sich der gewaltige Fürst in diese grausige Not: er hat sich, wie Karl V. selbst schreibt, wie ein Verzweifelter gebärdet, er fleht die Kurfürsten an, ihn „nicht so am Kreuz henken", an Leib und Seele verderben zu lassen, über 20 mal finde ich diese Wendung in seinen Briefen. Mit linden und scharfen Mitteln hat er sich zu befreien versucht. Mit gelinden, indem er, der wider Recht Verhaftete, dem Kaiser dennoch unerhörte Angebote that, wenn er ihn entlasse: zwei Söhne wollte er als Geißel stellen, auch die letzte Festung preisgeben, das Interim im Lande aufrichten, jenen verhaßten Scheinkatholizismus, wobei zwar das Evangelium nicht preisgegeben ward, um deßwillen aber doch 400 Prediger aus Süddeutschland lieber Heimat und Amt verließen; ja er wollte die Regierung aller Lande aufgeben, außer einem Dritteil, das schon sein Vater gehabt. Größeres hatte Philipp nicht zu bieten. Nun ging es ans Bitten: Der spätere Kaiser Maximilian hat selbst bei seinem Oheim fürgebeten; Christine, Philipps treue Gattin, zweimal zu Karls Füßen gekniet, das eine Mal umgeben von Karls eigener Schwester, der Königin Ungarns, und vielen Fürstinnen. Sie erlangten nichts als einen höflichen, aber trügerischen Bescheid: Dem Kaiser war dieser *eine* Mann das gefangene Deutschland selbst!

Philipps Talent war übrigens das Bitten nicht; eher das Drohen. Er drang in kühnen Schreiben in die zwei Kurfürsten, dem Kaiser die ganze Wahrheit, wie sie getrogen wurden, ins Angesicht zu sagen, ja er diktierte ihnen folgende Worte: Herr Kaiser, wir haben dem Philipp die Freiheit zugesagt; wir habens auf Ew. Majestät gut Vertrauen gethan; wir sind seinen Kindern verpflicht't: — so müsse er frei werden; sonst aber würden *sie* ihn am Kreuze opfern, sie, Moritz und Joachim.

Dieselbe Entschiedenheit verlangte er von seinen Ständen, und diese hatten den guten Willen und die gute Kraft, die

dem schlauen Moritz, dem bequemen Joachim mangelte. 1548 erschien eine hessische Gesandtschaft auf dem Augsburger Reichstag und beschwerte sich offen und mutig über Philipps Gefangenhaltung. Was sie sprachen, das hatte ihnen Philipp in seinen Briefen von Wort zu Wort vorgeschrieben. Karl wußte denn auch, wer diesen rauhen Stoß direkt auf seine Brust richtete und rächte sich: jetzt stand es ihm fest, Philipp nicht loszulassen, sondern ihn aus Deutschland zu führen, damit er ihn nicht weiter belästige. Zu Mainz, das heute eine Stadt seiner Nachkommen ist und damals einem feindlichen Nachbarn gehörte, wurde er auf ein Schiff gesetzt, an den Ufern seines Landes vorüber, und niemand wußte, wohin er geführt ward — bis er ferne, fern in Udenard im westlichen Belgien wieder auftauchte, oder richtiger in der Nacht des Gefängnisses untertauchte, am 22. September 1548 „Zu Udenard in den Mauern Bin ich im Elend Mit Schwermut und Trauern,“ so schrieb er an des Gefängnisses Wand, in Versen, wie er auch sonst es liebte.

Für diese Periode habe ich eine neue Quelle, wenigstens im Auszuge, benutzen können; es ist die Korrespondenz der Udenarder Stadtbehörde mit der Brüsseler Regierung, die das Darmstädter Archiv im Regest besitzt. (Viel mehr als diese Quellen sagen freilich seine Briefe, die bisher nur Rommel benutzt hat, da sie in der Litteratur schon vor 130 Jahren geradezu tot gesagt wurden.) Jene Quelle zeigt, daß Philipp von 137 spanischen Büchsenschützen und 40 Chevauxlegers mit großem sonstigen Trosse, der auf die Sitten dieser spanischen Glaubenskämpfer ein bitterböses Licht wirft, im Schlosse bewacht ward, während das Gros seiner spanischen Wärter bei den Bürgern im Quartier lag, seine eigenen hessischen Diener, und besonders seine Beamten und Schreiber vermutlich in Gasthäusern, wie in Mecheln später. Denn aus Furcht vor Frankreich, das Philipp gern befreit hätte, und weil die Udenarder Bürger die Last nicht mehr ertrugen,

wurde er im Jahre 1550 ferneweg von der Grenze ins östliche Niederland nach Mecheln gebracht. In Udenard hatten die Bürger den Soldaten Holz, Licht, Stroh, Salz und Betten zu stellen; aber über das hinaus ruinierten die Spangiards, wie sie in der Korrespondenz heißen, Vermögen und Sitten der Einwohnerschaft. Die Stadt verlangte die Polizeigewalt über die Exzedenten, die selbst mit Gewalt in die Bürgerhäuser einbrachen. Die ganze Korrespondenz dreht sich nur um die flehentliche Bitte der Bürger, diese Spanier los zu werden; als die Bürgerschaft Entschädigung verlangte, drohte die Regierung, ihr den Landgrafen noch länger aufzubürden.

Und wie ging es unserem armen Gefangenen? Was Maria von Ungarn, die niederländische Statthalterin, für ihn thun konnte, geschah zu seiner Erleichterung. Sie verschaffte ihm z. B. von der Stadt Oktroifreiheit für seine Lebensmittel. Aber nicht einmal sprechen durfte sie ihn, so sehr sie selbst es wünschte!

Am 29. Mai 1550 wurde Philipp nach Mecheln geschafft. Die dortigen Bürger fühlten sich geehrt durch Philipps Ankunft, viele waren ihm auch aus religiösen Sympathien hold: schon die bloße Nachricht seines Kommens wurde mit Freudenschüssen gefeiert. Er selbst sah dem neuen Gefängnis mit Bangen entgegen; seinen letzten Willen gleichsam sandte er vorher aus Udenard, weil er nicht wisse, ob er aus Mecheln schreiben könne, von wo man ihn bald genug übers Meer nach Spanien führen werde. Besonders kehrt auch in seinen Briefen die Befürchtung wieder, er werde durch Martern gezwungen werden, anders nach Hessen zu schreiben, als ers meine. Landgraf Wilhelm, sein ältester Sohn, der mit gereiftem Verstande, ein 17jähriger Jüngling, das Land Hessen regierte, sendete deshalb einen Boten, zu sehen, wie sein Vater gehalten würde, da der Hauptmann den Verkehr mit Hessen thunlichst hinderte.

Das ist nämlich das Eigentümliche dieser Gefangenschaft, daß Philipp sein Land vom Kerker aus regieren durfte, denn eine Absetzung hätte zu schreiend der Kapitulation widersprochen. Aber freilich wurden seine Briefe meist von den Spaniern gelesen, und vielfach sind davon Abschriften vorhanden. Einen tragikomischen Eindruck macht es, zu lesen, wie Philipp an seine Räte schreibt: berichtet mir mit verdeckten, rätselhaften Worten, damit es die Spanier nicht verstehen — und dann ebendavon die spanische Übersetzung mit den palabras cobiertas (verdeckten Worten) auch zu lesen, die uns erhalten ist! Denn alles wurde ausspioniert, da er nie ohne zwei bis drei spanische Wachen in seinem Zimmer war. Sie rissen ihm selbst Briefe weg, und er schrieb oftmals mit der Hand hinter dem Rücken, daher er auch leider mit Recht anerkennt, daß man seine Briefe fast nicht lesen könne: zum Glück sind die meisten diktiert. Es kam noch stärker: seine Briefe seit seinem Fluchtversuch zeigen große Lücken: manche davon sind offenbar Rasuren, Löschungen. Eine sehr gute Nachricht bietet die handschriftliche Chronik Wilhelm Buchs, des Erziehers seines Enkels, die im Darmstädter Archiv liegt: „Die Brieflein, so Landgraf Wilhelm, sein ältester Sohn, an ihn geschrieben, haben die Schneider in die Kleidernaht nähen müssen, und dann uf dem heimlichen Gemach ufgetrennt, gelesen, zerrissen und wieder zugenäht." Darum befahl er, daß die Briefe ins kleinste Format gefaltet wurden: Briefe von der Länge und Breite des kleinsten Fingers sind vorhanden.

Verbessert hat er sich in Mecheln überhaupt nicht: ich sitze hier in einer „boßen Chammer", schreibt er zweimal. Gut hatte er's nur insofern, als sein treues Land für ihn sorgen konnte in Kleidung und Nahrung. So sollte man wenigstens denken, wenn man die großen Bestellungen von gesalzenem Wildpret, Fischen, Käse („Handkeßlin"), Wein und Bier nach und aus der Heimat liest. Aber hier bedenke man nicht nur die große Anzahl seiner Diener und Kouriere, die alle aus

seiner Küche gespeist wurden, und denen er Frauen und Kinder aus der Heimat kommen ließ, sondern vor allem, daß die Spanier seine Küche als freie Beute behandelten. Derselbe Hauptmann, der ihm an einem Fasttage die Fleischschüssel auf den Boden warf, wässerte ihm den Wein, sodaß Philipps Magen zerrüttet ward und er lange kränkelte. „Ich nehme die Arznei Cassia, die ist gewiß", d. h. durchgreifend. So wurde es auch immer düsterer um ihn; immer weniger Hoffnung auf Befreiung zeigte sich. Nur in den treuen Regentensorgen erholte er sich: wie sorgte er für die Erziehung seiner Kinder, den Wohlstand seiner armen Unterthanen, für seinen lieben Wald, den nicht einmal Bergwerke, außer etwa auf Gold betriebene, schädigen dürfen, für die Landarmen, denen er oft Almosen auszahlen läßt, wie er sie auch aus seinem Kerkerfenster herab den Armen reichte; für die Prediger, daß sie wohl gehalten würden; für Justiz und Verwaltung: „setzet keinen hungrigen Wolf als Amtmann," und nicht zuletzt auch für seine armen Leidensgenossen, die Gefangenen: „ihr sollt auch gute Gefängnisse für die armen Leute bauen lassen, damit sie reinlich sitzen und nicht verderben." Aber kehrte er von seinem Geistesfluge ins hessische Heimatland zurück zu sich selbst, dann brach ihm der Gram fast das starke Herz.

Alle seine Briefe drehen sich mit einer fast stumpfsinnigen Eintönigkeit um die Freiheit und reden von der Qual der Gefangenschaft: lieber tot, als gefangen; ich verderbe an Leib und Seele in der Haft; ich werde ein Narr! Eine Stelle, wo gerade diese Verzweiflung — dem Zusammenhange nach — den stärksten Ausdruck fand, hat man radiert. Den Beziehungen der Korrespondenten nach hat sie Befürchtungen für seinen Geisteszustand enthalten, den auch der Minister Mariens, Viglius, für bedroht hielt. So mag es im engen Käfige dem gefangenen Löwen sein, wie diesem Manne, dessen Haupt viele einst unter der Kaiser-

krone gedacht hatten, die 100 Jahre früher seinen Vorfahren angeboten war. Er suchte, wie er in seiner kraftvollen, bilderreichen Sprache schreibt, um sich zu retten, das Feuer in der toten Asche. Zunächst wieder in Güte: er erneuerte dem Kaiser die demütigsten Erbietungen, zuletzt so starke, den völligen Verzicht auf die Fürstenkrone enthaltende, daß seine Räte sie unannehmbar fanden.

Aber auch auf mächtige Fürsprecher setzte er seine Hoffnung: die Königin Maria versprach wieder beim Kaiser zu bitten, selbst der berüchtigte Philipp II., Karls herzloser Sohn. Moritz hatte ihn in Trient persönlich darum angesprochen; am höchsten bat für ihn eine junge waldecker Gräfin, von der Philipp merkwürdig schreibt, und gebietet, nur Wilhelm und Smion Binge (das ist dessen eigene Unterschrift), sein Staatssekretär solle es lesen: „obschon diese Person geringes Ansehens ist, so ist sie doch bei kaiserlicher Majestät in dem Ansehen, daß sie Ihre Majestät so lieb und teuer achtet, als wohl einen nahen Blutsverwandten, ich weiß, daß Frauen bei Fürsten viel vermögen. Ihr verstehet mich wohl.“ Auch wir verstehen ihn; es ist meines Wissens das erste Mal, daß diese hoffentlich letzte Neigung Karls bekannt wird. Es half auch das nichts; der Kaiser beharrte darauf, den Termin als Gnadensache zu behandeln und sich von niemandem hineinreden zu lassen.

Auf reine Gnade aber hat Philipp selbst nie gerechnet bei dem großen Rechner Carolus Quintus. Er wandte Gewalt an: Das Recht ist die Gewalt des Gefangenen. Vom Gefängnis aus diktierte er seiner Gattin, die ihm nachtrauernd ein halbes Jahr nach seiner Wegführung dahinstarb, seinem Sohne, seinen Räten die Schritte zu seiner Befreiung: wie sie verhandeln, wie sich hüten sollen vor dem listigen Spanier, keine Versprechung Karls, des Kaisers annehmen, die nicht von einem Notarius beglaubigt ist — man denke! — Vielleicht vierzig mal ist der Weg zu seiner Befreiung in seinen Briefen beschrieben. „Laßt's euch nicht verdrießen,

daß es immer dasselbe ist; und wenn ich eine Kuhhaut voll schriebe, es könnte nur dasselbe sein; manche Briefe gehen auch verloren, und dann, setzt er naiv hinzu, sind viele so übel geschrieben, daß Ihr sie ohnehin nicht lesen könnt!" Sein Weg ist aber dieser: brauchen müßt Ihr das einzige uns von Gott gegebene Mittel, die Obligation der zwei Kurfürsten. Ihr müßt sie einmahnen, daß sie sich Euch gefangen stellen. Verlangt das nachdrücklich, sie haben oft versprochen, daß sie nicht ausbleiben. Habt Ihr dann die zwei mächtigsten Kurfürsten gefangen in Kassel, dann hört Deutschlands Regierung von selbst solange auf, bis ich frei bin. Sollten je die Kurfürsten sich nicht stellen, so müßt Ihr sie in offenem Drucke als meineidige, ehrlose Fürsten ausschreiben und nach altdeutscher Sitte sie abmalen. So kommen sie um Ehr und Fürstentum.

Und dieses Mittel hat schließlich allein geholfen; niemand anders als der tapfere Landgraf hat sich insofern selbst befreit durch die unbeirrte Betonung des einzig wirksamen Mittels. Philipp hatte alle Maßregeln bis in die dritte Dezimale vorausberechnet: die zwei Kurfürsten sollten ins feste Ziegenhain gebracht werden, wo Proviant für zwei Jahre aufzubewahren und ein kriegerischer armer Adel zur Besatzung noch hinzuzulegen sei. Lasse der Kaiser marschieren, so sollte die Feste Kassel neu aus dem Boden erstehen, wozu er den Plan genau beschrieb, und Landgraf Wilhelm mit tapferen Räten außer Landes reiten und fremde Hilfe holen. Selbst dem Falle, daß die Gräben um Ziegenhain zufrören, weiß er zu begegnen. Auf den letzten Juli 1550 hat Philipp sie zuerst wollen unverbrüchlich einmahnen, aber die Kurfürsten baten um Fristerstreckung, wollten noch Fürbitte beim Kaiser versuchen. Dann wurde der Termin immer wieder verschoben; der letzte aber, den Philipp setzte, war Ende September 1551, und da war bereits der kriegerische Bund im Werden, dessen Kraft seine Fesseln sprengte.

Diesem Mittel gegenüber sah der Kaiser sich machtlos; als er seinen Liebling, den kriegsberühmten Lazarus von Schwendi nach Kassel sandte, um die Herausgabe der kurfürstlichen Obligation zu erzwingen, da ließ Philipp sein Land im stillen in Verteidigungszustand setzen. Der Kaiser zwar erklärte von sich aus die Kurfürsten quitt und ledig ihres Versprechens; sie aber hielten sich treulich gebunden, — und nun blieb ihnen nur der Weg der Gewalt.

Als aber dieser klargedachte Plan dem Landgrafen durch Karls Treulosigkeit mißriet, wußte er sich keinen anderen mehr: die Kurfürsten zieh er in seinen Briefen offen des Verrates und der Feigheit, seine Söhne und Räte der Schwäche. Er wird oft hart und ungerecht in seinen Briefen: sie begegnen ihm milde. Freilich, er ahnte nicht, welchen kühneren Weg sie jetzt versuchen würden, und verstand es nicht, wie die Kurfürsten, zumal Joachim, auch bei ihm Ursachen zu seiner weiteren Gefangenhaltung andeuten wollen: in zwei Punkten, so behauptete der Kaiser, sei der Hallischen Kapitulation nicht genug geschehen, und sei er auch darum nicht verbunden, Philipp den Vertrag zu halten und den auf der Kurfürsten Geleit hin in Halle Erschienenen freizugeben. 1. Philipp habe seine Festungen nicht geschleift: aber das war nicht wahr, denn nur natürliche Hügel bei Kassel waren noch übrig, gewachsene Erde, die das arme Hessenvolk wegschaufeln sollte: das war eine Schraube ohne Ende! 2. Philipp habe sich mit seinen Feinden nicht vertragen, weil er dem Grafen von Nassau nicht die ganze Grafschaft Katzenellenbogen, d. i. Darmstadt, ein Drittel seines Landes abtreten wollte! Und soviel Philipp von seiner persönlichen Regierung aufgeben wollte, sein Land hat er nie zu schmälern eingewilligt. Den Rechtskampf dagegen gab Philipp zwar auf — den hatte man ihm unmöglich gemacht, nicht aber den Protest.

Und er wich auch in einer anderen Frage nicht, in der Religionsfrage. Das Interim, die äußere Kirchenordnung

wollte er annehmen, aber in Glaubensfragen war und blieb er unerschütterlich: in Rechtfertigung, Heiligenverehrung, heiligen Abendmahl u. s. w. Nur das verklausulierte Interim hat er stets annehmen zu wollen erklärt: Moritz hat ihm, als er noch frei war, eine Verschreibung, einen Kriegsbund gegen das Interim im unrechten, katholischen Verstand versprechen müssen. Am lichtesten wird seine ganze Stellung hierin erhellet durch einen Brief vom 27. August 1551: „Zu Heilbronn im Saal, als ich das Interim zuerst sah, hätte ich gehofft, man sollte zur Vergleichung kommen sein; ich habe aber bisher gefunden durch die Edikte und Inquisition in Belgien ausgegangen, und aus ihren Reden, daß sie unsere Religion ausrotten wollen, darum ich nun nimmermehr einwilligen kann. Lasset das die Prediger lesen!“ Und im Februar 1551 hat er in einem Schreiben, das im Darmstädter Archiv bewahrt wird, dem Kaiser sogar den vollen Verzicht auf die Regierung angeboten, aber in der Religionsfrage kein Opfer zu bringen vermocht.

Wenn also Philipp an den Züricher Reformator Heinrich Bullinger schreibt, hätte ich zu Halle ins Interim gewilligt, so wäre ich nicht im Kerker, d. h. seine Haft sei ein Glaubensmartyrium, so ist das die reine Wahrheit. Alles wäre dem Kaiser feil gewesen, wenn Philipp hier nachgegeben hätte. Und wie klug er seine Schlingen stellte, das lehren uns wieder die Briefe aus der Gefangenschaft. Die feinsten Köpfe, die liebenswürdigsten Gesellschafter vom Hofe drängten sich an ihn und suchten den Gefangenen bald in ernsten Auseinandersetzungen, bald im leichten Gesprächston, selbst beim Kegelspiel zu gewinnen. Nicht daß der Landgraf selbst die letzte Absicht je bemerkt hätte, aber das macht seine Erzählungen nur um so zuverlässiger. Eines dieser Gespräche schließt er: „ich habe den Hauptmann der Wache um eins gebeten, wenn er mir das gewähren wollte, thäte er mir mehr Willen mit, denn daß er mir 100 000 fl. gäbe, daß er mir die Messe

erließe; sie sei gegen Gewissen und Konscienz. Und noch einmal: „nur die reformierte, gereinigte Messe könne er mit anhören.“ Er weiß, wie tief dies den Kaiser gegen ihn erbittere, und doch bleibt er unerschütterlich fest: Nur im evangelischen Sinne habe er jemals Messe und Interim angenommen, sonst stritten sie gegen Gottes Wort. Seine Burg, aus der er allein unter dem gottlosen Volk der Spanier, wie er stets sie nennt, sich wagte und wehrte, war jene Bibel, die vielfach rot unterstrichen, noch heute auf der Kasseler Bibliothek bewahrt wird, und seinen Bericht über ein solches siegreiches Religionsgespräch schließt er mit dem ergreifenden Wort: laus deo, gelobt sei Gott!

Hier also war keine Versöhnung möglich zwischen dem Kaiser, der den Übertritt durch Tyrannei erzwingen wollte, und zwischen dem Gefangenen, der im Kerker frei war durch evangelische Treue. Höhnisch ließen sich darum die Spanier vernehmen, Philipp werde erst eine Stunde vor seinem Tode freigegeben, dann leide er ja kein ewiges Gefängnis; ihr Hauptmann rief sogar einmal Philippen zürnend zu: Du mußt in dieser Kammer sterben. Da dachte Philipp schließlich auch auf eigenmächtige Befreiung. Er bereitete die Flucht vor, die einst in Schwäbisch Hall nur seiner Gattin Bitten hintertrieben: Die Nachschlüssel, die Pferde, die Befreier — selbst ihre Schadloshaltung, falls es mißglückte, alles war bereit — auch waren dem Kurfürsten Moritz die Kinder Philipps auf alle Fälle in einem rührenden Schreiben empfohlen — aber auch dieser Versuch mißglückte durch Unvorsichtigkeit der landgräflichen, ja durch Philipps eigene im letzten Augenblick, in der letzten halben Stunde. Philipp hielt es noch für früher als die verabredete sechste Stunde, machte Licht und las Psalmen, und über Gottes Wort hat er sich versäumt. Mehrere treue Hessen fanden den Tod: Auf eigenen Befehl Karls sollten Philipps sonst geschlossene Läden geöffnet werden, damit er die Hinrichtung einiger gefangener Hessen

mit ansehe. Das Glück machte den Kaiser nicht versöhnlich. Denn als ein großes Glück erschien ihm in der That der Befreiungsversuch. Philipp habe Gewalt versucht, also sei er ihm gar nichts mehr schuldig. Und so beginnen jetzt die Quälereien und Nörgeleien einen systematischen Charakter anzunehmen, dem untersuchenden Beamten schrieb Karl selbst tel visage et sévérité vor und befahl, Philipp eventuell auf die Folter zu legen. Ein neuer Kammerdiener Michael, dessen Biederkeit er bald vertraute, war vom Herzog Alba bestochen, dem er auch das Kleinste berichtete. Die Korrespondenz Philipps konnte fast nur noch mündlich vermittelt werden. Gottlob, es war nicht mehr nötig, daß er schrieb: seine Sache ruhte in stärkerer Hand als es jetzt die des Gefangenen war. Die deutschen Fürsten, sein Sohn und Schwiegersohn voran, waren entschlossen, Gewalt gegen Gewalt zu setzen. Sie verbanden sich mit dem König von Frankreich, dem sie freilich dafür die Statthalterschaft, das Reichsvikariat über Metz, Toul und Verdun versprechen mußten. Sie hatten keine andere Hülfe: Frankreich war, wenn nicht der Freund der Protestanten, doch gewiß der zuverlässige Feind des Hauses Habsburg. Und wenn die Jesuiten seit Alban Stolz mit Hohn uns Evangelischen diese Zerstückelung Deutschlands vorwerfen, dann wollen wir sie fragen, wer die Niederlande dem Reich entfremdet hat, und wer die Schweiz — wer anders als Habsburg?

Philipp hat sich, wie ich schon oben betonte, selbst befreit: er hat die Fürsten gezwungen, zur That zu schreiten. Er gezwungen? Wieso? Wohl, in doppelter Hinsicht. Man weiß freilich längst, daß er den Kampf für aussichtslos hielt, und darum davon abriet, aber vorher hatte er die Notwendigkeit, ihn nicht länger schmachten zu lassen, in so zwingender Weise dargethan, daß sein sonst so gehorsamer Sohn sich jetzt an seinen Rat nicht kehrte, sondern trotz aller Gegenversicherungen Philipps wahrscheinlich annahm, sein Vater

schreibe nur gezwungen, wie Philipp selbst es früher oft befürchtet hat, daß es zu solchem Zwange kommen könne. Landgraf Wilhelm schreibt daher an seinen Vater: „Gott gebe, Euer Gnaden befehlen oder drohen, wann und was sie wollen, so ist dies beschlossen; dem muß und will ich folgethun solange mein Leben und Atem währt.“ Aber auch noch in einer anderen Weise, die man dem Verzweifelnden und — oft Getäuschten zu gute halten muß, hat er indirekt seine Befreiung erwirkt: indem er drohte, wenn die Kurfürsten nicht bald „einhielten“, ihren ganzen — wie er meinte — nur vorgeblichen Plan der Schilderhebung zu verraten. Da sahen die Kurfürsten, die sich vom Einhalten nichts versprachen, nur noch den gefährlichen Ausweg des Kampfes gegen den Kaiser.

Wie glücklich dieser Kampf verlief, als die evangelischen Heere von dem tapferen Moritz, dem Hektor von Sachsen, und von dem jugendlichen Helden Wilhelm „dem Befreier“ geführt, wie ein überwallender Frühlingsstrom über ganz Süddeutschland sich ergossen, das will ich jetzt nicht schildern, ob es gleich freudiger und erhebender wäre als unser Thema. Doch nein, erhebend ist auch die Gefangenschaft: sie hat den Helden zum weiseren Manne und zum frommen Christen gereift, der über alle seine späteren Briefe die ergebungsvollen Worte schrieb: „Gottes Wille geschehe“. Und aus diesen meist unberührten Briefen, auf denen noch der Streusand liegt, den seine Hand darauf gestreut, und auf denen wohl noch manche Thräne trocknet, die sein Heldenauge darauf geweint hat, da erkennt man, wie gerade aus der dunklen Wurzel dieser Haft die strahlende Blüte einer neuen Zeit evangelischer Kraft und des Triumphs im Augsburger Religionsfrieden aufgegangen ist. In seiner **Persönlichkeit** lagen die Antriebe für die deutsche evangelische Welt zum Retten und zum Handeln, nachdem das äußerste Maß leidender Geduld erschöpft war, und mit großem Unrecht sagt

deshalb ein namhafter deutscher Kirchenhistoriker: Philipps Kraft ward in Halle für immer geknickt, denn aus dem Gefängnis heraus hat er vielmehr Karls Weltmacht gebrochen!

Das ist der Mann, von dem das Mainzer Journal auf hessischem Boden zu sagen sich erfrecht hat, er sei einer der sittenlosesten Kleinfürsten der Reformationszeit gewesen. Gewiß, er hat viele Gefahren, die in seinem Temperament, in seiner katholischen Erziehung, in seiner ganzen rohen Zeit und — seiner fürstlichen Stellung lagen, nicht siegreich überwunden, und vor Gottes Augen wird auch er nur durch Gnaden bestehen; aber in menschlichem Gewichte gewogen, da darf kein Zeitgenosse, am wenigsten jene katholischen, ein Karl, ein Ferdinand, ein Philipp entfernt sich mit ihm messen: er ist nicht nur der Großmütige, d. h. Tapfere; nicht nur der Freudige, d. h. der Kühne, sondern auch Philipp der Bekenner, ein Herzog und Anhänger der Sache des Evangelischen Bundes, in seiner evangelischen Weitherzigkeit und seiner protestantischen Mannhaftigkeit, und sein Andenken ist uns heilig!

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.

II. Reihe (Heft 13—24) zusammengenommen 2 Mk.

13. (II. Reihe, 1) Der Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Sittlichkeit, gemeinverständlich dargestellt von Lic. Dr. Gustav Schulze, Pastor an der Michaeliskirche in Erfurt. (30 Pfg.) 14. (II. Reihe, 2) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. I. Die römische Feindschaft wider die evangelische Kirche. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 15. (II. Reihe, 3) Die Behandlung der sozialen Frage auf evangelischer Seite. Ein Bitt- und Mahnwort. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (20 Pfg.) 16. (II. Reihe, 4) Piedegrotta. Ein Nachtbild aus dem religiösen Leben Süditaliens. Von Th. Trede, Pfarrer in Neapel. (15 Pfg.) 17. (II. Reihe, 5) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. II. Das römische Christentum. Von D. G. Warneck. (35 Pfg.) 18. (II. Reihe, 6) Der Verband kaufmännischer Kongregationen und kath.-kaufm. Vereine Deutschlands und eine „öffentliche Aufforderung" der „Germania". Zwei Nachspiele der Thümmel'schen Religionsprozesse. Zur Kennzeichnung neujesuitischer Polemik herausgegeben von D. Fr. Nippold, Professor der Theologie in Jena. (30 Pfg.) 19. (II. Reihe, 7) Was würde uns ein vollständiger Sieg Roms kosten? Von G. Blume in Köthen (Anhalt). (25 Pfg.) 20. (II. Reihe, 8) In der Rüstkammer. Von Brüggemann, Pfarrer in Kettwig. (15 Pfg.) 21. (II. Reihe, 9) Die soziale Organisation des römischen Katholizismus in Deutschland. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (25 Pfg.) 22 (II. Reihe, 10) Luther vor und in seinen Thesen. Von Dr. G. Weicker, Gymnasial-Direktor in Stettin. (10 Pfg.) 23. (II. Reihe, 11) Aus der Duisburger II. Generalversammlung des Evangelischen Bundes. (25 Pfg.) 24. (II. Reihe, 12) Der Evangelische Bund und die Toleranz von Lic. Dr. Thönes, evang. Pfarrer zu Lennep und z. Z. Vorsitzenden des Vorstandes des Rhein. Hauptvereins des Evang. Bundes. (25 Pfg.)

III. Reihe (Heft 25—36) Abonnementspreis 2 Mk.

23. (III. Reihe, 1) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. III. Die römische Geschichtschreibung. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 26. (III. Reihe, 2) Luther und Ignatius von Loyola. Von Gymnasial-Dir. Dr. Weicker in Stettin. (10 Pfg.) 27. (III. Reihe, 3) Römische Missionspraxis auf den Karolinen. Von Pastor Fritz Fliedner in Madrid. (15 Pfg.) 28. (III. Reihe, 4) Die römisch-katholischen Ansprüche an die preußische Volksschule. Beleuchtet von Willibald Beyschlag. (20 Pfg.) 29. (III. Reihe, 5) Wundersucht und Wunderscheu. Von Dr. Fr. Danneil, Pastor in Jersleben. (10 Pfg.) 30. (III. Reihe, 6) Die neueste Antisklavereibewegung und die evangelische Mission in Ostafrika. Von Dr. Bärwinkel, Pfarrer an der Regler Kirche und Vorsitzender des evangelischen Ministeriums in Erfurt. (15 Pfg.) 31. (III. Reihe, 7) Können wir trotz der Kampfesziele unseres Bundes mit den deutschen Katholiken in Frieden leben? Vortrag von Oberlandesgerichtsrat Drache in Naumburg a. S. (15 Pfg.) 32. 33. (III. Reihe, 8, 9) Die religiöse Erziehung der Kinder nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich und Abänderungsvorschläge. Von R. Drache, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S. (Preis 60 Pf.) 34. 35. 36. (III. Reihe, 10. 11. 12.) Aus den Verhandlungen der III. Generalversammlung des Evang. Bundes zu Eisenach, 30. Sept. bis 3. Okt. 1889. (Preis 20, 25 und 20 Pfg.)

IV. Reihe (Heft 1—4).

37. (IV. Reihe, 1) Unser gemeinsamer Glaubensgrund im Kampf gegen Rom. Von Kirchenrat D. Lipsius. Vortrag auf der dritten Generalversammlung des Evang. Bundes in Eisenach. (Preis 20 Pfg.) (Vergriffen.) 38. (IV. Reihe, 2) Gegen römisch-katholische Wiedertaufe. Von Prof. D. Witte. (15 Pfg.) 39. (IV. Reihe, 3) Der sittliche Charakter der Jesuiten, eine notwendige Folge ihrer ersten Erziehung. Von Dr. A. Kraus. (20 Pfg.) (Vergriffen.) 40. (IV. Reihe, 4) Offener Brief an die römisch-katholischen Bischöfe und Erzbischöfe im deutschen Reich, — eine evangelische Antwort auf den Fuldaer Hirtenbrief — vom 20. Aug. 1889. (Der Hirtenbrief ist im Abdruck vorausgeschickt.) (40 Pfg.) 41. (IV. Reihe, 5) Römische Bruderliebe. Eine Geschichte aus der Reformationszeit. Den Quellen nacherzählt von G. Gutbrod, ev. Pfarrer (20 Pfg.). 41. (IV. Reihe, 6) Das Martyrium Philipps des Großmütigen in seiner belgischen Haft. Von Dir. Prof. Dr. Schädel in Offenbach a. M. (20 Pfg.)

Buchdruckerei Richard Hahn in Leipzig.

Erstes bis drittes Tausend.

Flugschriften
des
Evangelischen Bundes.
Herausgeber: Prof. D. Leop. Witte in Pforta.

45.
(IV. Reihe, 9.)

Die Entstehung des Papsttums.

Vortrag, gehalten im studentischen Zweigverein des Evangelischen Bundes zu Marburg am 7. Mai 1890

von

Prof. Lic. C. Mirbt
in Marburg.

Leipzig 1890.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von C. Braun.

Preis 40 Pfg.

Die Redaktion überläßt die Verantwortung für alle mit Namen erschienenen Schriften den Herren Verfassern.

Die **Flugschriften des Evangelischen Bundes** erscheinen in **Heften;** 12 Flugschriften bilden eine Reihe.

Man **abonniert** auf die **Reihe von 12 Flugschriften** zum **Pränumerationspreise von 2 Mark** in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verleger.

Jede Flugschrift wird nach wie vor **einzeln** zu dem auf dem Umschlage angegebenen Preise verkauft.

An Vereine und einzelne, welche die Hefte in größerer Zahl verbreiten wollen, liefert die Verlagsbuchhandlung bei Bestellung von mindestens 50 Exemplaren dieselben zu einem um ein Viertel ermäßigten Preise.

Verzeichnis
der
Flugschriften des Evangelischen Bundes.

I. Reihe (Heft 1—12) zusammengenommen 2 Mk.

1. Der Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen. Seine Berechtigung und seine Aufgaben. Von Dr. Bärwinkel, Pastor in Erfurt. (25 Pfg.) 2. Römische Triumphe. Von Dr. H. Baumgarten, Professor der Geschichte in Straßburg. (20 Pfg.) 3. Die unsichtbare Kirche und Rom. Von Prof. D. L. Witte, geistlicher Inspektor in Pforta. (20 Pfg.) 4. Der Friedensschluß zwischen Deutschland und Rom. Von W. Beyschlag, D. u. Prof. der Theologie in Halle. (20 Pfg.) 5. Ein Streifzug durch die ultramontane Presse. Von Dr. Ottomar Lorenz. (25. Pfg.) 6. Die Möglichkeit eines ehrlichen und gesegneten Zusammenwirkens von kirchlich-konservativen und liberalen Elementen im Evangelischen Bund. Von P. Wurm, Dekan in Blaubeuren. (15 Pfg.) 7. Welche Aufgaben erwachsen dem geistlichen Amte aus der gegenwärtigen Angriffsstellung Roms? Von Prof. D. L. Witte, geistl. Insp. in Pforta. (25 Pfg.) 8. Der Evang. Bund in Frankfurt. I. Predigt, gehalten in der Paulskirche zu Frankfurt a./M. Von K. H. Vieregge, Pfarrer zu Bonn. (10 Pfg.) 9. Der Evang. Bund in Frankfurt. II. Eröffnungsrede bei der öffentlichen Versammlung. Von Graf Wintzingerode-Bodenstein. (10 Pfg.) 10. Der Evangelische Bund in Frankfurt. III. Rede über die Aufgaben und den Charakter des Evangelischen Bundes. Von D. G. Fricke, Geh. Kirchenrat, ord. Prof. der Theol. in Leipzig. (15 Pfg.) 11. Zehn Jahre preußisch-deutscher Kirchenpolitik. Von D. R. A. Lipsius, Geh. Kirchenrat, Professor der Theologie in Jena. (20 Pfg.) 12. Die Reformation und das deutsche Volkstum. Von Julius Werner, Pfarrer in Hohenthurm bei Halle a. S. (20 Pfg.)

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Am 1. Januar 1888 feierte ein 78jähriger Greis sein 50jähriges Priesterjubiläum — an dreißigtausend Menschen wohnten der Messe bei, welche er in der größten Kirche der Welt unter Entfaltung eines überwältigenden Glanzes abhielt, Huldigungen aus allen Teilen der Erde wurden ihm dargebracht, die gewaltigsten Regenten auch anderer Konfession wetteiferten in Äußerungen teilnehmender Freude — wahrlich ein Jubiläum, wie es selten gefeiert wird, wie es nur gefeiert werden kann von einem Gebieter über 200 Millionen Menschenseelen. Die Gaben der Verehrung, welche Papst Leo XIII. empfing und von einer schaulustigen Menge Monate hindurch anstaunen ließ, waren eine Weltausstellung im kleinen, denn alle Zonen hatten ihr bestes geliefert; die Feier seines Jubiläums war eine großartige Kundgebung der gesamten römisch-katholischen Welt zu Gunsten des „Gefangenen im Vatikan". Was Papst Leo seinerseits that, diesen seinen Ehrentag auszuzeichnen, wie er unermeßliche Ablaßgnaden spendete, wie er neue Heilige schuf, wie er 150000 Franks den Armen Roms überwies — indes ihm Millionen als Jubiläumsgeschenk zuflossen[1]), lassen wir hier beiseite. Uns interessiert das goldene Priesterjubiläum des Papstes Leo, weil in seiner Feier die unauflösliche Verbindung des Papsttums mit dem römischen Katholizismus auch in der Gegenwart zu klarem Ausdruck gekommen ist.

In der That, beide Größen sind jetzt untrennbar: man kann den Papst nicht aus der römischen Kirche hinwegdenken, ohne die Grundlagen ihres Wesens zu verändern. In dieser Unentbehrlichkeit für das Ganze der Kirche empfängt ein Leo den Lohn dafür, daß die Päpste es waren, welche die römisch-katholische Kirche in ihrer spezifischen Eigentümlichkeit geschaffen haben. Dies gilt zunächst für die

[1]) Die christliche Welt. 1888. Nr. 5. S. 45.

römische Kirche im engeren Sinne, welche erst seit dem tridentinischen Konzil existiert. Auf diesem Konzil (1545—1563) hat sich der den römischen Bischof als Oberhaupt verehrende Teil der Christenheit dogmatisch abgeschlossen gegen „die Sturmflut der sogenannten Reformation“, wie eine Bonifaciusbroschüre[1]) den Protestantismus gelegentlich bezeichnet. Was immer in Trient beschlossen worden ist, wurde beschlossen unter dem Druck der päpstlichen Legaten. Nachträglich wurde dem heiligen Geist ein Anteil an den Beschlüssen gesichert; dieselben beginnen stets mit der Versicherung, daß die hohe Versammlung unter Leitung des heiligen Geistes ihre Entscheidung getroffen.[2]) Eine wertvolle Mitteilung! Denn ohne dieselbe würde man auf Grund der den Beschlüssen vorangegangenen Verhandlungen — wohl anders urteilen. — Wie die Glaubensdekrete des Konzils durch päpstlichen Einfluß zu stande gekommen sind, so auch alle diejenigen Maßnahmen, welche später als Ergänzungen hinzugefügt worden und für die Ausprägung der Eigenart des römischen Kirchenwesens von grundlegender Bedeutung geworden sind.[3]) Nach den schweren Verlusten, welche die römische Kirche am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts trafen, waren es wiederum die Päpste, welche die Niederlagen in Siege zu verwandeln verstanden haben. Die nächste Folge dieser Siege war eine große Steigerung der päpstlichen Macht innerhalb der römischen Kirche[4]) bis zur Unfehlbarkeitserklärung vom Jahre 1870, welche nicht überboten werden kann.[5]) Eine festere Verknüpfung des Papsttums mit der

---

[1]) 1888, Heft 3/4, S. 88.

[2]) Die Synode bezeichnete sich als „in spiritu sancto legitime congregata“.

[3]) Die Abfassung der professio fidei Tridentinae (1564), des Catechismus Romanus (1566), die Einführung des Index librorum prohibitorum (1564), die Begründung der Propaganda (1622).

[4]) Die Dogmatisierung der Lehre von der immaculata conceptio Mariae (1854), der Syllabus (1864) und das Vaticanum mit der Infallibilitätserklärung des Papstes sind die Meilensteine des Emporsteigens päpstlicher Allgewalt.

[5]) Vielleicht wird der Papst als solcher noch einmal für heilig erklärt — wird er doch schon jetzt so tituliert und hat doch schon der Dictatus Gregors VII. diese These aufgestellt. Jaffé, Bibliotheca rerum germanicarum, tom. II, p. 175.

römischen Kirche, als sie zur Zeit besteht, ist undenkbar. — Papst und römische Kirche stehen und fallen miteinander.

Man kann aber auch von einer römisch-katholischen Kirche im weiteren Sinn reden. Denn schon mehr als tausend Jahre vor dem Tridentinum hat die abendländische Christenheit der Oberleitung des römischen Bischofs sich zu unterwerfen begonnen resp. ist es letzterem gelungen, weitgehende Herrschaftsansprüche geltend zu machen. Allerdings ist die Anerkennung dieser Ansprüche wie ihre Verwirklichung vielen Schwankungen unterworfen gewesen, der Einfluß Roms auf die Gesamtheit der abendländischen Kirche ist mehrfach, Jahrzehnte hindurch, verschwindend gering gewesen — aber dem Fall resp. Niedergang folgte stets wieder ein Emporsteigen gerade dann, wenn moralische Verderbtheit oder Unfähigkeit der Träger des Papsttums dauernden Verlust der Machtstellung erwarten ließen. Die Geschichte dieses Papsttums, welches ohne zu altern, die Jahrhunderte überdauert hat, welches Staaten entstehen und vergehen sah, Dynastien in Jugendkraft auftreten und versinken sah — ist die Geschichte der christlichen Kirche während des ganzen Mittelalters gewesen. Kein Gebiet ihres Lebens ist von dem Einfluß des Papsttums unberührt geblieben, die Gesamt-Entwickelung ist durch seine Geschicke und Impulse entscheidend bestimmt worden.

So ist das Papsttum mit der Geschichte der römischen Kirche verwachsen — der römische Katholik kann von ihm nicht lassen, das ist klar. Aber ebenso sonnenklar ist es, daß wir Evangelische gegen das Papsttum protestieren müssen. Sämtliche Streitfragen zwischen beiden Konfessionen spitzen sich zu der einen großen Prinzipienfrage zu: „Was ist das Papsttum?" Ist der Papst der Stellvertreter Christi, ausgestattet mit dem Recht, die Gewissen zu binden und zu lösen, von Gott dem Herrn zum Mittler gesetzt zwischen Mensch und Christus — oder ist er das Gegenbild Christi, der — Antichrist? So nennen ihn die von Luther 1537 verfaßten Schmalkaldischen Artikel.[1])

[1]) Pars II, art. IV, § 10, Müller, Symbol. Bücher. S. 308.

Alles, was Luther aus der römischen Kirche herausgetrieben hat, was uns hindert, in dieselbe zurückzukehren, ist durch das Papsttum entstanden oder durch die Autorität des Papstes gedeckt. Das Losungswort, unter welchem die Reformatoren gestritten haben, „Rechtfertigung allein durch den Glauben", war eine Kriegserklärung auch gegen das Papsttum, denn — sagt Luther in den Schmalkaldischen Artikeln, dieser großen Polemik gegen die römische Kirche neben dem friedfertigen Bekenntnis von Augsburg —: „Der Papst will nicht lassen gläuben, sondern spricht, man solle ihm gehorsam sein, so werde man selig."[1]) So lange es Christen geben wird, welche evangelisch-protestantischen Glauben im Herzen tragen, so lange wird man streiten gegen das Papsttum in Rom.

Vor einigen Monaten ist durch den Pseudo-Historiker Majunke[2]) Luther noch in seinem Tode geschmäht worden. Luther soll nach einem wüst verlebten Abend sich an dem Pfosten seines Bettes erhängt haben. Auf diese Geschichtslüge ist bereits gebührend geantwortet worden.[3]) In Wahrheit ist Luther gestorben, wie zu sterben jeder Christ nur hoffen kann: unter Gebeten.[4]) Angesichts solcher Verunglimpfungen unseres Reformators[5]) wäre es vielleicht ganz zeitgemäß, die Statthalter Christi einmal wieder Revue passieren zu lassen und an dem Maßstab auch nur der Durchschnittsmoral zu prüfen — wir fänden Stoff, viele Bogen zu füllen. Die Bonifaciusbroschüren[6]) freilich meinen, daß unter den 257 Päpsten „höchstens 4 als schlecht oder richtiger

---

[1]) a. a. O. § 12.

[2]) Luthers Lebensende. Mainz 1890.

[3]) Auch hier sei hingewiesen auf Kolde, Luthers Selbstmord. Eine Geschichtslüge P. Majunkes. Erlangen 1890. Soeben hat Majunke geantwortet in der neuen Schrift „Die historische Kritik über Luthers Lebensende". Mainz 1890.

[4]) Kolde a. a. O. S. 11.

[5]) Überboten wird Majunke noch durch Dr. Martin Honef, der Selbstmord Luthers. München 1890. Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß aus der Mitte der römischen Kirche selbst gegen diese gemeine Schrift protestiert werden wird. Die deutschen Bischöfe mögen öffentlich erklären, daß diese Behandlung Luthers nicht nach ihrem Sinne ist — und wir wollen anfangen, an ihre Friedensliebe zu glauben.

[6]) Heft 3/4, 1888, S. 118.

weniger gut bezeichnet werden können, und daß man nur mit Mühe und Not die paar sogenannten schlechten Päpste herausfinde“ — das Urteil einer sehr laxen Moral oder Frucht einer fatal geringen Geschichtskenntnis, wir lassen es dahingestellt.

Eine andere Frage soll uns beschäftigen: Wann und wie ist das Papsttum entstanden? Ihre Bedeutung ergiebt sich uns im Anschluß an ihre Beantwortung.

Der Ursprung der römischen Gemeinde liegt im Dunkeln. Die Behauptung, daß der Apostel Petrus sie gegründet und ihr als erster Bischof vorgestanden hat, ist der römisch-katholischen Kirche eine absolut notwendige Stütze ihres Dogmas, daß die römischen Bischöfe Amtsnachfolger des Petrus sind. Der Historiker, welcher durch diese dogmatische Rücksicht nicht gebunden ist, steht dieser Behauptung gegenüber wie den Sagen, welche die Entstehung der Stadt Rom umgeben. Denn aus dem einschlägigen, leider geringen Quellenmaterial kann die petrinische Stiftung und erste Leitung nicht nur nicht positiv erwiesen, vielmehr schlagend widerlegt werden. —

Trotz Einbuße dieses Vorzugs bleibt der römischen Gemeinde der Ruhm, schon innerhalb der ersten anderthalb Jahrhunderte des Bestehens der christlichen Kirche eine Rolle gespielt zu haben, wie keine andere. Unsere Kenntnis der Geschichte der Kirche in diesem Zeitraum ist freilich eine sehr lückenhafte, aber auch die wenigen litterarischen Überreste, welche uns Kunde übermitteln, liefern den Beweis, daß diese Gemeinde sehr bald eine Ausnahmestellung, eine Autoritätsstellung einziger Art gewonnen hat.

Eine Kette fester, geschichtlicher Daten beweist diese Entwickelung und zwar als eine aufsteigende. In der Mitte der neunziger Jahre des ersten Jahrhunderts erläßt die römische Gemeinde aus Anlaß von Unordnungen in der korinthischen Gemeinde ein Mahnschreiben an diese; von dem Geistlichen Clemens, welcher als Verfasser genannt wird, trägt es den Namen des sogenannten (ersten) Clemensbriefes. Ist derselbe auch nicht ein Primatsakt des „Papstes“ Clemens — nur im Dienst dogmatischer Anschauungen konnte dies

behauptet werden[1]) — so ist es doch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß die älteste nichtkanonische Schrift der altchristlichen Litteratur im Schoße der römischen Gemeinde entstanden ist. Wie die Verhältnisse damals lagen, hätte jede andere Gemeinde eine solche brüderliche Zurechtweisung ebenso erlassen können, selbst an die römische, aber daß gerade die römische es ist, welche von diesem allgemeinen Christenrecht Gebrauch macht, daß gerade in ihrer Mitte der Brief verfaßt worden, welcher bis in das 4. Jahrhundert hinein in hohem Ansehen und Gebrauch[2]) stand, ist ein charakteristisches Zeichen von Reife und Energie.

Ein vielverheißender Anfang! Ein Jahrhundert später vernehmen wir schon eine ganz andere Sprache von Rom her, als die versöhnliche des Clemensbriefes. Da ist von brüderlicher Gleichstellung mit anderen Gemeinden nicht mehr die Rede — in der That eine rasche Entwickelung! Die Stellung der römischen Gemeinde während des 2. Jahrhunderts wird dadurch zu einer eminent wichtigen Vorstufe für die Stellung ihres Hauptes in der Folgezeit.

Welches Ansehen genoß die römische Gemeinde im 2. Jahrhundert? Worauf beruht dasselbe?

Wir beginnen mit einer Eigentümlichkeit der römischen Gemeinde, welche ihren Ruhm bis in den fernsten Osten hinausgetragen hat und durch ihre Dauer ein schönes Zeugnis ihrer Erkenntnis und Erfüllung einer großen Christenpflicht darbietet. Die Anerkennung, welche ein Ignatius von Antiochien ihr spendet, wenn er sagt, sie führe den Vorsitz in den Werken der Liebe,[3]) wird ein halbes Jahrhundert darnach (c. 170) von Dionysius, Bischof von Korinth, wiederholt: „Ihr habt von Anfang an — so schreibt er[4]) dem Bischof Soter von Rom — die Gewohnheit gehabt, daß ihr allen Brüdern auf mancherlei Art Gutes erwieset und vielen Gemeinden in verschiedenen Städten Unterstützungen zuschicktet und auf diese Weise bald die Armut der Dürftigen

[1]) Vergl. J. Langen, Geschichte der röm. Kirche bis zum Pontifikate Leos I. Bonn 1881. S. 87.

[2]) Eusebii Caesariensis historia ecclesiastica lib. III, c. 16.

[3]) Am Anfang des Briefes an die Römer nennt er sie προκαθημένη τῆς ἀγάπης.

[4]) Eusebius l. c. lib. IV c. 23, § 10.

erleichtertet, bald den in den Bergwerken befindlichen Brüdern wohlthätige Beiträge zukommen ließet." Der alexandrinische Dionysius († 265) weiß in der Mitte des 3. Jahrhunderts zu erzählen,[1]) daß Rom bis nach Syrien und Arabien seine Grüße thatkräftiger Bruderliebe entsandte, während es gleichzeitig in seiner Mitte 1500 Witwen und Arme unterhielt[2]); und Eusebius, der Vater der Kirchengeschichte, ist Zeuge für den Eindruck solch fortdauernder Wohlthätigkeit noch am Anfang des 4. Jahrhunderts.[3]) — Die heidnische Welt, die Welt ohne Liebe, ist nicht zum geringsten durch die Liebesthätigkeit der Christen für das Christentum gewonnen worden. Wohlthätigkeit war allenthalben in Christengemeinden in Übung. Nicht das Geben als solches also war Vorzug der römischen Gemeinde, wohl aber — der Umfang ihrer Sorge für das Elend.

Gerade daß in einer Zeit, da Christsein und Gutes thun noch untrennbar verbunden waren, eine einzelne Gemeinde durch drei Jahrhunderte hindurch den Ruhm, besonderes zu leisten, sich erhalten, steigert die Bedeutung jener einhelligen Zeugnisse. In Rücksicht auf den großen Wohlstand der römischen Gemeinde, welche die materielle Grundlage der im großen Stil betriebenen Liebesthätigkeit war, müssen wir uns vor Überschätzung ihrer Leistungen hüten. Der Ruf großen Besitzes aber war dem Ansehen der Gemeinde gewiß nur förderlich, gab ihr den Glanz, welchen Reichtum bei der großen Menge stets verleiht.

Neben dem Band der Dankbarkeit, welches viele Christen mit der römischen Gemeinde verknüpfte, machte sich nun aber von Anfang an ein Vorzug der römischen Gemeinde geltend, welcher bedürftige wie wohlhabende, welcher alle Christen ohne Ausnahme zu ihr emporschauen ließ — ein Vorzug auch idealen Charakters, aber nicht Ausdruck sittlicher Kraft, noch durch eigenes Verdienst erworben: Die römische Gemeinde war die Gemeinde der Welthauptstadt.

Gregorovius spricht in der geistvollen Einleitung seiner

---

[1]) Eusebius VII, 5, 2.

[2]) Eusebius VI, 43, 11.

[3]) Eusebius IV, 23, 9.

klassischen „Geschichte der Stadt Rom“[1]) von dem glänzenden Dreigestirn: Jerusalem, Athen, Rom, den drei Städten, welche in der Geschichte der Menschheit eine so einzigartige Stellung einnehmen. Jerusalem, die Hauptstadt des Judenvolkes, durch das aus ihm hervorgegangene Christentum die Metropole der Weltreligion — Athen, die Pflegstätte der Wissenschaft und schönen Ideale, durch die von ihm hervorgebrachten Schätze des Geistes die Lehrmeisterin der Menschheit bis zur Gegenwart — Rom, der Mittelpunkt der Weltmonarchie, die Begründerin des das gesamte Kulturleben des Altertums in sich zusammenschließenden Organismus in der Form des Imperiums. Drei Städte ohne gleichen! Rom hat seine Schwestern als mächtiges Gemeinwesen überdauert und in gewissem Sinne überragt, indem was jene besaßen, dann hier Zuflucht und Pflege fand. Wie eine Stadt der Märchenwelt erscheint uns dieses Rom! Seine politische Größe und mehr noch die öffentliche Meinung umgeben es mit einem Zauber, den wir uns nur annähernd vorstellig machen, wenn wir an die Glanzzeiten von Paris uns erinnern. Und das Riesenreich, welches bis an die Grenzen der bekannten Menschheit sich ausdehnte und diese erweiterte, welches in seinem Umkreis barg, was an irdischen oder geistigen Gütern erstrebenswert scheinen konnte — es besaß in Rom einen sichtbaren Mittelpunkt, eine Stadt, welche als die Welt im kleinen[2]) die Macht, den Glanz, den Reichtum des Weltreichs überwältigend zur Anschauung brachte. Der Glaube an die Größe und Unvergänglichkeit des römischen Imperiums wurde zum Glauben an die Größe und Unvergänglichkeit Roms. Seit den Tagen Hadrians heißt Rom die „ewige Stadt.“[3])

Diesen Hintergrund besaß die römische Christengemeinde. Der Zauber Roms warf auf sie sein Licht, die wunderbare und geheimnisvolle Anziehungskraft der Welt-

[1]) Band I, S. 4—7.

[2]) Lateinische und griechische Schriftsteller der beiden ersten Jahrhunderte nannten die Weltstadt „ἐπιτομὴ τῆς οἰκουμένης“, „conciliabulum orbis terrarum“ vergl. Caspari, Quellen zur Geschichte des Taufsymbols und der Glaubensregel. III, 276. Christiania 1875.

[3]) Gregorovius a. a. O. Bd. I, Anm. 1: Später wurde der Ausdruck „urbs aeterna“ sogar amtlicher Titel Roms.

hauptstadt ging auf die Gemeinde über, ehe sie sich noch recht entwickelt; die römische Gemeinde besaß eben als römische einen Vorsprung vor allen andern Kirchen, denn die Kluft, welche Rom von allen anderen Städten trennte, war unausfüllbar. Die Gemeinde der Stadt, welche allein hätte Konkurrenz machen können, als Ort des Leidens und Sterbens Christi, die Gemeinde zu Jerusalem, war durch die große Katastrophe des Jahres 70 abseits gedrängt. Die gleichzeitige Geburt des Christentums und des römischen Kaisertums, welche schon einem Melito von Sardes auffiel,[1]) zeigt eine Bestimmung beider Mächte für einander: Die politische Gestaltung des römischen Weltreichs am Anfang unserer Zeitrechnung gehörte wesentlich mit zu der Erfüllung der Zeit, von der Paulus Galater 4 redet. Der Quellpunkt und Sammelpunkt alles politischen Lebens aber war Rom — die römische Gemeinde war durch ihre Lage darauf angelegt, einen gleichen Einfluß auf das kirchliche Leben zu gewinnen.

Es ist bekannt, daß in der Kaiserzeit sehr viel gereist worden ist zu Handelszwecken, zur Erholung, zum Vergnügen, zur wissenschaftlichen Ausbildung, kurz, aus den tausend gleichen Anlässen, welche heutzutage zum Verlassen des Wohnsitzes auffordern.[2]) Das kaiserliche Rom war das gegebene Reiseziel für alle, welche sich bekannt machen wollten, welche einen größeren, den größten Schauplatz für ihre Wirksamkeit erstrebten. Wer in Rom Geltung und Einfluß errang, hatte gewonnen Spiel. — Die Provinzen konnten die Anerkennung nicht versagen, welch die Hauptstadt zuerkannt. Daher eilen Dichter, Künstler, Rhetoren, Philosophen — nach Rom!

Auf die römische Christengemeinde geht dieses Vorurteil der öffentlichen Meinung über. Wer etwas erreichen will, sucht die römische Gemeinde für sich zu gewinnen. Die Gnostiker[3]) Valentin, Cerdo, Marcion eilen aus dem Orient hierher und versuchen hier festen Fuß zu

---

[1]) Eusebius IV, 26, 7. 8; vergl. den Anfang von Uhlhorn, Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum.

[2]) Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von Augustus bis zum Ausgang der Antonine. Bd. II. 5. Aufl. Leipzig 1881.

[3]) Eusebius IV, c. 10, 11 cf. Langen a. a. O. S. 109 ff.

fassen. Der Kleinasiate Praxeas[1]) wirbt hier für seine Christologie Anhänger — kurz, im 2. Jahrhundert läßt sich die Erscheinung beobachten, welche sich in der Folgezeit oft wiederholt: haeretische Propaganda setzte gern in Rom ein. Andererseits suchen auch gerade die für die Einheit der Gesamtkirche interessierten Persönlichkeiten Fühlung mit der hauptstädtischen Gemeinde. Der Bischof Polykarp von Smyrna[2]) unternimmt in hohem Alter die Reise nach Rom zu Bischof Anicet, bei welcher die Verschiedenheiten betreffs der Feier des Osterfestes zur Sprache kommen (c. 155). In den Tagen eben dieses Anicet weilt auch Hegesipp[3]) in Rom, den seine große kirchliche Studienreise aus Kleinasien hierher geführt. Als die ersten Wellenkreise der großen montanistischen Bewegung Gallien berühren, halten es die dortigen Christen für angebracht, die Mahnung, den Frieden der Kirche zu schützen, an den römischen Bischof — es war Eleutherus — zu richten.[4]) Der Apostel Paulus hatte einst in seinem größten Briefe, dem an die Römer, geschrieben: „Ich danke meinem Gott durch Jesus Christus euer allerwegen, daß man von eurem Glauben in der ganzen Welt spricht." — Eine Christengemeinde in Rom war ein weithin bemerkbarer Erfolg des Christentums. Die besonderen Pflichten, welche sich daraus für sie ergaben, hatte sie erfüllt. Dionysius von Korinth konnte sein oben angezogenes Wort[5]) über die Liebesthätigkeit der Römer mit dem Kompliment schließen, daß sie sich durch dieselbe als echte Römer bewiesen, als würdige Vertreter der Welthauptstadt.

Mit der politischen Stellung der Stadt Rom hängt es auch zusammen, daß gerade die römische Gemeinde wichtige Konnexionen in den höheren Gesellschaftsklassen besaß. Im ersten Jahrhundert sind die christlichen Proselyten aus höheren Ständen[6]) freilich spärlich, und über das Christsein einzelner, welche angeführt zu werden pflegen, wie die Pomponia

---

[1]) Langen a. a. O. S. 180.
[2]) Eusebius IV, 14, 1; V, 24, 16. 17.
[3]) Eusebius IV, 11, 7.
[4]) Eusebius V, 3, 4.
[5]) Vergl. oben S. 7.
[6]) Vergl. Hasenclever, Christliche Proselyten der höheren Stände. Jahrbücher f. protestant. Theologie VIII (1882), S. 34 ff. 230 ff.

Graecina, bestehen begründete Zweifel; aber am Ende des zweiten Jahrhunderts finden in Rom Konversionen gerade auch vornehmer Frauen und Männer in Menge statt. Die Wirkung blieb nicht aus. Die Ruhe, welche die Christen unter Kaiser Commodus genossen, verdankten sie der römischen Marcia, der kaiserlichen Concubine. Nirgends konnte man über die Pläne der Staatsregierung gegenüber den Christen besser orientiert sein, als an ihrem Sitz in Rom. Der rege Verkehr, welcher die verschiedenen Teile der Kirche verband, hatte viele Wege geschaffen, wichtige Nachrichten rasch zu verbreiten. Gerade in kritischen Zeiten mußte diese Überlegenheit der römischen Gemeinde zur Geltung kommen.

So beschenkte das politische heidnische Rom die römische Christengemeinde, ehe diese sich dankbar erweisen konnte durch die Gegenleistung sittlicher und religiöser Hebung der großen Masse. Die Gaben, welche ein günstiges Geschick verschwenderisch der Christengemeinde zu Rom spendete als einem Gliede des römischen Gemeinwesens, waren groß — aber nicht minder groß war der Ruhm, welchen sie als **Christengemeinde** genoß, als Glied der Gesamtkirche.

Die christliche Kirche ist eine Märtyrerkirche. Das Glaubenszeugnis ihrer todesmutigen Frauen und Männer hat als erschütternde Missionspredigt der That, nicht des Wortes, die Herzen bewegt, dann gewonnen. Blutzeugen ruhten auch in der römischen Gemeinde; sie war der Ort, da Paulus und Petrus für ihren Christenglauben gestorben.

Die Gräber der Apostelfürsten waren ein Heiligtum, welches die Gemeinde adelte, das diese eifersüchtig hütete. An dem Ruhm der großen Toten nahm sie Teil, ihre Leiber wurden ein Schatz, dessen Wert stieg mit dem Ansehen, welches Petrus, Paulus noch überflügelnd,[1]) im Tode noch mehr erlangte als im Leben.

[1]) J. F. v. Schulte zeigt in seinem Werk „Die Stellung der Konzilien, Päpste und Bischöfe vom historischen und kanonistischen Standpunkte" (Prag 1871) S. 133 ff. wie Paulus allmählich durch Petrus zurückgedrängt worden ist, bis im Jahre 1647 die Gleichstellung beider Apostel durch die römische Inquisition als — haeretisch verurteilt wurde. Der Verfasser hat recht, wenn er sagt, daß dieses Dekret einen unheimlichen Eindruck macht.

Das Martyrium des Petrus in Rom ist unseres Erachtens in hohem Grade glaubwürdig, wesentlich auf Grund einer Aussage jenes sogenannten Clemensbriefes[1]) — aber auch ohne festen geschichtlichen Untergrund müßten wir hier von ihm reden. Denn alle kritischen Fragen, deren Beantwortung über seine Geschichtlichkeit entscheidet, haben hier zurückzutreten. Die Thatsache liegt vor, daß die Christenheit des zweiten Jahrhunderts dieses Martyrium geglaubt hat — ob dieser Glaube nun ein historisch zu rechtfertigender war, oder auf einer Fiktion ruhte, ist hier gleichgültig. Der Glaube existierte, war eine Macht über die Gemüter, gab der römischen Gemeinde auch gerade in dem christlichen Vorstellungskreis eine hervorragende Sonderstellung und konnte alles dieses wirken — auch wenn eine Legende der Boden war, aus dem er erwachsen. Der Traum von einer goldenen Zukunft im sozialistischen Sinn ist heute die Hoffnung von Millionen — dieser Glaube aber ist eine furchtbar ernste geschichtliche Realität und Kraft, ob er auch auf Trugschlüssen sich aufbaut. Die abendländische Christenheit zog vor 800 Jahren zur Eroberung des heiligen Landes nach dem Orient, sie glaubte Gottes Willen zu thun, und dieser Glaube wurde zur Triebkraft einer Völkerbewegung, welche als feste geschichtliche Größe dasteht, ob nun der Glaube wahr oder irrig gewesen.

Die glorreiche Vergangenheit der römischen Gemeinde, welche die übrige Christenheit mit wachsender Zustimmung anerkannte, hat aber die Bedeutung, welche sie schließlich erlangt hat, nur dadurch erringen können, daß die Kirche des zweiten Jahrhunderts den großartigen Prozeß der Umwandlung erfuhr, welchen man ihre Katholisierung[2])

---

[1]) cap. V. —

[2]) Der Ausdruck „katholisch" wird im 2. Jahrhundert in ganz anderem Sinne gebraucht, als es heutzutage in der Regel geschieht. „Katholisch" heißt nichts anderes als „allgemein"; „katholische" Kirche also die allgemeine, d. h. alle Christen umfassende Kirche. So ist die Bezeichnung zuerst gebraucht worden, und anders sollte sie auch in der Gegenwart nicht gebraucht werden. Im dritten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses bekennen auch wir Protestanten den Glauben an diese katholische Kirche. Es ist eine scharf zu bekämpfende Unsitte, den Gliedern der Kirche, von welcher wir uns getrennt haben, diesen Ehrentitel

nennt, und daß innerhalb dieser katholischen Kirche diejenigen Gemeinden eine wichtige Stelle fanden, welche den Zusammenhang mit der apostolischen gepflegt und lebendig erhalten hatten.

Das Christentum beim Tode eines Paulus und das Christentum etwa um das Jahr 180 tragen ein anderes Gesicht. Zur Zeit, da der große Heidenapostel sein Lebenswerk abschloß, lebten die Christen in freien, losen Vereinen, die, zerstreut in dem weiten Reich, wohl Verkehr unter sich pflegten, welche aber jeder für sich vollständig selbständig waren. Das verknüpfende Band war die Einheit des Glaubens; dieser Glaube selbst aber war noch nicht fest umgrenzt, als Richtschnur galten das alte Testament und die überlieferten Worte des Herrn. Die Christen jener Zeit waren dankbar der durch den Messias gebrachten Erlösung, aber ihr Auge blieb nicht haften an dem, was hinter ihnen lag, sie schauten vorwärts — der Herr kommt bald, das war die Grundstimmung.

Dieses Bild wechselt im Laufe des zweiten Jahrhunderts.[1]) Die Kirche erkennt, daß ihr eine längere Dauer beschieden, sie beginnt sich häuslich einzurichten in dieser Welt, die eschatologischen Hoffnungen verlieren ihre Gewalt über die Gemüter. Dazu läßt die Gnosis ihre versucherische Stimme vernehmen, der Montanismus zeigt seine Ideale, die doch im Grunde keine waren. Große Aufgaben, welche an das junge Christentum herantraten! Die Zeit verlangte gebieterisch nach festen Instanzen zur Bestimmung für das, was Christentum sei, was nicht; verlangte zugleich einen engeren, festen äußeren Zusammenschluß der Christengemeinden. Die Kirche entsprach diesen Anforderungen, indem sie den Kanon neutestamentlicher Schriften zu fixieren sich anschickte, indem sie die kirchliche Überlieferung als Norm aufstellte, indem sie die aus Zweckmäßigkeitsgründen geschaffene Organisation der einzelnen Gemeinden, welche ursprünglich durchaus demokratischen Charakters war, in die bischöfliche,

---

zuzugestehen, als stünden wir außerhalb der katholischen d. h. christlichen Kirche. Die unter dem Papst stehende Kirche ist am besten zu nennen: „Papstkirche" oder „römische Kirche"; will man sie als katholische bezeichnen, dann jedenfalls als „römisch-katholische".

[1]) Vergl. Harnack, Lesebuch der Dogmengeschichte. I. Bd. S. 256 ff. Freiburg i. Br. 1886.

monarchische Regierungsform umbildete. Woher das Ansehen dieser neuen drei Stützen der Kirche? Sie waren — sagte man — apostolischen Ursprungs! Diese Behauptung war kühn; man konnte sie wagen, nur wenn man den Zusammenhang mit der apostolischen Zeit nachzuweisen im Stande war. Diesen Dienst leisteten: die von den Aposteln gegründeten Gemeinden (die „sedes apostolicae“). Sie waren das lebendige Band, welches die Gegenwart mit der apostolischen Zeit verknüpfte; die Hüterinnen der apostolischen Lehre. Welche Garantie aber bestand, daß ihre Überlieferung eine reine, ungetrübte war? Es war klar, daß innerhalb der apostolischen Gemeinden die ununterbrochene Fortpflanzung der in den Apostelgemeinden niedergelegten apostolischen Lehre nachgewiesen werden mußte — ein bedenklicher Angriffspunkt für Haeretiker, wenn dies nicht gelang. Hier trat helfend ein der Episkopat. Die Bischöfe wurden zu Nachfolgern der Apostel proklamiert; in ununterbrochener Aufeinanderfolge haben sie — sagte man — deren Erbe von Geschlecht zu Geschlecht erhalten, sie garantieren die Reinheit der Überlieferung.

Diese Theorie von den „Apostelgemeinden“ wie von dem „untrüglichen Besitz der Wahrheit“ (certum charisma veritatis), welche den Bischöfen eigen sei durch die ununterbrochene Verbindung mit den Gründern der Kirche, den Aposteln — war eine unbewiesene und unbeweisbare Behauptung, eine Fabel. Aber sie wurde geglaubt und war daher eine Macht.

Die römische Gemeinde nun hat vor anderen jene Stützen der katholischen Kirche schaffen helfen.[1]) Sie war es, die wahrscheinlich zuerst den Versuch einer Zusammenfassung apostolischer Schriften im neutestamentlichen Kanon gemacht hat; sie hat zuerst im erweiterten Taufbekenntnis (in der „regula fidei“) eine Zusammenfassung der kirchlichen Überlieferung sich geschaffen. — Aber die römische Gemeinde war dazu vor anderen geeignet, selbst eine Hauptstütze der „katholischen Kirche“ zu werden. Denn sie war Apostelgemeinde im eminenten Sinn — die einzige im Abendland, sogar durch zwei Apostel gegründet, so sagte man

---

[1]) cf. Harnack a. a. O. S. 362—364.

schon am Ende des 2. Jahrhunderts. Und nicht nur dies. Die lückenlose Aufeinanderfolge der Bischöfe, auf welche soviel ankam, stand für die römische Gemeinde nicht nur als Dogma fest, sondern man besaß sie handgreiflich: sie zuerst hat eine Liste ihrer Bischöfe angefertigt.

Ein Mann, der von Geburt ein Klein-Asiate war und seine Kraft dem Abendland widmete, der Bischof von Lyon, der seinem Namen Irenaeus Ehre gemacht hat, wie einmal Eusеb bemerkt[1]), giebt uns den Eindruck wieder, welchen die römische Kirche ums Jahr 190 einem Außenstehenden machte. Er nennt sie die erhabene, uralte, von den Aposteln Petrus und Paulus gegründete. Der Vorrang vor anderen Gemeinden als hauptstädtische giebt ihr auch eine einzigartige kirchliche Stellung. Weil die Gläubigen der ganzen Welt hier zusammenströmen, ist die Tradition apostolischer Lehre hier am reinsten. — Die ganze Christenheit hat an dieser Reinerhaltung mit gearbeitet.[2])

Über die Worte des Irenaeus, die wir hier umschrieben haben, existiert eine Litteratur. Man findet sie auch im Vatikanum[3]), schwer mißdeutet unserer Ansicht nach.

Blicken wir zurück. Wir sahen: die römische Gemeinde erwarb Sympathien in großer Ferne durch ihre offene Hand, erbte den Ruhm der Welthauptstadt, ehe diese sie als rechtmäßige Tochter anerkannte, war umstrahlt von dem Glorienschein der beiden für die Weltgeschichte bedeutsamsten Apostel, verpflichtete sich die gesamte Christenheit durch ihre Mitarbeit an der Herausbildung fester Stützen für Leben und Lehre, — um die Anerkennung als geistigen Mittelpunkt der Gesamtkirche dafür zu ernten.

Wir sagen nicht zu viel: die römische Gemeinde

---

[1]) l. c. V, 24, 18.

[2]) Irenaeus contra haereses lib. III, cap. 3, § 2 nennt die römische Kirche „maxima et antiquissima, a gloriosissimis duobus apostolis Petro et Paulo Romae fundata et constituta“ und sagt „ad hanc ecclesiam propter potentiorem principalitatem necesse est omnem convenire ecclesiam, hoc est eos qui sunt undique fideles, in qua semper ab his, qui sunt undique, conservata est ea quae est ab apostolis traditio“. Es ist wichtig, im Auge zu behalten, daß diese Worte nicht der Grundtext sind, sondern lateinische Übersetzung des verlorenen Originaltextes.

[3]) Sess. IV, cap. 2 werden sie als historische Stütze des Primates des Petrus und seiner Nachfolger verwandt.

stand um das Jahr 190 in einzigartigem Ansehen da. Aber zweierlei ist hier zu beachten, von größtem Belang für die Folgezeit:

1) Die Autorität besaß die römische Gemeinde, nicht ihr Vorsteher, der römische Bischof, und

2) die Autorität war nicht eine rechtlich fixierte, gesetzlich zugestandene, sondern eine ideale, moralische, aus den thatsächlichen Verhältnissen sich ergebende.

Aber die Vorsteher der römischen Gemeinde begnügen sich nicht mit dieser Hochstellung der von ihnen geleiteten Gemeinde, sie machen den Versuch, die Autorität dieser Gemeinde in der ganzen Christenheit an das Amt des römischen Bischofs zu knüpfen: den moralischen Primat der apostolischen Stiftung umzuwandeln in einen hierarchischen Supremat des römischen Bischofs.

Eine rituelle Streitfrage, wann das Osterfest zu feiern sei, hatte schon früher die Gemüter bewegt, war aber zwischen dem alten Polykarp von Smyrna und Anicet von Rom gütlich beigelegt worden. Da griff Bischof Viktor 192 sie aufs neue auf. Er verlangte von der kleinasiatischen Kirche bei Androhung der Exkommunikation sofortiges Aufgeben ihrer und Anerkennung der römischen Praxis. Dieses Vorgehen Viktors bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte der römischen Kirche: es ist der erste Versuch eines römischen Bischofs, einer anderen Kirchenprovinz als höhere Instanz gegenüberzutreten, gleichsam als vorgesetzte Behörde zu befehlen. Der Überrumpelungsversuch Viktors mißglückte. Er erfuhr eine scharfe Zurückweisung nicht nur von den Klein-Asiaten, sondern auch von den sachlich mit Viktor übereinstimmenden Bischöfen z. B. Irenaeus.[1]) — Aber schon der zweite Nachfolger Viktors vertritt die nämliche Politik. Calixt (217—222) war seiner Persönlichkeit nach wenig für die Stellung des Bischofs qualifiziert: ursprünglich Sklave, dann Banquier, wegen faulen Bankerotts flüchtig, aber im Hafen abgefaßt, in die Tretmühle geschickt, befreit, dann wegen antisemitischen Excesses gegeißelt, in die Sardinischen Bergwerke verwiesen, durch die Geliebte des Kaisers Commodus

[1]) Eusebius lib. V, c. 23. 24.

befreit, um nicht lange danach, 217, die cathedra Petri zu besteigen. Dieser Calixt erließ ein peremptorisches Edikt für die Handhabung der Kirchenzucht mit dem Anspruch der Geltung desselben in der Gesamtkirche. Aber die Anerkennung blieb aus — der beißende Spott Tertullians erinnert ihn rasch an die Schranken seiner Macht.[1]).

Eine weitere Generation vergeht, da versucht sich aufs neue ein römischer Bischof in dem Ton hierarchischer Überlegenheit. Bischof Stephanus (254—257) war es; diesmal handelte es sich um eine Frage nicht mehr disziplinarer Natur, sondern dogmatischen Charakters: sind die von Ketzern stiftungsgemäß vollzogenen Taufen giltig oder nicht? Die verschiedene Beantwortung, welche erteilt wurde, interessiert uns materiell hier nicht; wohl aber, daß Stephan die unbedingte Anerkennung seiner Lösung des Problems prätendierte und Afrikanern wie Klein-Asiaten, welche anders dachten, mit Abbruch der Kirchengemeinschaft drohte. Doch der Zeitpunkt war für Machterweiterungen übel gewählt: denn die afrikanische Kirche hatte in ihrer Mitte den großen Cyprian von Carthago — als „Heiligen" verehrt ihn die römische Kirche —, die kleinasiatische den energischen Firmilian von Caesarea in Cappadocien. Diese beiden Kirchenfürsten haben ihren römischen Kollegen gegenüber eine Sprache geführt, welche unmißverständlich zeigt, daß der Gedanke einer höheren amtlichen Stellung des letzteren ihnen völlig fern lag.[2])

Also scharfe Prozesse gegen die Anmaßungen römischer Bischöfe! Aber nur gegen solche Ausschreitungen, müssen wir gleich hinzufügen. Denn das Ansehen der römischen Gemeinde blieb ungeschwächt nicht nur, sondern steigerte

---

[1]) Tertullian spöttelt in seiner Schrift de pudicitia cap. 1 über den „pontifex maximus", den „episcopus episcoporum" der ein „edictum et quidem peremptorium" erlassen habe.

[2]) cf. epist. 74 und 75 in der Briefsammlung Cyprians. Firmilian redet von der „audacia et insolentia" Stephans, von seiner „caecitas", „stultitia" und „imperitia" und schließt: „non pudet Stephanum fraternitatem scindere, insuper et Cyprianum pseudochristum et pseudoapostolum et dolosum dicere: qui omnia in se esse conscius praevenit ut alteri ea per mendacium obiceret quae ipse ac merito audire deberet".

sich noch und — schon können wir auch die Ansätze dafür deutlich beobachten, daß der römische Bischof als römischer Bischof eine besondere Autorität genießt, wir können sie konstatieren auch gerade bei dem Mann, welcher Stephan mutvoll entgegentrat bei: — Cyprian.

Alles was im 1. und 2. Jahrhundert das Renommee der römischen Kirche begründet, wirkt auch jetzt nach, aber mit den veränderten Verhältnissen treten noch neue Faktoren in Kraft. Ein Bibelwort beginnt wirksam zu werden, das für die Geschichte des Christentums Bedeutung erhalten sollte wie kein zweites — ein Wort in seiner Tragweite entdeckt und verwertet erst durch die katholisch gewordene Kirche, ein Wort, das in riesigen Lettern auf dem Fries der hohen Kuppel des St. Peter Dom zu lesen ist[1]): „Du bist Petrus, und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen.“ (Matth. 16.)

Die Bischöfe waren Nachfolger der Apostel. Innerhalb des Apostelkreises aber nahm Petrus eine bevorzugte Stellung ein — also steht der Nachfolger des Petrus, der römische Bischof, auch über den anderen Bischöfen. Das war die Gedankenreihe, die in Rom vielleicht schon einem Viktor geläufig war. Sein Brief an Polykrates von Ephesus ist uns nicht erhalten, aber dessen Antwort[2]) legt den Rückschluß nahe, daß schon Viktor seine angeblich höhere Autorität auf Petrus als den ersten der Apostel und obersten Priester der Kirche gestützt hat.[3]) Sicher ist dann Matth. 16 von Calixt in dem angegebenen Sinn verwertet worden.[4])

Wir fanden Cyprian als Gegner des Stephanus, und er mußte ihm in der That opponieren. Denn die **eine** Kirche sah er repräsentiert und getragen durch den **einen** Episkopat, dessen Glieder ohne Unterschied dieselbe Würde, denselben Rang bekleiden — für Primatsbestrebungen hatte eine solche episkopale Kirche keinen Raum. Hat der Cyprian'sche Kirchen-

---

[1]) Gregorovius a. a. O. S. 16.

[2]) Eusebius V, 24, 2—8.

[3]) Vergl. J. Friedrich, Zur ältesten Geschichte des Primates in der Kirche. S. 76. Bonn 1879.

[4]) Tertullian: de pudicitia c. 21 vergl. Harnack a. a. O. S. 369.

begriff die hierarchische Ausgestaltung der Kirche wesentlich mit herbeigeführt, so war der Episkopalismus, den er zum Mittelpunkt dieser Kirche machte, das stärkste Gegengewicht gegen die Ausbildung der Einheit der Kirche in der Richtung der absoluten Monarchie. Und doch steht eben Cyprian unter dem Bann jener Petrusverheißung Matth. 16. Sie begründet ihm einen Vorrang des Petrus innerhalb des Apostelkreises, freilich nicht einen Vorrang der Amtsgewalt — sondern nur den Vorzug, die kirchliche Einheit schon im ersten Moment des Bestehens der Kirche in seiner Person symbolisiert zu haben.[1]) Auch betrachtet Cyprian den Petrus als den ersten Bischof von Rom, den römischen Stuhl als den des Petrus (Cathedra Petri), die römische Kirche als die Urkirche,[2]) freilich ohne eine Überordnung desselben über andere damit andeuten zu wollen. Aber luden solche Aussagen nicht geradezu ein, die Folgerung zu ziehen: also hat Petrus größere Machtfülle gehabt als die anderen Apostel, also hat der Nachfolger des Petrus eine Machtbefugnis über die anderen Bischöfe! Cyprian hat sie freilich, wie gesagt, positiv abgelehnt. Nur durch Textfälschungen ist es möglich geworden, ihn als direkten Zeugen für den päpstlichen Primat zu verwenden.

Die Petrusverheißung Matth. 16 enthält freilich, wie wissenschaftliche Betrachtung erkennen läßt, nicht das, was man ihr unterlegte: sie überträgt nicht dem Petrus den Rang eines höchsten Richters im Jüngerkreise, noch auch wird hier ein besonderes Amt gestiftet, welches übertragbar ist. Aber der Glaube ergänzte, was dem Worte in Wirklichkeit fehlte: so konnte es schon im 3. Jahrhundert den Ruhm des römischen Bischofs vermehren helfen.

Über der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. liegt ein dichter Schleier. Auch über die Stellung des römischen Bischofs in der Gesamtkirche während dieser Periode liegen wenig

---

[1]) De catholicae ecclesiae unitate cap. 4 ed. Hartel tom. I, p. 213: „hoc erant utique et ceteri Apostoli quod fuit Petrus, pari consortio praediti et honoris et potestatis, sed exordium ab unitate proficiscitur, ut ecclesia Christi una monstretur“.

[2]) epist. 59 cap. 14 bei Hartel S. 683.

Nachrichten vor[1]): nach ihrem Verlauf aber stehen wir plötzlich vor einem interessanten Faktum, das in seiner Entstehung weit zurückreicht. Das Ideal der Einheit der Kirche war keine bloße Theorie, sondern eine treibende Kraft der kirchlichen Entwickelung. Es schuf als Einheit erster Ordnung den monarchischen Episkopat, welcher an der Spitze eines weit sich verzweigenden Klerus die einzelne Gemeinde regierte, bald dann auch das Oberhaupt eines Kranzes von Gemeinden wurde, welche um seine Gemeinde, die Muttergemeinde, als Tochtergemeinden sich lagerten. So gab es unzählige Bischofskirchen. Aber der ideelle Zusammenhang derselben durch die Theorie von der Einheit des Episkopates genügte praktisch nicht; durch die Bedrängung der Christenheit in den staatlichen Verfolgungen und die weitere Entwickelung des kirchlichen Lebens wird das Bedürfnis äußerer Einigung stärker: die einzelnen Bischofskirchen treten zu größeren Verbänden zusammen — es bilden sich Einheiten zweiter Ordnung: die Metropolitanate[2]). Der Centralisationsprozeß schreitet weiter: es entstehen die Patriarchate. Das Schlußergebnis dieser mit Folgerichtigkeit aus dem Begriff der Kirche als einer sinnenfälligen Institution sich ergebenden Entwickelung war die Schöpfung eines sichtbaren Oberhauptes der Gesamtkirche. Am Anfang des 4. Jahrh. befindet sich die Kirche auf der Stufe des Überganges von Metropolitanaten zu Patriarchaten. Die römische Kirche im Abendland wie die von Alexandrien und Antiochien im Morgenland haben zur Zeit des Nicänischen Concils (325) einen größeren Machtbereich, als die gewöhnlichen Metropoliten. Das Concil findet diesen Thatbestand vor als eine „alte Gewohnheit". Das Concil zu Nicäa, die erste ökumenische Synode, erkennt dieses fait accompli an, in seinem berühmten 6. Kanon[3]): den genannten drei

---

[1]) Vergl. Friedrich a. a. O. S. 122 ff.; Harnack a. a. O. S. 370, Anm. 1.

[2]) Vergl. Richard Rothe, Vorlesungen über Kirchengeschichte und Geschichte des christlichen Lebens, herausg. von Weingarten. I. S. 350 ff. Heidelberg 1875.

[3]) Vergl. Loening, Geschichte des deutschen Kirchenrechts. Bd. I. S. 423 ff. Straßburg 1878.

Metropoliten wird eine Ausnahmestellung vor den übrigen zugestanden und zwar in der Weise, daß als Motiv für die Bewilligung derselben an die Bischöfe von Alexandrien und Antiochien der lange Besitz einer solchen Ausnahmestellung durch den römischen Bischof angeführt wird. Der römische Bischof hat also ums Jahr 325 eine andere Metropoliten überragende Stellung eingenommen — worin sein Übergewicht bestand, über welche Gebiete er es ausgeübt hat, wird im Nicaenum nicht gesagt. Die Sanctionierung des Vorranges des römischen Bischofs im Abendland durch das Nicaenum ist trotz dieser Unbestimmtheiten ein wichtiges positives Zeugnis für die wachsende Bedeutung desselben. Aber eben das Nicänische Concil zeigt auf der anderen Seite, wie weit damals der römische Bischof noch entfernt war, einen Primat in der Gesamtkirche auszuüben. Derselbe hat — Bischof Sylvester (314—335) stand am Ruder — weder das Concil berufen, noch dasselbe geleitet, noch seine Beschlüsse bestätigt. Das Concil weiß nichts von einer Oberleitung der ganzen Kirche durch den römischen Bischof. Das beredte Schweigen dieser Synode macht curialistischen Historikern große Schwierigkeiten. Schon früh hat man sie empfunden. Bereits im 5. Jahrhundert half man sich mit dem Kunstgriff des corriger l'histoire, in welchem Roms Diener die bekannte Virtuosität besitzen: man bereicherte den Text jenes 6. Kanons durch die Worte „ecclesia romana semper habuit primatum“ (d. h. die römische Kirche war stets in der Christenheit nach Rang und Rechten die erste Kirche). Auf dem IV. ökumenischen Concil zu Chalcedon 451 verlas ihn der römische Legat in dieser verbesserten Form — wäre kein Protest erfolgt, dann war die Fälschung legitimiert. Aber der Coup mißlang, die Verlesung des authentischen Textes charakterisiert die römische Fassung des Kanons als das, was sie war, als einen — Betrug.

Das Concil zu Nicäa war berufen und inspiriert worden durch den Mann, welcher durch die staatliche Anerkennung, dann Privilegierung des Christentums im römischen Reich seinen Namen unlösbar mit der Geschichte des Christentums verknüpft hat, durch Kaiser Konstantin. Der Umschwung, welchen die ganze äußere Kirche erfuhr, übte seine Wirkung auch auf die Stellung des römischen Bischofs aus. Diese Wirkung

war zunächst keine demselben günstige. Die Ehren und äußeren Vorteile, mit welchen die Bischöfe überschüttet wurden, gab ein Konstantin nicht umsonst. Der Preis, den die Kirche zahlte, war ihre Freiheit. Die Kirche, welche über ihre Verfolger triumphiert hatte, hat er in wenig Jahren sich unterworfen — durch Gunstbezeugungen. Konstantin gab ihr viel, aber seine Geschenke waren Köder, welche die Beschenkten in seine Hand lieferten. Er redete die Bischöfe „liebe Brüder“ an, gab den Synodalen in Nicäa vor ihrer Abreise ein glänzendes Bankett; aber die, welche dem kaiserlichen Willen widerstrebten, traf Absetzung und Verbannung. Der Heide Konstantin war ein Herrscher der Kirchen, mit welchem der Hüter der Apostelgebeine in Rom nicht rivalisieren konnte. Und doch hat gerade dieser Konstantin dem römischen Bischof einen Dienst ohne gleichen geleistet, indem er die kaiserliche Residenz in den Osten verlegte und am Bosporus eine Weltstadt hervorzauberte, die seinen Namen tragend Zeugnis ablegen sollte, daß das Reich durch ihn auf neue Grundlagen gestellt worden, auf die Parität der Religionen. Ein festes Bollwerk wurde es später gegen den vordringenden Islam und ein Hüter der Schätze des Altertums, bis der Humanismus des Abendlandes die Erbschaft antrat[1]). Allerdings wurde der Bischof von Konstantinopel ein Nebenbuhler des römischen, wie ihn dieser niemals sonst gehabt hat. Gestützt auf die Macht des Kaiserhofes, hat dieser Nebenbuhler unermüdlich um die volle Ebenbürtigkeit an Ehre und Würde gerungen und für die Kirche des Ostens mit großem Erfolg. Trotzdem bedeutete die Gründung von Neurom einen Machtzuwachs für den Bischof des alten Rom. Der Glanz des Hofes ging ihm verloren, aber er entging zugleich dessen Gefahren. Es blieb ihm erspart, ein Hofbeamter zu werden, äußerlich geehrt, aber in seinen Bewegungen gehemmt; erspart ebenso als Werkzeug zu dienen für die Verquickung von Religion und Politik, wie sie der „Byzantinismus“ dann vollzog. Der Kaiser fern im Osten! — so war die Bahn frei im Westen! Die spätere Legende, wie sie in dem Schriftstück der „Schenkung Konstantins“ (Donatio Constantini) vor-

---

[1]) Burkhardt, Die Zeit Konstantins des Großen. S. 399, 420, 463. 1. Aufl. Basel 1853.

liegt, erzählt, daß Konstantin dem römischen Bischof das Abendland geschenkt und seine Residenz nach Byzanz verlegt habe, weil es sich nicht zieme, daß der irdische Herrscher dort wohne, wo das Haupt der Kirche regiere. Eine kindliche Beurteilung der Handlungsweise eines Konstantin und eine plumpe Fälschung, diese „Donatio“! aber sie bekundet die richtige Einsicht, daß Konstantin gerade durch seine Gründung im Osten die Entwickelung des Papsttums im Abendland ermöglicht und herbeigeführt hat.

Kaum hatte das Christentum die bürgerliche Existenzberechtigung im römischen Reich als Lohn langer Kämpfe davongetragen, so brach in seiner Mitte der große Kampf um die Gottheit Christi aus — unvermeidlich, weil über diese Frage Klarheit erstrebt werden mußte, aber beklagenswert wegen seiner Wirkungen auf das kirchliche Leben, wie der aus dem Staatskirchentum sich ergebenden politischen und polizeilichen Behandlung dieses Streites. Fürstenlaune oder Fürstenglaube entschied, ob die Annahme dieser oder jener dogmatischen Formel als unerläßliches Erfordernis eines guten Staatsbürgers oder als Staatsverbrechen zu gelten habe. — In diesen „arianischen“ Streitigkeiten stand Rom, wie das Abendland überhaupt, auf Seiten der Nicäner. Die Haltung des römischen Bischofs war für diese von großer Bedeutung. Als Athanasius zum zweiten Mal in die Verbannung geht, wird Rom für ihn eine Zufluchtsstätte (341) und der römische Bischof Julius (337—352) läßt durch eine in Rom abgehaltene Synode die Christologie des Athanasius als rechtgläubig erklären. Die Sympathien, welche die orthodoxen Kreise ihm dafür entgegenbrachten, waren groß: sie trugen ihm Vertrauensvoten ein, deren Bedeutung in der Folgezeit weit die Absichten derer übertraf, welche sie herbeigeführt. Im Jahre 343 machten die Kaiser Konstantius und Konstans den Versuch, durch eine große Synode die endlosen Wirren des arianischen Kirchenstreits beizulegen: in Sardika (in Illyrien), sollte das Friedenswerk durch eine große Bischofsversammlung vollzogen werden. Das gewünschte Resultat blieb aus. Die Frage der Zulassung des exkommunicierten Athanasius spaltet sofort die Anwesenden: die Orientalen trennen sich und treten zu einer Gegensynode zusammen, die zurückbleibenden Occidentalen erklären sich für Athanasius

und beschließen außerdem: ein von seiner Provinzialsynode abgesetzter Bischof darf sich an den römischen Bischof wenden, und dieser hat das Recht, falls ihm die Beschwerde gerecht erscheint, eine nochmalige Untersuchung durch die Bischöfe der Nachbarprovinz anzuordnen und bei dieser sich durch einen Legaten vertreten zu lassen.

Materiell gewährten diese Sardicensischen Beschlüsse dem römischen Bischof nicht gar viel, aber sie bezeichnen die erste Stufe einer richterlichen Oberhoheit des römischen Bischofs über die ganze Kirche und sind durch die Anwendung, welche dieser von ihnen gemacht hat, von epochemachender Behandlung für die Grundlegung des Papsttums. Von einer allgemeinen Anerkennung der Beschlüsse jener sardicensischen Synode[1]) war zunächst nicht die Rede; sie wurden nicht einmal bekannt auch nur im ganzen Abendland. Rom suchte diesem Mangel abzuhelfen, indem er dieselben für nicänische ausgab[2]) — ein Taschenspielerkunststück, welches die klugen Afrikaner durchschauten, das aber in anderen Provinzen unentdeckt blieb.

Das Jahrhundert, welches auf die Sardicensische Synode folgt, ist die Zeit, in welcher das römische Reich seinem Untergang entgegeneilt. Es beginnt in dieser Periode die große Völkerwanderung, welche in dem Niedersturz des Imperiums die Vergänglichkeit aller irdischen Gewalt so ergreifend vor Augen führt. Auch die ganze römische Kultur wird schließlich eine Beute der jungen, frischen germanischen Völker; ihr Zusammenbruch begrub die alte Welt.

Dieses Jahrhundert des Zerfalls aller politischen Ordnung hat die Stellung des römischen Bischofs stärker und stärker gemacht. Eben die Ereignisse, welche den politischen Organismus schwächten und sprengten, haben den kirchlichen gefestigt. Das Kaisertum wird geteilt und dadurch geschwächt, die Kirche wird nun das Einheitsband, welches die politisch getrennten und nicht mehr geschützten Völker umschlingt und Rom, das kirchliche Rom tritt die Erbschaft des Imperiums an. — —

---

[1]) Sie war nur von etwa 94 Bischöfen besucht, während auf der nicänischen 318 anwesend gewesen sein sollen. cf. Hefeles Conciliengeschichte. I. Bd. (2. Aufl. Freiburg i. Br. 1873.) S. 541 und 291.

[2]) Loening a. a. O. S. 453 ff.

Wir müssen uns hier mit kurzen Andeutungen begnügen. Nach dem Tode des Theodosius 395 wird die schon hundert Jahre früher vollzogene Teilung der Verwaltung des römischen Reiches zu einer definitiven Teilung des einen Reichs in ein ost- und weströmisches Reich. Diese Maßregel hatte für die Gesamtkirche die Bedeutung, daß ihr abendländischer Teil von dem des Orients sich trennte — dem römischen Bischof brachte sie den Vorteil, daß die Patriarchen von Konstantinopel, Antiochien, Alexandrien nun Kirchenfürsten eines anderen Reiches wurden. Sie blieben Rivalen, aber ihre Konkurrenzfähigkeit sank.

Dazu kam, daß gleichzeitig das Abendland theologisch unabhängig wird von dem Orient. Die durch die griechische Kirche gewonnene Kirchenlehre wird vom Abendland aufgenommen, aber selbständig verarbeitet; eine dem Abendland eigentümliche Theologie und Denkweise wird geschaffen. Kann, mit den nötigen Einschränkungen, Konstantin als der letzte Urheber des Schisma's zwischen Orient und Occident angesehen werden wegen seiner Gründung Konstantinopels, so mit dem gleichen Recht Augustin als der Schöpfer einer eigenartig abendländischen Theologie. — —

Jemehr die Kirche des Abendlandes eine gesonderte Entwickelung einschlug, um so wichtiger wurde es, daß innerhalb des Abendlandes keine Kirche mit der römischen auf die Dauer sich messen konnte. Wohl hat der Unabhängigkeitssinn der nordafrikanischen Kirche den römischen Bischöfen noch manche schwere Stunde bereitet — es sei nur erinnert an die Erfahrungen, welche Zosimus (417—418) und Cölestin I. (422—32) machen mußten — aber der Vandalensturm des Jahres 429 stellte dem dortigen Episkopat andere Aufgaben, als eifersüchtig über ihre Rechte gegenüber Rom zu wachen. Die germanischen Staatengründungen in Gallien und Spanien, welche auch hier dem Arianismus zu einer interessanten Nachblüte verhalfen, haben allerdings erst in späterer Zeit sich dem römischen Einfluß geöffnet, aber um so enger hat sich im Laufe des 5. Jahrhunderts die katholische Kirche Galliens an den römischen Stuhl angeschlossen.

Während des Jahrhunderts, welches wir hier vor Augen haben, haben die römischen Bischöfe alle verschiedenen Seiten

der Primatsidee, welche ihre Nachfolger in ihrer Vereinigung vertraten, erfolgreich zur Geltung zu bringen gesucht. Als Mann ersten Ranges zeigt sich nur Innozenz I. (402—17), aber auch die anderen Inhaber des Stuhles Petri haben, von Zosimus abgesehen, das ihrige gethan, das Ansehen ihres Bistums zu mehren. Das Bedürfnis der Zeit nach Einheit kam ihren Prätensionen entgegen und was sie immer sich anmaßten als römische Bischöfe, sie behaupteten und konnten behaupten, es zu thun im Dienst der Gesamtheit.

Was haben sie erreicht? Das sogenannte II. ökumenische Concil vom Jahre 381 gab dem Patriarchen von Byzanz den Rang nach dem römischen, unter Zurücksetzung des Alexandriners und Antiocheners, aber der Nachfolger Petri wurde doch damit als der erste Bischof des Reiches hingestellt. — Und dieser Primat ist, im Occident wenigstens, keineswegs mehr bloß ein moralischer, er wandelt sich um in den einer ersten gesetzgebenden Gewalt. Ein Siricius verlangt für seine Erlasse allgemeine Anerkennung, er erteilt nicht mehr brüderliche Ratschläge, sondern läßt „Dekretalen" ausgehen — die älteste von 385. Ein Innozenz fordert, daß alle bedeutsamen Streitsachen (causae majores) vor den apostolischen Stuhl zu Rom gebracht werden; beansprucht die Anerkennung aller römischen Einrichtungen als römischer, denn alle Kirchen des Abendlandes seien Schöpfungen Roms. Wie absolute Monarchen ernennen römische Bischöfe einstige Kollegen, in anderen Ländern zu — Statthaltern; wir finden päpstliche Vikare in Gallien und Illyrien, hier war es der Bischof von Thessalonich (412), dort der Bischof von Arles (417). — Das Urteil der römischen Gemeinde hatte stets in Glaubenssachen viel gegolten — jetzt können wir beobachten, wie der römische Stuhl die Rolle des erprobten Ratgebers umzuwandeln beginnt in die des höheren kirchlichen Tribunals. Der pelagianische Streit bringt Huldigungen von Synoden im Osten und Westen, der origenistische Streit die Anerkennung als höhere Instanz durch die Patriarchen von Konstantinopel und Alexandrien, der nestorianische den Triumph, daß der Patriarch, welcher kriechend dem römischen Bischof sich unterworfen, den Sieg davon trägt über den Nebenbuhler am Kaiserhof, der seinen Amtsbruder in Rom als coordinierten Kollegen behandelt hatte. Zwar kann das geflügelte Wort

„Roma locuta, causa finita", d. h. „hat Rom gesprochen, hat der Streit ein Ende", nicht bei dem heiligen Augustin nachgewiesen werden — Janssen und Ebrard geben Stellen an, an denen das Bonmot sich nicht findet[1]) — aber, losgelöst von diesem angeblichen Urheber, ist dieses Wort schon für das 5. Jahrhundert fast zutreffend. Welche Stellung muß Rom als Hüterin der reinen Lehre eingenommen haben in der Anschauung der damaligen Christenheit, daß selbst die offenbare Häresie eines Liberius (358), der ärgerliche faux pas des Zosimus in den pelagianischen Händeln sie nicht zu erschüttern vermochten!

Wir haben uns bemüht, zur Darstellung zu bringen, wie die Grundlagen des Papsttums geschaffen wurden, wie dies geschah im Zusammenhang mit der Gesamtentwickelung der Kirche. Seit wann giebt es nun ein Papsttum? Wer war der erste Papst? Doch wohl der, welcher, alle diese vorhandenen Elemente zusammenfassend, bewußt und mit Erfolg den Anspruch auf eine Regierung der Gesamtkirche in Sachen des Glaubens, wie der Disciplin, wie der Jurisdiktion geltend gemacht hat. Dann dürfen wir als den ersten Papst bezeichnen Leo I. den Großen[2]) (440—461). Er hat zuerst den Primat des römischen Bischofs über die ganze Kirche systematisch zu einer geschlossenen Theorie ausgebildet, die monarchische Gewalt desselben über die ganze Kirche als göttliche Einsetzung behauptet. — Er zuerst hat diesen Primat nach allen Seiten, auf alle Gebiete des kirchlichen Lebens ausgedehnt: auf Rechtsprechung, Gesetzgebung, Kirchenzucht, auch auf die Dogmatik. Und wie die Theorie, so die Praxis! Seine Persönlichkeit im Verein mit den Verhältnissen, unter denen er lebte, haben ihn zu dem Urbild eines „Papstes" gemacht. Er war ein Hierarch, wie es wenige gegeben, ein Mann von dem Schlage eines Nikolaus I., eines Gregor VII. Was Cyprian für den Episkopat, ist Leo für das Papsttum geworden — der große Theoretiker, der allerdings längst vorhandenes zusammengeschmolzen, aber doch durch das Vereinigen dieser getrennten Elemente ein Neues

---

[1]) Hermann Reuter, Augustinische Studien. S. 323. Gotha 1887.

[2]) cf. Realencyklopädie für prot. Theologie. 2. Aufl. Bd. VIII, S. 55 ff.

geschaffen und für alle Zeiten begründet hat — zugleich der große Praktiker, welcher in seiner Person und in seinem Wirken seine Theorie illustrierte. Den Pontifikat Leo's haben wir hier nicht zu schildern. Nur auf ein Ereignis mag hingewiesen werden: 445 erließ Kaiser Valentinian III. für sein abendländisches Reich das Gesetz, daß Auflehnung gegen den römischen Bischof als — Majestätsverbrechen angesehen werden soll.[1])

Einige wichtige Ergebnisse unserer Skizze mögen den Abschluß machen:

I. Das Papsttum ist allmählich entstanden, d. h. es ist nicht eine mit der Kirche selbst geschaffene göttliche Einrichtung, sondern das Produkt einer langen, in ihren einzelnen Stadien kontrolierbaren Entwickelung. Drei Stufen lassen sich in dieser Entwickelung unterscheiden: 1. die Periode bis 190, die Zeit der moralischen Autorität der römischen Gemeinde, 2. die Periode von 190—343, die Zeit, in welcher der römische Bischof versucht, diese Autorität der Gemeinde in eine Autorität ihres Vorstehers umzuwandeln, 3. die Periode von 343 bis 440, die Zeit, in welcher der römische Bischof seine moralische Autorität durch rechtliche Befugnisse wachsend zu ergänzen versteht. — Vierhundert Jahre hat es eine Kirche gegeben, ehe es einen Papst gegeben hat!

II. Die Ansprüche Roms und ihre Anerkennung durch die übrige Kirche fallen **nicht** zusammen. Eine wichtige Beobachtung auch für die Geschichte des Papsttums in der Folgezeit. Wollte man die Geschichte des Papsttums nur nach den Kundgebungen seiner Träger zeichnen, — wir erhielten ein ganz schiefes Bild: dann wäre schon Viktor ein Papst gewesen. Gewiß ein verkehrtes Prinzip, wir müßten nämlich auch seine sonstigen Urteile ohne weiteres für wahr ansehen, d. h. z. B. über den Protestantismus. Die Geschichte des Papsttums ist eine Geschichte des Kampfes zwischen maßloser Überhebung und den Versuchen, seinen erdrückenden Umarmungen sich zu entwinden. Weltliche Machthaber waren die Widerstrebenden; mehr noch die Geistlichen — denn sie

[1]) Die zu erwartende praktische Bedeutung hat das Gesetz nicht erlangt. Über den Grund vergl. Loening I, 527.

wurden mehr bedroht. Die schärfsten Gegner des Vatikanums waren: römisch-katholische Bischöfe.

III. Rom und das Papsttum sind untrennbar: wenn es sich loslöst von dem mütterlichen Boden, verliert es den Nimbus, dessen es bedarf. Das 14. Jahrhundert liefert die nötigen Belege, und das Bismarck'sche Wort über das Projekt einer Übersiedelung Pius IX. nach Deutschland im Jahre 1870 trifft durchaus den Nagel auf den Kopf: Er hört auf gefährlich zu sein, wenn man ihn sieht als einen guten alten Herrn, der wie andere Bischöfe ißt und trinkt, eine Prise nimmt, wohl gar auch seine Cigarre raucht[1]). Wir dürfen auch von Leo XIII. sagen: das wäre ein Anblick, welcher den heiligen Vater dem deutschen Bürger menschlich näher rücken würde. Aber was der Mensch gewönne, würde der Papst verlieren.

Vergleicht man das Christentum, wie es durch das Papsttum geschaffen und gestaltet worden, mit dem Christentum, welches wir aus der Schrift kennen, so stehen wir vor einer Karrikatur. Einzelne Päpste haben großes geleistet und große Verdienste sich erworben, die Institution als solche ist widerchristlich. Absolutistisch seinem Wesen nach, tötet es die Freiheit der einzelnen Persönlichkeit; wesentlich auf Erweiterung seiner Macht bedacht, wirkt es irreligiös und unsittlich, denn Religion und Sittlichkeit sind in seiner Hand kirchenpolitische Mittel, die es nach Belieben handhabt. —

Die Existenz des Islam ist ein großes Rätsel für den, welcher die Überzeugung hat, daß Gott die Welt regiert. Man fragt: Wie hat Gott ihn entstehen lassen, nachdem das Christentum sechs Jahrhunderte gewirkt? Die Existenz des Papsttums ist ein gleiches Rätsel. Denn es giebt hier nur die Alternative: entweder es ist Gottes Werk, dann müssen wir alle unter seine Gewalt uns begeben; wir müssen das „subesse romano pontifici“ (Unterwerfung unter den römischen Bischof), welches Bonifacius VIII. als Bedingung der Seligkeit aufstellte, ganz anerkennen; — oder aber wir fassen es als die Realisierung des Pauluswortes (II. Theff. 2, 4) von

[1]) Vergl. Busch, M., Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich. I. Bd. S. 838. Leipzig 1878.

dem „Widersacher, der sich auflehnt und erhebt wider alles, was Gott oder anbetungswürdig heißt, so daß er sich selber — als Gott in den Tempel Gottes setzet und sich dafür ausgiebt, er sei Gott". Der Papst entweder Statthalter Gottes, resp. da er die göttliche Eigenschaft der Unfehlbarkeit besitzt, der Gott auf Erden — oder der Antichrist. Die Kenntnis der Entstehung dieses Papsttums erleichtert die Antwort auf diese Frage.

Die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche gegenüber Rom.

Von Sup. **Meyer** in Zwickau i. S.

Herabgesetzter Preis 15 Pfg., von 50 Expl. an Partiepreis 10 Pfg.

Stimmen der Presse:

Die christliche Welt: „Der Verfasser schildert den immer schärfer hervortretenden Gegensatz zwischen Rom und Wittenberg, der durch Verschuldung des papalen Katholizismus den Frieden zwischen beiden unmöglich macht, zeigt die Mittel, mit denen Rom kämpft, und die, mit denen die evangelische Kirche aufs Schlachtfeld treten muß. Der Vortrag eignet sich zur Massenverbreitung vorzüglich."

Das Quellwasser: „Ein schneidiger Vortrag, der zeigt, daß die Evangelischen gegen Roms Hinterlist auf der Hut sein müssen."

Das sächsische Kirchen- und Schulblatt: „Ein wertvoller und interessanter Vortrag auch für die, welche nicht zum Bunde halten."

Die Leipziger Zeitung: „Dieser klare, gründliche, von protestantischem Geiste durchwehte Vortrag ist auf der Meißener Konferenz gehalten worden, um in Sachsen eine größere Teilnahme für den Evangelischen Bund zu wecken. Der Vortrag ist geeignet, die in evangelischen Kreisen vielfach herrschende kirchliche Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit zu erschüttern und die Erkenntnis zu schaffen, daß in unseren Tagen auf Seite der evangelischen Kirche Rom gegenüber große Wachsamkeit, treue Entschiedenheit und volle Kraftentfaltung nötig ist."

Das Verschwinden der Emma Tacke,

wie es geschah und was es uns lehrt.

Preis 10 Pfg.

Die christliche Welt sagt hierüber unter anderem:

„Wohl manchem von unseren Lesern wird bei dem Namen Emma Tacke die unheimliche Geschichte wieder einfallen, die vorigen Sommer der Pfarrer Thümmel in Remscheid zuerst der Öffentlichkeit übergab. Auch in diesem Blatte ist sein „Offener Brief an den Erzbischof Krementz von Köln" besprochen worden.

Das Aufsehen, das die Sache machte, war wahrlich berechtigt. Denn daß ein Mädchen von sechzehn Jahren längere Zeit hinter dem Rücken der Eltern von einem Kaplan in der katholischen Religion unterrichtet wurde, das war ja schon schlimm. Daß aber der Familie die Tochter so weit abspenstig gemacht werden konnte, daß sie, zur

Rede gestellt, den Eltern ins Gesicht warf: „Ihr werdet ja doch alle nicht selig"; daß sie sich heimlich aus dem Elternhause entfernte, von katholischen Helfershelfern unterstützt ins Ausland entfloh, und bis auf diesen Tag verschwunden ist; daß dies unter den Augen der Polizei sich abspielen konnte, ohne daß die Behörden sich des armen Webers annahmen, und daß die ersten eingehenden Nachforschungen erst auf direkten Befehl des seligen Kaisers Wilhelm I. angestellt worden sind: ja das sind Dinge, die man sich eben in vielen Teilen unseres guten Deutschlands nicht träumen läßt.

Wohlthuend berührt der ruhige Ton in der ganzen Schrift und die großen Gesichtspunkte, die überall der Beurteilung zu Grunde liegen. So verübt jemand, der zwar den Auswüchsen des jesuitischen Systems scharf entgegentritt, dabei aber stets geneigt ist, dem einzelnen katholischen deutschen Bruder die Hand zur Versöhnung darzubieten, wenn er nur „sein Herz offen hält für das Wehen des göttlichen Geistes".

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.

II. Reihe (Heft 13—24) zusammengenommen 2 Mk.

13. (II. Reihe, 1) Der Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Sittlichkeit, gemeinverständlich dargestellt von Lic. Dr. Gustav Schulze, Pastor an der Michaeliskirche in Erfurt. (30 Pfg.) 14. (II. Reihe, 2) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. I. Die römische Feindschaft wider die evangelische Kirche. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 15. (II. Reihe, 3) Die Behandlung der sozialen Frage auf evangelischer Seite. Ein Bitt- und Mahnwort. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (20 Pfg.) 16. (II. Reihe, 4) Piedigrotta. Ein Nachtbild aus dem religiösen Leben Süditaliens. Von Th. Trede, Pfarrer in Neapel. (15 Pfg.) 17. (II. Reihe, 5) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. II. Das römische Christentum. Von D. G. Warneck. (35 Pfg.) 18. (II. Reihe, 6) Der Verband kaufmännischer Kongregationen und kath.-kaufm. Vereine Deutschlands und eine „öffentliche Aufforderung" der „Germania". Zwei Nachspiele der Thümmelschen Religionsprozesse. Zur Kennzeichnung neujesuitischer Polemik herausgegeben von D. Fr. Nippold, Professor der Theologie in Jena. (30 Pfg.) 19. (II. Reihe, 7) Was würde uns ein vollständiger Sieg Roms kosten? Von G. Blume in Köthen (Anhalt). (25 Pfg.) 20. (II. Reihe, 8) In der Rüstkammer. Von Brüggemann, Pfarrer in Kettwig. (15 Pfg.) 21. (II. Reihe, 9) Die soziale Organisation des römischen Katholizismus in Deutschland. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (25 Pfg.) 22. (II. Reihe, 10) Luther vor und in seinen Thesen. Von Dr. G. Weicker, Gymnasial-Direktor in Stettin. (10 Pfg.) 23. (II. Reihe, 11) Aus der Duisburger II. Generalversammlung des Evangelischen Bundes. (25 Pfg.) 24. (II. Reihe, 12) Der Evangelische Bund und die Toleranz von Lic. Dr. Thönes, evang. Pfarrer zu Lennep und z. Z. Vorsitzendem des Vorstandes des Rhein. Hauptvereins des Evang. Bundes. (25 Pfg.)

III. Reihe (Heft 25—36) Abonnementspreis 2 Mk.

25. (III. Reihe, 1) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. III. Die römische Geschichtschreibung. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 26. (III. Reihe, 2) Luther und Ignatius von Loyola. Von Gymnasial-Dir. Dr. Weicker in Stettin. (10 Pfg.) 27. (III. Reihe, 3) Römische Missionspraxis auf den Karolinen. Von Pastor Fritz Fliedner in Madrid. (15 Pfg.) 28. (III. Reihe, 4) Die römisch-katholischen Ansprüche an die preußische Volksschule. Beleuchtet von Willibald Beyschlag. (20 Pfg.) 29. (III. Reihe, 5) Wundersucht und Wunderscheu. Von Dr. Fr. Danneil, Pastor in Jersleben. (10 Pfg.) 30. (III. Reihe, 6) Die neueste Antisklavereibewegung und die evangelische Mission in Ostafrika. Von Dr. Bärwinkel, Pfarrer an der Regler Kirche und Vorsitzender des evangelischen Ministeriums in Erfurt. (15 Pfg.) 31. (III. Reihe, 7) Können wir trotz der Kampfesziele unseres Bundes mit den deutschen Katholiken in Frieden leben? Vortrag von Oberlandesgerichtsrat Drache in Naumburg a. S. (15 Pfg.) 32. 33. (III. Reihe, 8, 9) Die religiöse Erziehung der Kinder nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich und Abänderungsvorschläge. Von R. Drache, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S. (Preis 60 Pf.) 34. 35. 36. (III. Reihe, 10. 11. 12.) Aus den Verhandlungen der III. Generalversammlung des Evang. Bundes zu Eisenach, 30. Sept. bis 3. Okt. 1889. (Preis 20, 25 und 20 Pfg.)

IV. Reihe (Heft 1—12) Abonnementspreis 2 Mk.

37. (IV. Reihe, 1) Unser gemeinsamer Glaubensgrund im Kampf gegen Rom. Von Kirchenrat D. Lipsius. Vortrag auf der dritten Generalversammlung des Evang. Bundes in Eisenach. (Preis 20 Pfg.) 38. (IV. Reihe, 2) Gegen römisch-katholische Wiedertaufe. Von Prof. D. Witte. (15 Pfg.) 39. (IV. Reihe, 3) Der sittliche Charakter der Jesuiten, eine notwendige Folge ihrer ersten Erziehung. Von Dr. A. Krauß. (20 Pfg.) 40. (IV. Reihe, 4) Offener Brief an die römisch-katholischen Bischöfe und Erzbischöfe im deutschen Reich, — eine evangelische Antwort auf den Fuldaer Hirtenbrief — vom 20. Aug. 1889. (Der Hirtenbrief ist im Abdruck vorausgeschickt.) (40 Pfg.) 41. (IV. Reihe, 5) Römische Bruderliebe. Eine Geschichte aus der Reformationszeit. Den Quellen nacherzählt von G. Gutbrod, ev. Pfarrer (20 Pfg.). 42/43. (IV. Reihe, 6/7) Die Segnungen des Protestantismus für Volk und Vaterland von Heyn, Pastor in Greifswald. (40 Pfg.) 44. (IV. Reihe 8) Das Martyrium Philipps des Großmütigen in seiner belgischen Haft. Von Dir. Prof. Dr. Schädel in Offenbach a./M. (20 Pfg.)

In demselben Verlage erschien ferner:

Die Hohenzollern
unter der
Fahne des evangelischen Glaubens
und der
volksfreundlichen Sozialreform
von
Julius Werner.

Preis 1 Mark.

„**Leipziger Zeitung**“: Man könnte die in patriotisch-begeistertem Sinne abgefaßte Schrift als eine kurze, aber durchaus zutreffende Erklärung zu der Behauptung bezeichnen, daß Preußens Könige zu allen Zeiten das gewesen sind, was wir jetzt sozialreformatorisch nennen, d. h. daß sie ihren besonderen Ruhm auch darin gesucht haben, Notstände und Übelstände des Volkslebens namentlich auch in den niederen Schichten zu erkennen und zu heben, soweit sie vermocht haben. So hat der große Kurfürst gewirkt durch seine Kanalbauten und seine Schutzzölle, so der erste König von Preußen durch seine weitgreifende Fürsorge für allerhand Industrie und Kolonisation, auf welchem Gebiet Friedrich der Große durchaus in seinen Bahnen wandelte, so Friedrich Wilhelm III. durch Aufhebung der Leibeigenschaft, Beförderung der Städtefreiheiten und Gründung des Zollvereins. Und was die Kaiser aus dem Hohenzollernhause sozialpolitisch gewirkt haben, das ist in aller Munde. Daneben stellt der Verfasser die Zeugnisse von der evangelischen Bekenntnistreue fast aller dieser Herrscher. So erwartet er denn von der sozialen Monarchie die Rettung Deutschlands aus sozialer Not, und soll diese Rettung kommen, so ist sie gewiß auch von keiner anderen Seite zu erwarten, wenn auch vielleicht nach schweren Kämpfen. Besonders wohlthuend ist des Verfassers gerechtes Urteil über den vielverkannten Friedrich Wilhelm IV., diesen geistvollsten und am wenigsten mit Erfolg gesegneten Fürsten aus dem berühmten Herrscherhause.

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.

Zweites bis viertes Tausend.

Flugschriften
des
Evangelischen Bundes.
Herausgeber: Prof. D. Leop. Witte in Pforta.

Evangelischer Bund.

46.

(IV. Reihe, 10.)

Aus den Verhandlungen
der
IV. General-Versammlung
des
Evang. Bundes zu Stuttgart,
22.—25. September 1890.

1. Die Organisation der evangelischen Gemeinde. Von D. E. Sulze.
2. Die Pflichten des Evang. Bundes in Sachen der evangel. Mission. Von D. G. Warneck.

Leipzig 1890.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von C. Braun.

Preis 35 Pfg.

Die Redaktion überläßt die Verantwortung für alle mit Namen erschienenen Schriften den Herren Verfassern.

Die **Flugschriften des Evangelischen Bundes** erscheinen in **Heften;** 12 Flugschriften bilden eine Reihe.

Man **abonniert** auf die **Reihe von 12 Flugschriften** zum **Pränumerationspreise von 2 Mark** in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verleger.

Jede Flugschrift wird nach wie vor **einzeln** zu dem auf dem Umschlage angegebenen Preise verkauft.

An Vereine und einzelne, welche die Hefte in größerer Zahl verbreiten wollen, liefert die Verlagsbuchhandlung bei Bestellung von mindestens 50 Exemplaren dieselben zu einem um ein Viertel ermäßigten Preise.

Verzeichnis
der
Flugschriften des Evangelischen Bundes.

I. Reihe (Heft 1—12) zusammengenommen 2 Mk.

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Die Organisation der evangelischen Gemeinde.

Von

D. E. Sulze in Dresden.

Alle evangelischen Christen im deutschen Reiche empfinden es, daß ihre Kirche wie noch nie seit der Reformation vor einem ernsten Wendepunkte steht. Gelingt es ihr, die unermeßliche Aufgabe zu lösen, die ihr die Gegenwart stellt, so wird sie zu einer Macht erstarken, die sie noch niemals besessen hat. Gelingt ihr das nicht, so wird es um sie und wohl auch um das deutsche Volk geschehen sein. Diese Aufgabe erwächst unserer Kirche allerdings aus ihrem eigenen Wesen; aber die soziale Lage der Gegenwart zwingt sie, diese Aufgabe endlich zu lösen. Die religiöse und die soziale Entwicklung sind immer Hand in Hand gegangen. Daraus folgt keineswegs, daß die Kirche unmittelbar in die soziale Entwicklung eingreifen dürfe. Sie muß im Gegenteil auf das strengste von der Einmischung in technische Fragen sich fern halten. Sie muß der Staatskunst überlassen, was der Staatskunst ist. Aber sie muß klar erkennen, was auf dem sozialen Gebiete geschehen ist, und was sie in Folge davon auf ihrem eigenen Gebiete zu thun hat. Aus diesem Grunde muß ich einen Blick auf unsere soziale Lage werfen, um zu zeigen, wie schwer sie es der Kirche macht, Religion und Sittlichkeit in unserem Volke zu erhalten. Daraus wird sich ergeben, daß wir die Bildung lebendiger evangelischer Gemeinden unverzüglich in Angriff nehmen müssen, weil ohne dies Mittel die Kirche in unserer Zeit nicht mehr im Stande ist, ihren großen Beruf zu erfüllen. Ich bitte um das Vertrauen, daß ich ihre Teilnahme in keiner Weise mißbrauchen, sondern kurz und knapp mein Thema behandeln und auch da bei ihm bleiben werde, wo ich auf einen Augenblick von ihm abzuweichen scheine.

1. Die soziale Lage und das Gemeindeprinzip.

Mit einem Worte läßt sich bezeichnen, wodurch es in unserer Zeit der evangelischen Kirche unendlich erschwert wird, christlichen Glauben und christliches Leben unserem Volke zu wahren. Der Kampf um den Besitz hat eine Macht und eine Bedeutung unter uns gewonnen, die er früher nicht besaß. Dadurch hat sich Unruhe der Herzen bemächtigt. Die Gefahr, dem Mammonismus und dem Materialismus zu verfallen, ist größer geworden als vorher. Das ist die neue feindliche Macht, die sich der Arbeit an dem Bau des Gottesreiches widersetzt. Wir alle wissen, wie sie in unserer Mitte erwachsen ist. Die alten sozialen Ordnungen, die den Besitz und die Erwerbsfähigkeit gebunden hielten, sind im Laufe von anderthalb Jahrhunderten dahingesunken. Wo sonst selbständige Handwerker in mäßigem Wohlstande neben einander lebten, da hat der Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Lohnarbeitern sich aufgethan. Die Mauern und Thore der Städte sind gefallen. Sie hemmen nicht mehr den Strom der ruhelos ab- und zufließenden Bevölkerung. Auch der friedliche Landmann fühlt die mächtig wachsende Bewegung. Er kann den Besitz, den einst sicher der Sohn vom Vater ererbte, kaum oder gar nicht mehr behaupten. Unser Volk ist eingetreten in den Wettkampf, den die Völker auf dem Weltmarkte kämpfen. Es kann seine Arbeit nicht mehr nach seinem eigenen Wunsche ordnen. Es muß in der eigenen Heimat einen schweren Kampf mit den Erzeugnissen fremder Arbeit bestehen, die unter ganz anderen Verhältnissen gethan wird. In dieser Unruhe des Ringens um den Besitz ist die Einkehr in das innere Leben, das Ringen nach dem Heil der Seele, erschwert.

Geld ist Macht. Leicht vergißt der Reiche in dem Besitze dieser Macht nach der Macht und Herrschaft über alle Geschicke zu streben, die nur die Gemeinschaft mit Gott der menschlichen Seele verleiht. Die Besitzlosen meinen, durch eine leichte Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse würde auch ihnen mühelos der Reichtum und seine Macht zufallen. Sie verachten den langsamen und mühevollen Weg, an Berufstüchtigkeit und durch Fleiß und Sparsamkeit ihren Herren ebenbürtig zu werden. Sie verachten endlich alle

göttlichen und menschlichen Ordnungen als Hemmungen, rasch in den Besitz des Geldes und der Genüsse zu kommen, zu denen es der Schlüssel ist. Das Glück der Treue im Beruf, die Förderung des inneren Menschen, die gewissenhafter Arbeit entspringt, vor allem die Treue gegen den Herrn, alle diese Tugenden gelten als Täuschungen, Unwissenden Sklavenketten anzulegen. Der göttliche Lebensinhalt der Familie wird verachtet, das sechste Gebot immer mehr als ein Traum von Schwärmern behandelt. Der Glaube an Gott und die Ewigkeit, die Reue, die Seligkeit christlich getragener Leiden — diese höchsten Güter der Seele werden als Märchen verspottet. Der Meineid gilt als ein Zeichen der Bravour. Geld und Genuß sind die einzigen Güter, die noch Bedeutung haben. Kurz, die Vertierung des Menschen ist des Menschenlebens Ziel geworden. Die einzige Erhebung der Seele ist vielleicht noch darin zu finden, daß man Opfer bringt für die Zwecke der Partei. Natürlich treibt diese Richtung dem Untergange zu. Denn der Mensch ist geschaffen Mensch und Gottes Kind zu sein. Und wer der Ordnung des Allmächtigen sich widersetzt, der vernichtet sich selbst. Und keine Veränderung des wirtschaftlichen Lebens ist im Stande, das Unheil abzuwenden, das die Verblendeten und mit ihnen uns alle treffen muß, wird nicht eine innere Umkehr erreicht. Gewiß ist auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete zu arbeiten. Die Arbeit muß organisiert, es muß ein Weg gefunden werden, den Lohnarbeitern einen gerechten Anteil am Ertrag der Arbeit, ein geordnetes Familienleben und freie Zeit zu geistiger Bildung zu sichern. Aber auch diese Güter sind nur durch wachsende sittliche Tüchtigkeit und nur dann zu erringen, wenn eine Bürgschaft dafür vorhanden ist, daß durch größeren äußeren Wohlstand nicht die Begehrlichkeit und das sittliche Verderben gemehrt wird. Diese Bürgschaft aber fehlt. Würden gar die Massen, die von Religion und Sittlichkeit sich losgesagt haben, gewaltsam in den Besitz der Fabriken und Werkstätten gesetzt, so könnte der Erfolg nur der sein, wie wenn Barbaren Besitz ergriffen von den durch und für zivilisierte Menschen errichteten Städten.

Wer das Bild dieses namenlosen sittlichen Elends sich vor das Auge stellt, der muß ja fragen: wie ist es möglich

gewesen, daß es mit dem Volke Luthers, mit dem Volke der Befreiungskriege dahin gekommen ist? Selbst evangelische Prediger haben diese Frage, wenn ich sie ihnen, von tiefem Schmerz bewegt, vorlegte, mit den Worten abgewiesen: „Rege dich nicht auf durch den Anblick der Gegenwart. Es ist nie anders gewesen. Immer galt das Wort: viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Aber der Christ kann in diesem Worte das Ende der Wege Gottes nicht finden. Und der Kenner der Geschichte kann nicht zugeben, daß es immer so gewesen sei. Höchstens können wir mit dem Gedanken uns trösten, daß der Herbst, der dem Frühling die Bahn bricht, den Anblick des Frühlings nicht darbieten kann. Wir können also die Frage nicht umgehen, was die Kirche verabsäumt habe, auch unter dem Wechsel der sozialen Verhältnisse das höchste Gut, das Evangelium, unserem Volke zu erhalten. Denn sie ist dazu da, wie auch das äußere Leben sich gestalte, dafür einzustehen, daß das Volk, in dessen Mitte sie arbeitet, ein christliches Volk bleibe.

Es versteht sich von selbst, daß nur dann ein Volk christlich bleiben kann, wenn wirklich die Religion Jesu ihm dargeboten wird. Wo kein Dichter im Volke ist, da kann sich das Volk nicht für die Dichtung begeistern. Wo nicht christliche Charaktere ihm gegenüber treten, da kann es sich nicht für die christliche Gestaltung des Menschenlebens entscheiden. Wir alle sind nur durch Christen Christen geworden, zur lebendigen Erkenntnis des Christentums gekommen, das darin besteht, daß man dem Heil der Seele jedes andere Gut nachstellt, daß man sein Leben im Vertrauen auf die unser ganzes Leben begleitende unerbittliche Gerechtigkeit und Vergeltung, im Vertrauen auf die erlösende Gnade und die Barmherzigkeit führt, die denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen läßt. Das Christentum besteht nicht in Worten, sondern in Kraft. Christliche Charaktere also müssen die sein, die dem Volke das Christentum darbieten, es zu Christo führen sollen. Das ist eine einfache, selbstverständliche Erkenntnis. Nun aber hat die evangelische Kirche im 17. Jahrhundert eine Zeit des Dogmatismus durchlebt. Man mag über die Notwendigkeit dieser Zeit denken, wie man will; das aber kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie der evangelischen Kirche die wahre Art,

das Christentum darzubieten, nämlich die durch Geist und Kraft, durch christliche Charaktere, nicht leicht, sondern schwer gemacht hat. Und noch heut ist die Gefahr vorhanden, daß der apologetische oder der kritische Dogmatismus unserem Volke die Religion verhüllt. Poetik ist nicht Poesie, und Dogmatik ist nicht Religion. Aber auch hier gilt das Wort: es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten. Nur an der Gewalt eines Jesaja und der Innigkeit eines Jeremia, an den Seelenkämpfen eines Paulus oder Luther, unter dem Kreuze auf Golgatha können die künftigen Prediger des Christentums lernen, was Religion ist. Üben sie nur ein Lehrbuch des Glaubens ein, in dem kein Hauch des Glaubens weht, nur die zusammengefegte Spreu fremder Meinungen über die Religion sich findet, dann kehrt nach meiner Überzeugung die Gefahr des Dogmatismus wieder, der nur ein Rückstand aus unserer katholischen Vergangenheit ist. Gehen wir in dieser Weise selbst auf katholischen Pfaden, so können wir den Katholizismus nicht überwinden. So fehlt uns auch die religiöse Kraft zur Besiegung des Materialismus.

Darüber brauche ich in diesem Kreise kein Wort weiter zu sagen. Viel größer ist gegenwärtig für die evangelische Kirche die Gefahr, den Gottesdienst, dessen Bedeutung natürlich jeder unter uns voll und freudig anerkennt, in seiner Wirksamkeit zu überschätzen. Und diese Gefahr ist gerade da schwer zu erkennen, wo der Dogmatismus überwunden ist und der Gottesdienst uns wirklich in das Lebenselement des evangelischen Christentums versetzt. Leicht entsteht dann der Gedanke, die Kirche habe damit genug gethan. Aber das ist eine Täuschung. Der wahre Heilsglaube, die unmittelbare Lebensgemeinschaft mit Gott, die uns die Reformation wiedergegeben hat, ist nicht bloß Gebet, sondern auch Arbeit. Die dienende Liebe, in der wir durch die That dem Willen Gottes uns opfern und seine Werkzeuge werden, ist die andere notwendige Bethätigung unseres Glaubens. Wer einatmet, muß auch ausatmen. Auch die Arbeit ist Gebet. Eine nur im eigentlichen Sinne des Wortes betende, eine nicht auch in Liebe arbeitende Gemeinde ist nach protestantischen Grundsätzen ganz unfähig, denen, die das christliche Glaubensleben noch nicht kennen, es zur Darstellung zu bringen und fühlbar zu machen. Damit ist, wie ich

meine, der Grundmangel unseres bisherigen kirchlichen Lebens bezeichnet. Damit ist ausgesprochen, warum es ihm nicht mehr gelingt, das Herz unseres Volkes zu beherrschen. Ein Staatsleben, das nur in Reichstagsversammlungen und in der Feier patriotischer Feste, nicht in der unermüdlichen Fürsorge für den einzelnen sich bethätigt, wird bald keine Teilnahme mehr erwecken. So ist es auch in der Kirche. Ich stelle mir einen gutartigen Atheisten unserer Zeit vor, den ich heilen möchte. Ich sage ihm: Wer den Dichter will verstehn, der muß in Dichters Lande gehn. Ich nehme ihn also mit in eine unserer Gemeinden, nach unseren jetzigen Verhältnissen also nur in einen unserer Gottesdienste. Er wird ergriffen und erbaut. Kann ich ihm aber nichts weiter bieten, so wird er bald sich enttäuscht fühlen. Er wird sagen: Ja, das war schön und gut; aber war es nicht doch nur eine Fata Morgana? Jetzt, da ich an diesen Quellen schöpfen, unter diesen Palmen Kühlung suchen möchte, sind sie verschwunden.

Und ist nicht auch das ein Rest des Katholizismus? Der Katholizismus sucht den Geist Christi in den vom Priester geweihten Sakramenten, in dem vom Priester dargebrachten Opfer. Das evangelische Christentum in seinem größeren Ernst begnügt sich damit nicht. Es sucht den Geist Christi in Personen, die von ihm beherrscht sind, vor allem in den Gesamtpersönlichkeiten christlicher Gemeinden. Jeder Nichtkatholik hat also ein Recht, zu den Mitgliedern einer evangelischen Gemeinde zu sagen: Wollt ihr in das Land der Religion mich einführen, wohlan, erschließt für einander und auch für mich euer inneres Leben. Laßt mich Anteil nehmen an dem Walten Gottes in euren Seelen; laßt mich dessen inne werden, was durch die Gnade Gottes in euch geschieht. Ich denke, diese Forderung ist durchaus berechtigt. Es kann ihr aber nur dadurch genügt werden, daß wir einen brüderlichen Verkehr der Gemeindemitglieder unter einander ermöglichen. Und dieser Verkehr, wenn er wirklich die volle Kraft des christlichen Geistes erweisen soll, muß zur ernstesten Arbeit werden. Das Ziel dieser Arbeit ist längst bezeichnet durch das Wort: Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Die christliche Gemeinde ist dafür verantwortlich, daß an jedem ihrer Glieder ge-

schieht, was geschehen kann, damit es jenes höchste Ziel, die göttliche Vollkommenheit, erreiche. Es muß ihm alle äußere Hilfe geboten werden, damit ihm die Gnadenfrist des irdischen Lebens nicht verkürzt werde. Es muß ihm vor allem andauernd aus dem Leben der Gemeinde der Geist des Herrn dargeboten werden, der die Hemmungen überwindet und aus Menschen Kinder Gottes macht. An solchem Gemeinschaftsleben nur kann jedermann erkennen, was evangelisches Christentum ist.

Daß wir jetzt dies Leben nicht mehr entbehren können, wenn unser Volk dem evangelischen Christentum soll erhalten werden, das ist vor Augen. So lange das Ringen nach dem Erwerb keine Macht im Volke war, so lange der einzelne von der Geburt bis zum Grabe der Familie angehörte, so lange auch die Städte klein, ihre Bürger seßhaft und unter einander bekannt waren, so lange mochte der Gottesdienst und die Seelsorge des Geistlichen im wesentlichen genügen. Jetzt, wo die natürlichen Ordnungen des Lebens keine Bürgschaft oder doch keine Hilfe mehr für die Erhaltung des christlichen Geistes bieten, jetzt muß er selbstständig, in seiner eigenen vollen Macht und Herrlichkeit, in der Lebensordnung, die er selbst zu schaffen vermag, eben in dem christlichen Gemeindeleben sich offenbaren, um alle Lebensverhältnisse mit seiner Kraft zu durchdringen. Wenn in Gemeinden, in denen alle Glieder gegenseitig an ihrem Glaubensleben Anteil nehmen, den Herzen wirklich der Himmel aufgeht, dann wird die Gewißheit wieder unter uns Macht gewinnen, daß es höheres giebt, als zu erwerben und zu genießen. Wenn der Glaube als die Quelle der rettenden Liebe in den Gemeinden sich erweist, da wird man wieder mit Ehrfurcht vor ihm stehen. Wenn die Gemeinden alles ertragen können, nur nicht den Untergang eines ihrer Glieder, dann werden die einzelnen wieder lernen, die eigene Person als das höchste Heiligtum zu achten, und die grauenvollen Sünden wider das sechste Gebot werden abnehmen. Die Arbeit rettender Liebe, die alsdann in den Gemeinden gethan wird, sie wird auch die Berufsarbeit wieder heiligen und die Erkenntnis begründen, das auch sie eine Offenbarung des Glaubens und der Liebe, eine Arbeit am Reiche Gottes ist. Giebt es einen anderen Weg, unser Volk mit dem

Geiste Christi von neuem zu durchdringen, wir alle sind bereit, ihn einzuschlagen. Aber wir alle wissen, daß es keinen anderen giebt, als den, christliche Gemeinden zu bilden, in ihnen das Glaubensleben aller zur Entfaltung zu bringen und die Arbeit aller an allen zu erwecken. Die Hierarchie hat nicht ans Ziel geführt, das theokratische Staatsleben ist dahin gesunken und das bisherige protestantische Kirchentum hat sich als ungenügend erwiesen. So müssen wir denn uns dazu entschließen, die Macht des allgemeinen Priestertums, die Macht evangelischen Gemeindelebens zu entfesseln, um Christo die Welt wieder zu erobern. Alles, was jetzt das Leben in der Kirche uns schwer macht, ja sie zersetzt, die dogmatischen Parteiungen und allerlei künstliche Mittel werden von selbst dann schwinden, wie vor dem Ernst des Lebens und verantwortungsvoller Arbeit die Unreife und die Verirrungen der Jugend zurücktreten.

Dabei haben wir freilich einen Feind zu bekämpfen, der in unserer Zeit große Macht besitzt. Es ist die bekannte Forderung des Gehenlassens, die auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete in der Zeit der Zersetzung als die Lösung aller Rätsel gegolten hat. Noch nie hat man im sittlichen Gebiete mit dem Gehenlassen sich begnügt. In Judäa waren die Sittengesetze zugleich bürgerliche Gesetze. Athen hat seinen Areopag, Rom seinen Censor, die römische Kirche ihre hierarchische, die reformierte eine durch die Gemeinde geübte Leitung der Sitten, die lutherische Kirche in ihrer Vermischung mit dem Staat doch auch ihre Sittenaufsicht gehabt. Wir haben nicht die Absicht, eine dieser Formen der sittlichen Erziehung des Volkes nachzuahmen. Aber wir erkennen an, daß sie alle aus einem unvergänglichen Bedürfnis entsprungen sind, so ungeeignet für unsere Zeit und für unsere sittliche Einsicht sie auch alle sein mögen. Und wir verwerfen die Meinung, daß jetzt mit einem Male alles gehen soll, wie es geht, so lange nicht der Strafrichter eingreifen muß. Man läßt sich die Kirche noch so weit gefallen, daß sie durch ihre Gottesdienste die christlichen Ideale in Erinnerung bringe. Die christliche Arbeit aber soll nicht in ihr, sondern in den anderen Lebensordnungen, in der Familie, im Berufe, im Staate und im Verkehr, zur Anschauung kommen. Ich bekenne offen, daß ich diese

Richtung nie verstanden habe. Es ist doch offenbar leichter, die bürgerliche Rechtsordnung zu halten, als das Gesetz Christi. Warum überläßt man dann nicht jene zuerst dem guten Willen der Menschen? Wenn man die Pflege christlicher Sittlichkeit, die Gemeindeseelsorge nicht üben will, warum beseitigt man nicht viel eher die Polizei und die Rechtspflege? Warum hebt man nicht den Schulzwang auf in der Erwartung, die Eltern würden schon am besten wissen, was für ihre Kinder nötig sei? Natürlich wissen wir so gut wie die Anhänger des Gehenlassens, daß die erziehende Arbeit der Kirchgemeinden ihr Werk nicht durch äußeren Zwang zu thun hat, und daß sie in den Familien, in der Berufsarbeit, im Staat und im täglichen Verkehr ihre Ernte haben soll. Aber das wissen wir nicht, wie man ernten soll auf diesen Gebieten, wenn sie nicht bestellt sind. Wenn niemand die Menschen zu Christen erzieht, dann können sie eben in der Familie, im Beruf und im bürgerlichen Leben sich nicht als Christen erweisen. Die heillosen Folgen des Gehenlassens haben das Bestehen unseres Volkes in die größte Gefahr gebracht; von seiner Theorie läßt der Deutsche aber nicht, bis er mit ihr untergegangen ist. Inzwischen sieht lächelnd die Hierarchie auf unsere Träumerei und unsere Versäumnis und denkt: fahrt nur so fort, verschmäht es nur immerzu, auf eurem Wege, durch die Arbeit der Gemeinde, Zucht und Sitte im Volke zu erhalten; damit arbeitet ihr nur für uns; denn zuletzt wird jeder vernünftige Mensch einsehen, daß eine hierarchische Sittenzucht doch immer besser ist als keine.

2. u. 3. Umfang der Gemeinden, Kirchenbau.

Weder die Hierarchie, noch das Staatskirchentum vermag die ungeheuere Aufgabe zu lösen, die unsere Zeit der Kirche stellt. So schwer diese Zeit ist, so trägt sie doch den Segen in sich, daß sie die evangelische Kirche einfach zwingt, endlich die Gestalt anzunehmen, die dem evangelischen Christentum allein entspricht. Sie zwingt die Kirche zur Gemeindekirche zu werden: Ist das anerkannt, so ergiebt sich alles andere von selbst. Gemeinden, die thätig sein, ihr Glaubens=

leben ihren Mitgliedern erschließen, dieser helfend und erziehend sich annehmen sollen, müssen klein sein. Kennen sich die Gemeindemitglieder nicht untereinander, so haben sie für einander keine Bedeutung, so können sie nicht aneinander arbeiten. Es predigt dann nicht die Gemeinde mit, wenn der Prediger predigt. Es wird nicht in dem einzelnen Herzen der Christus, der in der Gemeinde lebt, in der Feier des heiligen Abendmahls wirksam. Ich sage nicht, daß der Gottesdienst einer großen Gemeinde, deren Mitglieder einander nicht kennen, den wahren Lebensinhalt entbehre; aber ich behaupte, durch die Gewalt und Macht und vor allem die Innigkeit, die nur dem evangelischen Gottesdienste zu eigen ist, werde nur dann vollkommen empfunden, wenn die Gemeinde nicht einer Volksversammlung, sondern einer innig verbundenen Familie gleiche. Darum ist es die heilige Pflicht unserer Kirchenregimente, die Bildung kleiner Gemeinden, von etwa je 5000 Mitgliedern, einfach anzuordnen, wenn dieselben nur irgendwie, durch gemeinsame Benutzung einer vorhandenen Kirche oder durch provisorische Lokale eine Unterkunft für ihre Versammlungen finden können. Erwacht in solch engen Kreisen die Liebe, dann macht sie es, wie unsere Diasporagemeinden beweisen, doch auch möglich, würdige Stätten der Anbetung zu beschaffen. Fehlen die Gemeinden, die der Kirchen bedürfen, dann werden auch keine Kirchen gebaut. Wachsen die Kirchen aus dem Bedürfnis lebendiger Gemeinden hervor, dann wird man sie auch wieder im evangelischen Geiste bauen. Es wird aufhören die uns wirklich nicht ehrende Entlehnung katholischer Grundrisse und Formen, die nur eine Folge unseres Mangels eines wahren Gemeindelebens ist. Das Beklagenswerteste aber ist es, wenn die Bildung neuer Gemeinden einfach deshalb abgelehnt wird, weil noch die Mittel zur Erbauung von Kirchen und Kirchtürmen fehlen. Ich weiß, wie die kirchliche Baukunst zu Herzen redet. Aber eine christliche Gemeinde, auch im bloßen Betsaal versammelt, ist eine gewaltigere Predigt des Evangeliums. Jedenfalls aber ist es die schlechteste Predigt, wenn man weder Kirche noch Gemeinde, sondern einfach gar nichts hat und damit sich begnügt, weil man nicht beides haben kann.

4. Ein Geistlicher für jede Gemeinde.

Sehr großen Wert lege ich darauf, daß jede Gemeinde nur Einen Geistlichen hat. Ich weiß, daß in einzelnen Fällen, etwa in Uebergangszeiten, oder wo eine Gemeinde eine Anstalt mit zu versorgen hat, von dieser Regel muß abgewichen werden. Ich bin ganz damit einverstanden, daß Kandidaten zu ihrer Ausbildung erfahrenen Geistlichen als Helfer beigegeben werden. Ich will keine Tyrannei des Geistlichen über die Gemeinde einführen, sondern möglichst viele Gemeindemitglieder zur Mitarbeit herbeiziehen, auch gern einem einzelnen Gemeindemitgliede oder einer Familie die Freiheit lassen, wenn gute Gründe es nötig machen, sich zu dem Geistlichen einer anderen Gemeinde zu halten. Der Grundsatz aber muß der sein: Eine Gemeinde und Ein Geistlicher. Die geistlichen Ministerien, die jetzt an der Spitze der Gemeinden stehen, stammen aus einer Zeit, in der man von einem wahren, innigen Gemeindeleben noch keine Ahnung hatte. In einer solchen Zeit glaubte man, es komme hauptsächlich darauf an, daß die kirchlichen Handlungen vollzogen würden. Da konnte man sich mit allerlei Arbeitsteilungen begnügen, die freilich im Grunde alle verkehrt waren, eine ausgenommen, die nach Bezirken. Und diese ist nur der Übergang zur Bildung von Gemeinden.

Schon äußerlich kommt man viel weiter, wenn man jedem Geistlichen seine Gemeinde giebt. Es bedarf wohl keines Beweises, daß zwei Geistliche in zwei Gemeinden mit je 5000 Mitgliedern mehr wirken, als in einer Gemeinde mit 10 000 Mitgliedern. Dazu mehren sich aber in unserer Zeit mit der Teilung der Gemeinden auch die erwählten Vertreter derselben, also die berufenen Mitarbeiter. Ich will annehmen, daß ein Kirchenvorstand 16 erwählte Mitglieder hat. Denke ich mir nun eine Stadt mit 200 000 evangelischen Christen, die zehn Gemeinden bilden und daß jede von ihnen 4 Geistliche hat, so giebt das 40 Geistliche und 160 Kirchenvorsteher, also 200 Personen, die verpflichtet sind, sich um die Hebung des kirchlichen Lebens zu bemühen. Man wird das gegenwärtig ungefähr für normal halten. Ein ganz anderes Bild stellt sich unserem Auge dar, nehme

ich an, daß die 40 Geistlichen 40 Gemeinden und 640 ererwählte Mitarbeiter haben, daß also 680 Personen vorhanden sind, die das kirchliche Leben zu fördern bemüht sind. Da wird ganz offenbar viel erfolgreicher in das kirchliche Leben eingegriffen. Es thut dies nicht bloß die Zahl, sondern die ganze Stellung der Vorstände kleiner Gemeinden. Sie stehen ihren Gemeindemitgliedern näher und sind nicht so mit Verwaltungsgeschäften belastet wie die Kirchenvorstände großer Gemeinden. Können wir durch eine große Zahl tüchtiger Gemeindevertreter der katholischen Hierarchie ein Gegengewicht entgegenstellen, warum sollen wir das nicht thun?

Aber das alles berührt den Kern unserer Frage nicht. Die Hauptsache ist die, daß die Gemeindemitglieder mit ihrem Geistlichen und unter einander nur dann sich innig zusammenschließen können, wenn sie wissen, an wen sie sich zu halten haben. Haben sie es heut mit dem, morgen mit jenem Geistlichen zu thun, so halten sie an keinen sich treu und innig. Meist entsteht eine Gruppen= oder Parteibildung, die der Untergang alles wahren Gemeindelebens ist. Eine Familie mit mehreren Häuptern, in der vielleicht der Hausvater noch von seinem Vater regiert wird, ist immer verloren. Am Schlimmsten kommen in Gemeinden mit mehreren Geistlichen die weg, die sich nicht bestimmt für einen unter ihnen erklären. Es sind das meistens diejenigen, die der Hilfe am Meisten bedürfen. Jeder Geistliche umgeht sie, um nicht in des anderen Arbeitsfeld einzugreifen. Die Gemeinden zerfallen und die Geistlichen ermatten, wo nicht jeder Geistliche seine Gemeinde für sich hat. Soll ich meine Pflicht freudig und mit Daransetzung meiner ganzen Person erfüllen, so muß ich allein für die Erfüllung dieser Pflicht verantwortlich sein. Teilt ein anderer meine Pflicht und meine Verantwortlichkeit, wird mein Wirken jeden Augenblick durchkreuzt, so kann niemand volle und ganze Arbeit von mir erwarten. Und wie mir das Zarteste, nämlich die Herzen zu erwärmen und zu gewinnen, gelingen soll, wenn andere zugleich um dieselben Herzen, wenn auch nicht für sich, sondern für ihren Herrn werben, das ist einfach nicht abzusehen. Hundert Mal habe ich es mit angesehen, daß ein ganz besonders treuer Geistlicher für unbegabt, ja für

eine Null angesehen ward, so lange er unter dem Drucke einer fremden Arbeit und seiner Gemeinde stand; alle aber waren verwundert über seine hervorragenden Leistungen, als er allein eine Gemeinde übernahm oder doch an die Spitze trat. Für hunderte meiner Amtsbrüder wird es geradezu eine Erlösung sein, wenn endlich sie selbständig in ihrer Berufsarbeit werden. Denn zu den schwersten Geschicken für den Mann gehört es, in seiner Thätigkeit gehemmt zu sein und sein persönliches Leben nicht frei und ganz in ihr entfalten zu können. Überall klagt man, daß so häufig Zwist in den geistlichen Ministerien zu finden sei. Ich bekenne offen, daß ich diesen Zwist gar nicht so sehr beklage. Er beweist, daß in unseren Geistlichen doch noch der Trieb lebt, etwas Tüchtiges zu leisten und selbständig zu arbeiten, daß sie es nicht ertragen, durch die falsche Gestaltung ihrer Arbeit zum Stumpfsinn und zur Gleichgültigkeit sich niederdrücken zu lassen.

In jeder Beziehung wird es segensreich umgestaltend wirken, gewinnt der Grundsatz Geltung: Ein Geistlicher für jede Gemeinde. Die große Verantwortung, der alsdann jeder Geistliche entgegengeht, wird tüchtige Kräfte anlocken, untüchtige abschrecken. Das theologische Studium wird so gestaltet werden, daß man noch zu rechter Zeit solche abweisen kann, die von vornherein auf eine selbständige Arbeit verzichten und nur Brot und Amtswohnung suchen. Man wird für Notfälle das blaue Couvert einführen, und, da die Arbeit der Geistlichen gleich geworden ist, auch ihre Gehalte gleichstellen, also den Mammonismus beseitigen, der eine andere Gemeinde um der höheren Einnahmen willen sucht. Die Hauptsache aber ist die, daß bei einem so intimen Verhältnis des Geistlichen zu seiner Gemeinde, wie das erstrebte, er auch in der Predigt ganz Seelsorger sein und daß der unevangelische künstlerische Zug, der gegenwärtig gar leicht sich entwickelt, von selbst hinwegfallen wird. Es wird dann sich erst recht zeigen, welch ein Fortschritt es ist, wenn nicht mehr der Flugsand eines Predigtpublikums, sondern eine in Glauben und in der Liebe geeinte Gemeinde zum Gottesdienste vereinigt ist.

5. Gemeinderegister, Hausbesuche.

Was ist nun das Erste und Notwendigste, das geschehen muß, wenn man Gemeinden von übersehbarem Umfange hat? Der Kirchenvorstand muß zuerst feststellen, wer zu seiner Gemeinde gehört. Das ist zunächst eine ganz äußerliche Arbeit, und doch wirkt auch sie schon auf das Bewußtsein der Gemeinde. Wissen die Gemeindemitglieder nicht einmal, daß sie im Gemeindeverzeichnis stehen, dann erscheint ihnen die Gemeinde als eine ganz ungeordnete Menge. Es wird kaum einen Verein geben, der in dieser Beziehung so nachlässig wäre, wie unsere kirchlichen Gemeindeverwaltungen. Mit tiefer Beschämung habe ich während meiner ganzen Amtsführung an ein Ereignis gedacht, das mir bereits im ersten Jahre meiner amtlichen Thätigkeit unsere Versäumnis in diesem Punkte klar vor das Auge stellte. Ich war zweiter Prediger in einer sächsischen Stadt an der böhmischen Grenze. Eines Tages wurde ich aufgefordert, einer schwer erkrankten Protestantin in einem katholischen böhmischen Grenzstädtchen das heilige Abendmahl zu reichen. Ich ging hin, besuchte meinen katholischen Amtsbruder und unterrichtete ihn von meiner Absicht. Da schlug er sein großes Familienbuch auf, und las mir aus ihm alles vor, was über die Frau, deren Mann und Kinder katholisch waren, mir wissenswert sein konnte. Ich sagte mir: euch sind euere Gemeindemitglieder nicht einmal so viel wert, daß ihr Buch über sie führt. Hier muß also eingegriffen werden. Und zwar ist auf jeden Fall ein Befehl der Kirchenregimente notwendig, weil sonst die Gemeinden die Maßregel nicht verstehen, sondern sie für eine willkürliche, vielleicht gar nur aus Neugierde, von den Kirchenvorständen getroffene ansehen. Ohnehin ist eine solche Einrichtung nur dann wirksam, wenn eine ganze Landeskirche, nicht bloß hier und da eine einzelne Gemeinde sie trifft.

Gleichzeitig muß jeder Geistliche verpflichtet werden, einmal im Jahre alle Familien und alle einzeln stehenden Personen seiner Gemeinde zu besuchen. Daß wir bei Krankheitsfällen und in Veranlassung von kirchlichen Handlungen unsere Gemeindemitglieder besuchen, versteht sich ja von selbst. Aber das genügt nicht. Beschränken wir uns auf diese Besuche, so kommen wir oft Jahre lang in eine Familie gar

nicht. Wir erfahren dann nur zufällig, ob in ihr Bedrängnis vorhanden ist. Denn gerade die Besten scheuen sich, aus eigenem Antriebe unsere Hilfe zu suchen. Das weiß ich wohl, daß ein einmaliger Besuch in vielen Fällen die Herzen nicht bewegen und das Leben nicht umgestalten wird. Aber man kann doch entdecken, wo eine eingehendere Wirksamkeit notwendig ist. Und da, wo für regelmäßige Hausbesuche noch eine Überlieferung besteht, herrscht in den Gemeinden der Grundsatz: kommt der Pastor nicht zu uns in das Haus, so kommen wir nicht zu ihm in die Kirche. So weit meine Erfahrung reicht, kann ich nur versichern, daß die Gemeinden die Hausbesuche gern haben. Oft ist mir, wenn meine Zeit nicht weit genug reichte, gesagt worden: was nützt mir die beste Predigt, wenn Sie sich nicht um mich kümmern. Und wie wir anders der Sektenbildung vorbeugen wollen, als dadurch, daß wir durch ganz regelmäßige Hausbesuche unseren Gemeindemitgliedern unsere Teilnahme bezeugen, das weiß ich nicht. Aber auch dafür bedarf es einer festen kirchenregimentlichen Anordnung. Sie legitimiert den Pastor. Die Gemeindemitglieder wissen, daß er seine Pflicht thut, tritt er in ihre Familien ein. Ist durch einen Befehl diese Einrichtung erst eingelebt, dann erhält sie sich selbst. Kommt der Pastor einmal etwas später als gewöhnlich, dann drückt man ihm sein Befremden darüber aus, daß er nicht früher gekommen ist.

Natürlich werden die Freunde des Gehenlassens schon diese Maßregeln, die Gemeinderegister und die regelmäßigen Hausbesuche, als bureaukratisch und schablonenhaft verwerfen. Ich kann nur eine geordnete kirchliche Thätigkeit darin finden. Und ich weiß, daß man geradezu erschrocken über das Maß des bisher Versäumten sein wird, lernt man auf diese Weise erst einmal wirklich kennen, wie es um die Gemeinden steht.

6. u. 7. Gemeindeversammlungen, Seelsorge der Gemeinde.

Die wichtigste Frage ist nun die: wie ist ein Verkehr der Gemeindemitglieder unter einander, vor allem aber eine seelsorgerische Arbeit aller an allen zu ermöglichen? Damit betreten wir dem Bisherigen gegenüber neue Bahnen. Glück-

licherweise sind aber doch auch in dieser Beziehung bereits Erfahrungen gesammelt, so daß wir wenigstens angeben können, welche Einrichtungen nicht zu entbehren sind. Ich werde sie kurz beschreiben, bemerke aber ausdrücklich, daß in diesem Gebiete neuen Gedanken und neuen Erfahrungen Raum zu lassen, daß keine Schablone zu empfehlen ist. Auch die Reihenfolge, in der die einzelnen Einrichtungen in das Leben zu rufen sind, wird ganz von den örtlichen Verhältnissen abhängen müssen. Ich habe gern in meinen Thesen die vorliegende Reihenfolge angenommen, weil ich überzeugt bin, daß sie in vielen Fällen am Raschesten zu durchschlagendem Erfolge führen wird. In meinem Verhältnisse und für meine Eigentümlichkeit empfiehlt es sich, Punkt 7 vor Punkt 6 zu stellen. Es sei mir daher, weil es mir handlicher ist, gestattet, dieser Ordnung in meinem Bericht zu folgen. Irgend eine maßgebende Bedeutung soll dem aber in keiner Weise beigelegt werden. Jedenfalls bedarf jede Gemeinde dreierlei. Sie bedarf einen Verband von Mitarbeitern in der Seelsorge. Sie bedarf einer Vereinigung ihrer männlichen Mitglieder. Und sie bedarf einzelner Versammlungen aller Gemeindemitglieder.

Mir schien es am nötigsten, die von der Gemeinde zu übende Seelsorge in Gang zu bringen. In der Gemeinde soll eigentlich jedes Mitglied durch sein persönliches Leben zur Erbauung der ganzen Gemeinde beitragen. Aber wieviel wird zu arbeiten sein, ehe das zu erreichen ist! Jetzt machen gar viele nur durch die Ansteckungen, die wir aus ihren Familien mitnehmen oder doch mitnehmen können, an unserem Leibe uns fühlbar, daß doch eine Verbindung zwischen ihnen und uns besteht. Jeder Kirchenvorstand, der, seiner Verantwortung eingedenk, die Arbeit an seinen gesunkenen Gemeindemitgliedern beginnt, wird entsetzt sein, in welchem Zustande große Teile unserer Gemeinden sich befinden. Auf unbeachtetem, unbestelltem Boden wachsen eben nur Unkraut, Dornen und Disteln. Hat man im eigenen Bezirk etwas Ordnung geschaffen, dann tritt einem, was die Kirche im Ganzen in dieser Beziehung verabsäumt hat, in den Bettlern entgegen, die täglich aus fremden Gemeinden uns angehen, und vor denen man in jeder Beziehung auf seiner Hut sein muß. Könnte ich den Schleier hinwegziehen von dem Bilde,

das eine lange Erfahrung mir vor das Auge gestellt hat, hätten wir dazu die Zeit, an einzelnen Beispielen zu zeigen, welches Elend in unseren Gemeinden zu überwinden ist — gewiß, diese Stunde würde eine Stunde der tiefsten Trauer über die Schuld unserer Kirche für uns werden. Aber ich darf wohl annehmen, daß ich zu solchen spreche, die in diesen Dingen so erfahren sind, wie ich. Aber wie sollen wir da helfen? Daß hier die Arbeit eines Geistlichen nicht ausreicht, das bedarf keines Beweises. Ein flüchtiger Besuch, eine flüchtige Ermahnung, eine einmalige oder ab und an wiederkehrende Hilfe kann unmöglich genügen. Andauernde Beratung und Hilfe, wirkliche Erziehung ist notwendig, eine Person oder gar eine Familie, die gesunken ist, zu erretten. Wer seine volle Berufsarbeit hat, der kann nur einen Fall, höchstens zwei übernehmen, soll er Tag für Tag und Schritt für Schritt helfen und leiten und etwas wirklich Erfolgreiches leisten. Der Geistliche kann wohl jedem Bedrängten seinen Helfer oder Erzieher bestellen; aber er kann es nicht sein, weil das einfach unmöglich ist. Sollen wir freien Vereinen, die heute bestehen und morgen verschwinden und die niemandem für ihr Thun verantwortlich sind, dies Werk überlassen? Dann könnten wir unsere Gemeinden nur einfach auflösen. Denn wozu sie da sind, wenn nicht dazu, wie die Familien für die sittliche Erziehung ihrer Glieder verantwortlich zu sein, das wüßte ich nicht. Da bleibt nichts übrig, als daß die Mitglieder der Gemeinde, die helfen können, Männer oder Frauen, zur Hilfe herbeigezogen werden. Und immer habe ich erfahren, daß das Wort eines tüchtigen Laien in solchem Falle besser verstanden wird und wirksamer ist, als das meine. Der Mann oder die Frau, die der Lebenssphäre eines Bedrängten näher steht, richtet mehr aus als ich. Hier zeigt sich die ganze Herrlichkeit der evangelischen Kirche. Hunderte, tausende der erfahrensten Helfer kann sie aufbieten in jeder Gemeinde, die in ihr vorhandenen Notstände zu überwinden, die Arbeit aller an allen kann sie wachrufen: und die katholische Kirche hat dem gegenüber nichts als ihre Ohrenbeichte, ein trauriges Petrefakt im Vergleich zu der wahren, durch die ganze Gemeinde geübten Seelsorge. Daß diese in Gang gebracht wird, davon hängt das Erwachen, das Wiedererstarken unserer Kirche ab.

Freilich viel Mut und Selbstverleugnung gehört dazu, dies Werk in die Hand zu nehmen. Die Erfolge solcher Arbeit sieht für lange Zeit nur das Auge Gottes, während die eines berühmten Redners den Menschen in die Augen fallen. Nur sehr langsam werden Fortschritte erreicht, zunächst in Dingen, die für gering gelten. Und die, denen man helfen will, sind oft ihre eigenen Feinde. Man sorgt dafür, daß niemand gewaltsam aus seiner Wohnung entfernt wird. Man besteht auf Reinlichkeit. Man erzwingt die Aufhebung von Konkubinaten. Man verschafft Vormünder und für Knaben, die sich selbst überlassen waren und arbeitsscheu geworden sind, Lehrmeister und muß alles aufbieten, daß sie aushalten. Man zwingt träge Hausväter zu rechter Zeit an die Arbeit zu gehen. Das sind so die geringen Anfänge, die kein Mensch achtet außer den wenigen, die ihre Liebe dafür opfern. Sie lassen sich's gefallen, daß ihre Arbeit als Thorheit verspottet werde, als Gemeindehierarchie und Gemeindetyrannei. Sie wissen, daß es nur eine Tyrannei giebt, die Sünde, und daß jede That, die diese Tyrannei bricht, und wäre sie äußerlich noch so gewaltsam, nur eine That der Befreiung ist. Man verspottet auch deshalb unsere Seelsorger, weil sie kein Vertrauen zu dem Worte Gottes hätten, das solche Bemühungen entbehrlich mache. Aber sie sind getrost. Sie wissen, daß auch sie das Wort Gottes treiben, aus dem Strom des kirchlichen Lebens in Kanälen es in die Häuser leiten. Sie wissen, daß alles ein Gotteswort ist, was Licht und Klarheit in ein Haus, in eine Menschenseele bringt, mag's auch zunächst nur äußerlichen Unrat wegräumen. Kommen dann die Seelsorger zusammen, ihre Erfahrungen auszutauschen, ein bestimmtes Verfahren für ihre Arbeit zu verabreden, so ist schon um einen Teil der Gemeindemitglieder ein festes Band geknüpft. Denn was könnte fester vereinen, als gemeinsame Liebesarbeit? Es ist Gottes Wille und Kraft, wodurch in ihr die Herzen verbunden werden.

Unsere Gemeinden bedürfen zum anderen, wenn ihre Glieder lebendig verbunden werden sollen, regelmäßiger Zusammenkünfte ihrer männlichen Mitglieder. Zunächst machen dies schon äußerliche Gründe nötig. In der Regel bringt man es zu keiner Aussprache, wenn die ganze Gemeinde

versammelt ist. Sind die Männer untereinander, so kommt es leicht zu fruchtbaren Besprechungen. Außerdem sind vielfältig Dinge zu besprechen, die nur die Männer interessieren, oder die man vor Frauen gar nicht besprechen kann. Schon in der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten sehnt sich jeder Kirchenvorstand oft darnach, das Urteil der Stimmberechtigten in der Gemeinde zu vernehmen. Jeder Prediger hat den dringenden Wunsch, daß doch auch erfahrene Laien aus ihrem Lebenskreise bezeugen möchten, wie ohne das Christentum alles Leben zu Grunde geht. Hundert Dinge muß ein Christ wissen, wenn er in seinem Glauben sicher werden soll, und die nie in der Predigt erschöpft werden können. Oder kann man in einer Predigt sachlich den Materialismus, die sozialen und konfessionellen Verwirrungen genügend widerlegen, oder auch die verheerenden Wirkungen der Unzucht, der Trunksucht, der Verschwendung besprechen? Das alles und unabsehbar vieles andere muß den Männerversammlungen vorbehalten bleiben. Die religiöse Gemeinde schafft in ihnen ein neutrales Gebiet, auf dem die verschiedensten Stände und Lebensrichtungen sich begegnen und sich zusammenfinden. Wenn der Arbeitgeber und der Lohnarbeiter, der Minister und der Unterthan, der Sozialdemokrat und sein Gegner als Glieder einer christlichen Gemeinde sich zusammenfinden, da muß denn doch, wenn es überhaupt noch möglich ist, der soziale Kampf zu einem friedlichen werden. Und wer unter uns hätte in dem heißen Kampfe der Parteien in unserer Zeit nicht schon oft gefragt: aber wo ist denn die Kirche, die doch berufen ist, mit dem Öl der Sanftmut all diese Kämpfe zu lindern? Wie segensreich werden unsere Männerverbände wirken, sind sie erst über die ganze evangelische Kirche verbreitet. Fühlt er in ihnen sich heimisch, so wird der Geringste selbst lernen, auf Ehre und gute Sitte zu halten. Der Reiche wird von dem Prunken abkommen und seine Freude an edler, solider Haltung seines Hauses finden. Milder, christlicher Sinn wird einkehren. Die rohen und unsittlichen Vergnügungen werden vor dem Gemeindegewissen verschwinden. Das wird seinen Ausdruck finden in diesen Verbänden und auch laut und entschlossen den Kampf aufnehmen gegen Rohheit und Unsittlichkeit. In meiner Heimat sucht, etwa auf einer Reise,

2*

mehr als eins unserer Gemeindemitglieder gern einmal Erholung in einer unserer Herrnhuter Gemeinden. Das sind eben in christlichem Sinne gestaltete Gemeinden. Und wenn wir auch nicht die Absicht haben, sie zu kopieren, so sind sie doch immer ein Beweis dafür, daß es auch im 19. Jahrhundert ehrbar und ordentlich zugehen kann in den Städten. Das christliche Gewissen ist eine gewaltige Macht. Findet es in unseren Gemeinden und namentlich in ihren Männerverbänden einen geordneten und starken Ausdruck, so wird manches möglich werden, was jetzt unmöglich scheint.

Die Versammlungen der ganzen Gemeinde endlich, die nicht zu häufig im Jahre zu halten sind, sollen gleichsam den Lohn für die treue Arbeit der Gemeinde bieten. Da mag die ernste Kunst, Musik und Gesang, die Herzen innig stimmen. Die Geschichte mag ihre Schätze erschließen und die Herzen an den Lebensbildern der besten Christen erbauen. Wie wirken Kunst und Wissenschaft in solch einem Freundeskreise, der auf der christlichen Liebe ruht. Einige unserer Familienabende sind mir in dieser Beziehung unvergeßlich. Der eine begann damit, daß unser größter Cellist ein ernstes Tonstück ergreifend vortrug. Kenner versicherten, so innige Töne habe er nie seinem Instrumente entlockt. Da ging eine Andacht durch die Herzen, daß man ein Blatt hätte fallen hören. Es folgten ein Chorgesang, dann von einem Nichtgeistlichen ein Vortrag „Luther in Worms“. Ich denke, an diesen Abend erinnert sich noch unsere ganze Gemeinde. Da hat mancher gelernt, die wahre Kunst von dem Flittertand unseres Theaterwesens zu unterscheiden. Und in dem ungezwungenen, von selbst gehobenen Gespräch hat man gelernt, daß christliche Geselligkeit doch wahre Geselligkeit sei. Wie wirken solche Stunden veredelnd nach für das häusliche Leben. Man hat mich gefragt, warum denn in den kleinen Landgemeinden, in denen ja alle von mir geforderten Bedingungen erfüllt wären, ein so blühendes Gemeindeleben, namentlich eine Arbeit aller an allen sich nicht entfalte. Ich antworte darauf: weil da die Laien in vielen Fällen zu solcher Arbeit nicht herangereift sind und naturgemäß von den Städtern auch dafür der Impuls ausgehen muß. Das kann in der Kirche nicht anders sein als z. B. in der Politik. Aber eben daraus ergiebt sich,

welch ein Verbrechen es ist, wenn man gerade die großen Städte, wie treffend gesagt ward, das große Grab der evangelischen Kirche werden läßt. Möge dieser Tag dazu beitragen, hier endlich Umkehr und ernste Arbeit zu wecken!

Sie werden auch ohne mein Wort ahnen, wie von dem Gesagten aus der Aufbau unserer Kirche meinem Auge sich darstellt. Darüber schweige ich. Ich habe auf das mich zu beschränken, was wir sofort ausführen können. Es sind dies die Arbeiten im Grunde, die Arbeiten an unseren Gemeinden. Führen wir auch nur diese aus, dann wird das Leben des evangelischen Volkes ein anderes werden. Aber was wird dazu gehören. Ich bin nun ein alter Mann und habe leider es kennen gelernt, daß es viel Eitelkeit, Eigenwillen und Eifersucht in der Welt und auch in der Kirche giebt, und daß Gewissen und Demut nicht so mächtig sind, als wir in der Jugend glauben. Aber die Not ist groß. Wir wollen hoffen, daß sich auch hier das Wort erfüllen wird: Wo die Not am größten, ist Gott am nächsten. Gebe er den Kirchenregimenten entschlossenen Mut, zur rechten Zeit die neuen Wege einzuschlagen. Gebe er den Geistlichen und den Gemeinden Demut und Willigkeit, sie zu gehen. Gebe er unserem Bunde Kraft und Freudigkeit, wider Rom und den Materialismus unserer Zeit treulich die Darstellung des evangelischen Christentums zu vertreten, die allein eine genügende ist, die durch evangelische Gemeinden. In diesem Zeichen werden wir siegen, weil es die rechte und wirksamste Vertretung eines anderen und höheren ist, dessen, in dem alle wahren Christen die Quelle und Offenbarung ihres Heiles finden.

Die Pflichten des Evang. Bundes in Sachen der evangelischen Mission.

Von

D. G. Warneck.

Darüber darf ich wohl eine allgemeine Übereinstimmung der Überzeugung bei uns allen voraussetzen, daß die Pflege der evangelischen Mission eine Pflicht jedes evangelischen Christen ist — aber hat der Evang. Bund als solcher eine Missionspflicht? Gehört es gerade unter seine Aufgaben, das Gewissen des deutschen evangelischen Volkes zu wecken und zu schärfen, daß es missionseifriger werde als bisher? Ohne Zweifel liegt ihm diese Aufgabe ob, sobald nachgewiesen werden kann, daß er durch die Pflege der evangelischen Mission sehr wesentliche deutsch-protestantische Interessen wahrt. Zum Beweise dafür, daß dies thatsächlich der Fall, erinnere ich Sie zunächst an drei bekannte Thatsachen: 1. an die durch den kaiserlichen Reichskommissar Herrn v. Wißmann angeregte Missionskontroverse, welche wochenlang die gesamte Presse beschäftigt hat; 2. an die vielfache Gefährdung auch deutscher Missionen durch die systematische römische Eindrängung; und 3. an die römische Konkurrenz auf den deutschen Schutzgebieten.

Die Urteile des Herrn v. Wißmann über die evangelischen und katholischen Missionen darf ich als bekannt voraussetzen; auch werden Sie nicht erwarten, daß ich die Kritik dieser Urteile wiederhole, die ich bereits in meinem „Offenen Briefe“ an den Herrn Reichskommissar wie in meiner Besprechung seiner „Antwort“ auf denselben öffentlich gegeben[1]). Es geht mir jetzt vielmehr darum diese ganze

---

[1]) Zur Abwehr und Verständigung. Offener Brief an Herrn Major v. Wißmann, kaiserl. Reichskommissar. Ein Wort der Erwiderung auf seine Urteile über die Missionen beider christlicher Konfessionen. Dritte Auflage, vermehrt durch eine Besprechung der „Antwort“ v. Wißmanns auf den „Offenen Brief“. Gütersloh. 64 S. gr. 8. 60 Pf.

Missionskontroverse unter allgemeinere Gesichtspunkte zu stellen, die meines Wissens noch nicht zur Sprache gebracht worden sind und die den Beweis liefern, daß sowohl durch die Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu ungunsten der evangelischen und zu gunsten der katholischen Mission wie durch die Gefährdung der elementarsten evangelischen Missionsgrundsätze das evangelische Christentum überhaupt in Mitleidenschaft gezogen ist.

Die Geringschätzung, mit welcher der Herr Reichskommissar über die evangelische Mission geurteilt, und die Überschätzung, mit welcher er die katholische gelobt, hat einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung geübt, der wohl auch kaum durch die sachlichen Entgegnungen völlig paralysiert worden ist, welche seinen Urteilen von verschiedenen Seiten zuteil geworden sind, einen Einfluß, dessen Nachwirkungen wir vermutlich noch manchmal spüren werden. Was diesen Urteilen so großes Ansehen gab, das war weniger ihr Inhalt, als die Thatsache, daß sie, als aus dem Munde eines hohen kaiserlichen Beamten kommend, ein gewisses offizielles Gepräge trugen, welches noch dadurch eine charakteristische Illustration erhielt, daß der kaiserliche Reichskommissar auf dem ihm zu Ehren in Berlin veranstalteten Bankett Arm in Arm mit dem Führer des Centrums erschien.

Die ganze Angelegenheit hat eine gewisse symptomatische Bedeutung. Es weht ein römischer Wind durch die Welt; die Verhätschelung Roms ist eine Zeitmode, die außer mit anderen Faktoren auch mit der Politik im Zusammenhange steht. Es liegt ganz in dieser Windrichtung, daß auch die römische Mission in den Zauberkreis dieser Verhätschelung hineingezogen wird, zumal auch sie im nachweisbaren Zusammenhange mit der Politik steht. Sie wissen, wie gegnerisch ursprünglich das Centrum zur deutschen Kolonialpolitik stand; die allmähliche Frontveränderung dieser parlamentarisch so mächtigen Partei in ihrer kolonialpolitischen Stellung hat von dem Auftauchen der Antisklavereibewegung an ganz wesentlich unter dem Einflusse missionarischer Konzessionen stattgefunden; ich erinnere nur an die Zulassung der innerhalb des Reiches verbotenen Orden in die deutschen Schutzgebiete. Je größer die Gunst und die Begünstigung der römischen Missionen, desto sicherer die Unter-

stützung der Kolonialpolitik seitens des Centrums. Es wird gegenseitig gehandelt nach dem Grundsatz: do ut des.

Nun ist es überhaupt ein Verhängnis, daß man sich immer mehr daran gewöhnt, religiöse Angelegenheiten unter politischen Gesichtspunkten behandelt zu sehen, ohne daß das christliche Gewissen gegen diese ungeistliche Fremdherrschaft energisch reagiert. Die Kirchenpolitik ist bereits so legalisiert, als ob die politische Behandlung kirchlicher Fragen völlig in der Ordnung wäre. Und nun sind wir seit dem Beginne unserer kolonialen Ära auf dem gefährlichen Wege, gar auch noch eine Missionspolitik zu bekommen. Und zwar nicht bloß in dem eben angedeuteten parlamentarischen, sondern in dem allgemeinen Sinne, daß man die Mission überhaupt den Interessen der Kolonialpolitik bezw. Kolonialwirtschaft dienstbar macht, ja es ihr fast als Tadel anrechnet, wenn sie, wie es doch ihre Berufspflicht ist, ihre religiöse Aufgabe obenan stellt. Sie erinnern sich, daß ein Hauptgrund für das der römischen Mission seitens des Herrn Reichskommissars erteilte Lob darin bestand, sie handle nach dem Grundsatz des erst labora. Die römischen Missionen werden u. a. darum bevorzugt, weil man von ihnen eine bequemere Heranbildung kolonialer Arbeitskräfte erwartet, als von den evangelischen, zumal der „gewisse Zwang", den die Kolonialpolitiker bei der Arbeitserziehung der Eingeborenen angewendet wissen wollen, nicht übel mit der „vollen Gewalt" harmoniert, unter welcher die Patres ihre gekauften Kinder behalten. Lassen wir ganz dahingestellt, ob diese Erwartung eine begründete ist oder nicht; jedenfalls beeinflußt sie ganz wesentlich die Wertschätzung der verschiedenen Missionen, bezw. die Begünstigung oder Nichtbegünstigung derselben. Das Missionsurteil wird nicht davon abhängig gemacht, welche Mission bezw. Missionsmethode am wurzelhaftesten auf die Pflanzung eines schriftgemäßen, gesunden und selbständigen Christentums es anlegt, sondern welche im Sinne der Kolonialpolitiker der größere Kulturfaktor ist, d. h. den kolonialen Interessen am ausgiebigsten dient. Vor einigen Jahren schrieb triumphierend im Blick auf die wachsende Begünstigung des Romanismus in Europa das Hauptorgan der römischen Missionen: „die katholische Kirche erscheint den Führern der Völker als eine

große Schule der Unterwürfigkeit."[1]) Wie man mit diesem Sirenengesang z. B. die Rückberufung des Jesuitenordens motiviert als des sichersten Überwinders der sozialen Gefahr, so scheint es nun auch Mode zu werden, die römische Mission als die beste Stütze der kolonialen Bestrebungen zu kanonisieren — lauter Erscheinungen, die in ihrer Bedrohlichkeit sich keineswegs auf die evangelische Mission isolieren, sondern uns Gefahren zeigen, die das gesamte evangelische Christentum angehen. Denn das ist offenbar, daß die Überschätzung der römischen Missionen ebensosehr eine Stärkung des Romanismus überhaupt bedeutet, wie die Geringschätzung der evangelischen Missionen eine Schwächung des Protestantismus. Gewöhnt man sich ferner daran, die Mission wesentlich unter kolonialpolitische Gesichtspunkte und Interessen zu stellen, so wird der verderbliche religionspolitische Zug der Zeit immer mächtiger. Und endlich, je mehr das Urteil der öffentlichen Meinung bezüglich der Missionen verweltlicht, desto mehr verlernt es überhaupt, geistliche Dinge geistlich zu richten. Soweit ich sehe, hat also in der gegenwärtigen Missionskontroverse der Evang. Bund allen Grund zu sagen: mea res agitur, wenn anders er die Lösung seiner Aufgaben an den Wurzeln anfaßt. Durch das entschiedene Eintreten für die evangelischen Missionsgrundsätze leisten wir nicht bloß der evangelischen Mission einen Dienst, sondern wir kämpfen zugleich für die evangelischen Grundwahrheiten.

Dieser Kampf ist umsomehr unsere Pflicht, als leider die Tagespresse in ihrer großen Majorität das römische Rauchfaß lustig mitschwingt. Die Mode ist eine Weltmacht und die Presse eine Modedame, die vor dieser Weltmacht das Knie beugt. Das hat ihr Verhalten in der gegenwärtigen Missionskontroverse auf's eklatanteste bewiesen. Noch niemals haben sich die Zeitungen soviel mit Mission beschäftigt, als in den letzten Monaten. Mir selbst sind bis heute weit über 200 kürzere oder längere Missionsartikel allein der politischen Blätter durch die Hände gegangen. Diese Lektüre hat mir einen geradezu erschreckenden Mangel der Tagespresse sowohl an missionarischer Sachkenntnis, wie an

---

[1]) Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens. 1885. I, 4.

allgemeinem Gerechtigkeitsgefühl und an protestantischem Korpsgeist gezeigt. Jedenfalls ist die Mission, die evangelische wie die katholische, der großen Majorität der Tageslitteraten eine völlige terra incognita; trotzdem haben sie, wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, zu einem mißgünstigen Urteil über die evangelische Mission sich für kompetent gehalten und den sachkundigen Vertretern derselben vielfach das Wort abgeschnitten. Es ist dies geschehen teils aus kolonialpolitischer Voreingenommenheit, teils aus Mangel an selbständigem Urteil gegenüber der Autorität eines kaiserlichen Reichskommissars, teils aus Antipathie gegen die evangelische Gläubigkeit, teils aus Verwandtschaft mit dem weltlichen Charakter der römischen Mission. Wie die römische Kirche ein Reich von dieser Welt ist, so trägt auch ihre Mission viel weltliches Gepräge. Ihre kirchliche Prachtentfaltung, ihr sinnenfälliger Kultus, ihre äußerlichen Ceremonien, ihre militärische Disziplin, ihre anmutigen Plantagen, ihre geschickte Arbeitsdressur — das alles übt einen bestechenden Einfluß auf das Urteil evangelisch wenig gefestigter Kritiker, ja es erweckt Sympathien selbst in solchen gläubigen Kreisen, welche auf kirchliche Formen und Organisationen einen übergebührlichen Wert legen. So ist es nicht zu verwundern, daß eine Presse, die im Ganzen vom evangelischen Glaubensgeiste wenig erfüllt und getragen wird, in der vorliegenden Kontroverse die evangelische Mission nicht nur im Stich gelassen, sondern großenteils sich zum Echo des der römischen gespendeten Lobes gemacht hat; deß ganz zu geschweigen, daß sie in naiver Verblendung sich die märchenhaftesten ultramontanen Kuckuckseier ins Nest legen läßt, wie ich im Anhang (I) zu meinem offenen Briefe an Herrn v. Wißmann an einem klassischen Exempel illustriert habe. Nun beherrscht diese Presse zu einem großen Teile die öffentliche Meinung: beeinflußt sie dieselbe zu ungunsten der evangelischen, zu gunsten der römischen Mission, so schädigt sie überhaupt die protestantischen und fördert die katholischen Interessen, ganz gleich, ob ihr dieser Zusammenhang bewußt ist oder nicht. Die Diskreditierung jedes evangelischen Glaubenswerkes in der öffentlichen Meinung übt eine schädigende Rückwirkung auf die Schätzung des evangelischen Christentums. Hat der Evang. Bund offene

Augen für diese Rückwirkung, so muß er auch für die bedrohte evangelische Mission mit aller Energie einstehen, um das irregeleitete öffentliche Urteil über sie zu berichtigen.

Die evangelische Mission ist eines der größten, wenn nicht das größte Glaubenswerk der evangelischen Christenheit unseres Jahrhunderts. Sie hat, wie jedes von fehlbaren Menschen ausgeführte Gotteswerk, ihre Gebrechen, und wir sind weit davon entfernt, sie zu einem idealisierten Gegenstande protestantischen Selbstruhms zu machen. Aber Gott hat sie gesegnet, daß durch ihren Dienst Millionen von Heiden die Thüre des Glaubens aufgethan und auch der Weg zu einer großartigen kulturellen Hebung gebahnt worden ist. Wir dürfen getrost auf sie blicken als auf eine Kraft-erweisung evangelischen Glaubens, als auf eine evangelische Liebes- und Lebensmacht, die bei aller Schwachheit ihrer Träger die Kritik wohl aushält und sich am wenigsten vor der Vergleichung mit den Resultaten der römischen Propaganda zu scheuen hat. Ein solches Werk darf erwarten, daß ein Evang. Bund, der ausdrücklich zur Wahrung der protestantischen Interessen zusammengetreten ist, als sein Anwalt auftritt, wenn es gegen die römische Mission zurückgesetzt und gar die Annahme römischer Missionsgrundsätze ihm empfohlen wird. Der Kampf für die Ehre der evangelischen Mission ist zugleich ein Kampf für die Ehre der evangelischen Kirche. Und wenn ein großer Teil der Tagespresse in diesem Kampfe uns den Dienst versagt, so haben wir doppelt die Pflicht, Mittel und Wege zu finden, um unser Zeugnis vor der öffentlichen Meinung zur Geltung zu bringen.

Es ist Ihnen ferner bekannt, daß seit Jahrzehnten, sowohl die litterarische Verdächtigung der evangelischen Mission, wie die systematische Eindringung in ihre Arbeitsgebiete ein wesentliches Stück der römischen Aggression bildet. Neben der Reformation wird ultramontanerseits nichts so angegriffen, wie die evangelische Mission. Es ist eine der vielen Verdrehungen, die zu den Fechterkünsten der ultramontanen Polemik gehören, daß der Romanismus sich als das Lamm aufspielt, das nie ein Wässerchen getrübt. Ich konstatiere, daß auf dem Gebiete der missionarischen Aggression Rom den Friedensstörer gemacht hat. Schon Anfang der sechziger Jahre, wo protestantischerseits eine

Polemik gegen die römische Mission überhaupt nicht existierte, begann mit der unqualifizierbar häßlichen Schmähschrift Marshalls der ultramontane Angriff,[1]) der dann von sämtlichen katholischen Missionsorganen aufgenommen und von der Propaganda wie dem Papste offiziell legalisiert worden ist. Seitdem wird die evangelische Mission stehend charakterisiert, als „ein fortwährender Bericht von Habgier, Unmoralität, Weltlichkeit, Verwirrung, Mißlingen"; als „die letzte Geißel des Heidentums"; als „ein schwerer Fluch", ein „unheilbares Weh", ein „Gift", der „Feind alles Guten"; „in ihrer Totalität fast ein einziger wunder Fleck". „Die protestantischen Missionare können nur den Tod bringen, er liegt in ihrer Luft, unter ihren Füßen, ihre Lippen atmen ihn und ihre Berührung erzeugt ihn"; sie sind „Betrüger", „Mietlinge ohne Glauben", „verwandeln die Heiden nur in Atheisten"; „ihr Erfolg ist fast Null, gleich Null, unter Null"; ja Leo XIII. bezeichnet sie als „Verbreiter der Herrschaft des Fürsten der Finsternis".[2]) Das sind förmliche Scheiterhaufen, auf welchen der Haß des Ultramontanismus die evangelische Mission in effigie verbrennt; es ist nicht möglich, daß der Evang. Bund diesem litterarischen Auto da fé unthätig zusieht.

Aber es kommt noch schlimmer. Entsprechend dieser litterarischen Feindseligkeit handelt Rom auch, indem es sich systematisch in die Arbeitsgebiete der evangelischen Mission, vor allen in die besonders gesegneten, eindrängt, und eine Gegenmission organisiert, die in der Wahl ihrer Mittel nichts weniger als skrupulös ist. Die römische Kirche beansprucht „das ausschließliche Recht der Mission als eine dogmatisch geforderte Konsequenz" und bezeichnet die protestantische Mission als eine „absurde Inkonsequenz", als einen sakrilegischen „Eingriff in das Recht der katholischen Kirche" und folglich die Zerstörung derselben als erlaubt,

---

[1]) Siehe meine Protest. Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission. Gütersloh, 1884/85. Kap. II: Eine „klassische" Missionsgeschichte.

[2]) Siehe die Quellennachweise a. a. O. Kap. I, II, VII und Flugschriften des Evang. Bundes Nr. 14 u. 25, wo sich zahlreiche weitere Schmähungen dieser Art finden.

ja als eine Pflicht.[1]) Daher wird es ausdrücklich als katholische „Politik“ proklamiert: „in jeder christlichen Niederlassung neben jeder protestantischen eine katholische Schule zu errichten“, und der Papst spricht gegen „alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt“ das „feste Vertrauen“ aus, „sie würden nicht zulassen, daß ihre Bemühungen um die Ausbreitung des Reiches Christi durch den Eifer und die Anstrengungen jener zu schanden werden, welche die Herrschaft des Fürsten der Finsternis auszubreiten trachten.“ So wird grundsätzlich und systematisch eine immer umfangreichere und feindseligere Eindrängung in die protestantischen Missionsgebiete organisiert. Man läßt lieber die älteren, eigenen Missionen, auf denen Rom im Besitz der Alleinherrschaft ist, in ihrer Verwahrlosung, um nur recht zahlreiche Kräfte für diese Gegenmission zur Verfügung zu haben.

Ich unterlasse es, die enorme Ausdehnung, welche dieselbe bereits genommen, zu spezialisieren, wie die Mittel zu charakterisieren, die man in Anwendung bringt[2]), und bemerke nur, daß auch mehrere deutsche protestantische Missionen unter der römischen Aggression schwer zu leiden haben, z. B. die Leipziger, die Baseler und ganz besonders die Goßnersche unter den Kols. Nur einige Notizen über die letztere. 1880 drangen die Jesuiten ein, deren Zahl jetzt fast auf c. 40 gestiegen zu sein scheint, während die der protestantischen Missionare noch nicht halb so groß ist. Die Taufen vollzogen sich im Sturmschritt. „Innerhalb weniger Wochen wurden tausende und tausende in den Schafstall der wahren Kirche gebracht“. „Pater Lievens allein hat in weniger als einem Monat 12000 Seelen im Bade der Wiedergeburt gereinigt“. Mitte 1888 zählte man 11291, Mitte 1889 schon 25000 Getaufte und kurz darauf in Lohardaga allein 40000. In weniger als zwei Jahren rühmt man sich 55000 „Bekehrungen“ erzielt zu haben, und hofft daß die Gesamtzahl der katholischen Kols bald 100000 er-

---

[1]) Trippe, die Missionsfrage. Bd. VII, Heft 7 der Frankfurter zeitgemäßen Broschüren.

[2]) Siehe die Protest-Beleuchtung Kap. IX u. Flugschrift Nr. 14.

reichen werde[1]. Sie sehen, das geht flott: nur darf man um Himmelswillen die Mittel nicht prüfen, durch welche diese Dampf- und Parforcebekehrungen zustande gebracht werden[2]. Umstände werden nicht viel gemacht; hat man die Leute nur rein äußerlich im „Schafstalle der wahren Kirche“, so ist alles gut, sind sie doch nun der protestantischen Mission sicher entrissen. Das schlimmste ist nicht, daß mehr als tausend unbefestigter protestantischer Kols zum Abfall gebracht worden sind, sondern daß durch die ungeistliche Art des Betriebs dieser ganzen jesuitischen Gegenmission eine förmliche Demoralisation eingetreten und der gute Ruf der Mission überhaupt schwer geschädigt worden ist. Hier sind also ganz speziell deutsch-protestantische Interessen in der allergrößten Gefahr. Es ist bekannt, wie gesegnet die deutsche Kolsmission gewesen ist; auch heute noch zählen ihre Gemeinden 35 000 Seelen. Es ist eine Ehrensache der deutschen evangelischen Christenheit, diese so hart bedrängte Mission viel energischer als bisher zu unterstützen, und es liegt durchaus innerhalb des Programms des Evangelischen Bundes, wenn er an dieser Unterstützung sich aufs kräftigste beteiligt.

Ebensosehr hat der Bund deutsch-protestantische Interessen zu wahren bezüglich der Mission in den deutschen Schutzgebieten. Ich brauche kein Wort darüber zu verlieren, daß die deutsche evangelische Christenheit eine ganz spezielle Missionspflicht gegen diejenigen nichtchristlichen Völkerschaften hat, welche in den Kolonien leben, die unser Vaterland jüngst erworben. Die deutsche evangelische Mission ist viel älter als die deutsche Kolonialära, und es ist selbstverständlich, daß sie ihre alten Missionsgebiete nicht aufgeben oder auch nur vernachlässigen darf, um neue auf den deutschen Schutzgebieten in Angriff zu nehmen. Wohl aber muß die deutsche evangelische Christenheit ihre Missionsleistungen steigern. Es empfiehlt sich nicht, neue Missionsgesellschaften zu gründen, und noch viel weniger, eine staatskirchliche Mission ins

[1] Katholische Missionen 1890, 107. Mit diesen großen Zahlen stimmen freilich die offiziellen Angaben in den Missiones Catholicae nicht, die pro 1889 für die ganze Kirchenprovinz Kalkutta nur 36 000 catholici angeben.

[2] Siehe über diese Mittel Allg. Miss. Z. 1889, 257 ff., 1890, 401 ff.

Leben zu rufen; wir haben alle Ursache, uns gerade jetzt vor problematischen Missionsexperimenten zu hüten. Die ganze geschichtliche Entwicklung weist uns vielmehr darauf hin, die älteren, gut organisierten, durch mehr als halbhundertjährige Erfahrungen gereiften Missionsgeschaften durch vermehrte Leistungen in stand zu setzen, die neuen Missionen auf den deutschen Schutzgebieten in ihre Hand zu nehmen. Die Baseler und die Rheinische Mission hat das in Kamerun, Südwestafrika und Neuguinea bereits gethan, die Norddeutsche wird es demnächst im Togolande und die Brüdergemeine und hoffentlich auch die Berliner südafrikanische Gesellschaft in Ostafrika thun. Wie die junge deutsch-ostafrikanische Berliner Missionsgesellschaft aus der jetzigen Krise hervorgehen, ob sie selbständig weiter bestehen, einer älteren Missionsgesellschaft sich anschließen, oder in eine staatskirchliche Mission sich verwandeln wird, darüber bin ich augenblicklich außer stande etwas Gesichertes zu sagen.

Daß auch der deutsche Katholizismus sich an der Missionsarbeit in den deutschen Kolonien beteiligt, muß man ganz in der Ordnung finden. Bis zum Beginn der deutschen Kolonialära hat es eine eigentliche deutsche katholische Mission nicht gegeben. Wohl hat das katholische Deutschland Missionare gestellt und Missionsbeiträge gesteuert; die Zahl der ersteren läßt sich nicht angeben und die letzteren standen jedenfalls weit gegen die Missionsleistungen des deutschen Protestantismus zurück. Pro 1885 brachte das katholische Deutschland kaum 600 000 Mark[1]), das protestantische mehr als 2 Millionen Missionsbeiträge auf. Erst mit der deutschen Kolonialära ist ein neuer Schwung in den Missionseifer der deutschen Katholiken gekommen, zumal seitdem die Antisklavereibewegung in eine römische Missionsbewegung übergeleitet und die Zulassung der Jesuiten in den deutschen Schutzgebieten erwirkt worden ist, eine Konzession, die man wohl als Etappe für die Rückkehr des Ordens ins Reich selbst betrachtete. Leider ist auch dieser neu erwachte katholische Missionseifer nicht frei von anti-protestantischen Konkurrenz-

[1]) Für das Werk der Glaubensverbreitung allein 546 936 Mk.; ca. 150 000 Mk. für andere katholische Missionsvereine dürfte eine reichliche Schätzung sein.

gedanken. In Dar es Salaam haben bereits die Benediktiner neben der protestantischen Mission eine Niederlassung gegründet und in dem kleinen Kamerun ist eine katholische Gegenmission in der Entstehung begriffen. Aber so unschön das ist und so viel Verwirrung es anrichten wird, so empfehlen wir doch nicht, daß etwa staatlicherseits eine Demarkationslinie auf unseren Schutzgebieten gezogen würde, welche die Missionen beider Konfessionen räumlich von einander trennte, weil wir in dieser staatlichen Einmischung nur eine Verschlimmerung des Übels erblicken, ohne daß sie im stande wäre, die Grenzregulierung wirklich durchzuführen[1]). Die römische Konkurrenz bleibt also auch auf den deutschen Kolonien eine Thatsache, mit der wir rechnen müssen.

Diese Konkurrenz wird um so ernster, als der römische Ehrgeiz die größten Anstrengungen macht, die protestantischen Missionen in unseren Schutzgebieten in den Schatten zu stellen, ein Bestreben, dem die Gunst wesentlich entgegen kommt, in welcher die katholische Mission bei den meisten unserer Kolonialpolitiker zur Zeit steht. Irre ich nicht, so werden in kurzem vier neue Missionshäuser da sein, welche römische Missionare wesentlich für die deutschen Kolonien ausbilden. In Ostafrika sind von Anfang Juli dieses Jahres an 47 neue römische Missionare eingetroffen, von denen allein 15 Brüder und Schwestern für Dar es Salaam bestimmt sind. Vor einiger Zeit ging die Notiz durch die Blätter, daß binnen Jahr und Tag 400 römische Missionare für Ost- und Centralafrika bereit stehen würden; subtrahiert man von dieser rhetorischen Hyperbel auch mehr als die Hälfte — sicher ist, daß eine gewaltige Schar römischer Missionare auch für die deutschen Kolonien in Aussicht steht. Über was für massenhafte Kräfte, wenn sie will, die römische Propaganda verfügt, mögen Sie aus der Thatsache ersehen, daß in der vor etwa fünf Jahren in der englischen Kolonie Natal gegründeten Missionsniederlassung der Trappisten 205 Mönche und 155 Nonnen stationiert sind[2]). Das sind redende Zahlen, die der evangelischen deutschen Christenheit zurufen: wache auf, die du

[1]) Siehe die Begründung in der betr. Eingabe an den Reichskanzler A. M. Z. 1890, S. 327.

[2]) Bohemia Nr. 154 vom 7. Juni 1890.

schläfft; und will der Evangelische Bund ein treuer Eckart des deutschen Protestantismus sein, so muß er ihm jetzt das Missionsgewissen wecken helfen. Der Missionsworte sind genug gewechselt seit Beginn der deutschen Kolonialära, auch an Ratgebern hat es nicht gefehlt; aber Missionsthaten sind den schönen patriotischen und kulturenthusiastischen Redensarten bis jetzt nicht viele gefolgt. Vielleicht gefällt es Gott, den römischen Missionseifer mit allem was drum und dran hängt, als ein Mittel zur Aufrüttelung des deutschen Protestantismus zu gebrauchen, daß er wirkliche Missionsopfer bringt, und so die Missionsgesellschaften zu neuen Unternehmungen auf den deutschen Schutzgebieten ermutigt. Verstehe ich die Aufgabe des Evangelischen Bundes recht, so ist er berufen, ein Werkzeug zu solcher Aufrüttelung der deutschen evangelischen Christenheit zu werden.

Durch die ganze Situation, in der sich der Protestantismus gegenwärtig befindet, läutet Gott die Bußglocke. Alle großen Aktionen auf dem Gebiet des Reiches Gottes beginnen mit Buße, nicht bloß mit der Bußpredigt, sondern mit der Bußthat. Auch die gegenwärtige Missionskrisis darf uns nicht als Pharisäer erfinden, sondern als Leute, die zur Buße bereit sind. Die deutsche evangelische Christenheit hat bis heute die Mission viel zu wenig gepflegt, die große Majorität ihrer Glieder hat ihr indifferent, wenn nicht unfreundlich gegenüber gestanden. Missionsunkenntnis, Missionsvorurteil, Missionsträgheit ist noch immer weit verbreitet. Von der Großartigkeit der gegenwärtigen evangelischen Mission, ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung und ihrer vielseitigen Rückwirkung auf das Leben der heimatlichen Kirche haben die weiten Kreise des deutschen Protestantismus fast keine Ahnung. Wir müssen den Mut haben, diese Thatsache mit Beschämung zu bekennen, die Schuld bei uns selbst zu suchen und dann mit Energie an die Besserungsarbeit zu gehen. Ja, an die Arbeit. Mit bloßen Klagen wird ebenso wenig ausgerichtet, wie mit der bloßen Kritik und der bloßen Polemik.

Und worin besteht die Arbeit? Zunächst darin, daß wir durch Wort und Schrift Kenntnis von der Mission und Verständnis für sie in den evangelischen Gemeinden verbreiten. Ich rede jetzt nicht davon, was in

dieser Richtung den Pastoren und Professoren obliegt[1]), sondern nur, was der Evang. Bund thun kann. Er kann in seinen Zweigvereinen der Sache der Mission ein Gastrecht, ja ein Heimatrecht gewähren, wenn er ihr in denselben jährlich einige Vorträge widmet. Die Missionsstunden werden erfahrungsmäßig meist nur vor kleineren Kreisen gehalten und die Missionsfeste sind zu selten, als daß sie für die Verbreitung einer allgemeineren Missionskenntnis genügen könnten. In den Versammlungen unserer Zweigvereine haben wir ein großes Männerpublikum vor uns; interessieren wir dasselbe durch gediegene Vorträge für das große Werk der Ausbreitung des Christentums. Die Mission ist einer der inhaltreichsten, vielseitigsten, fesselndsten Gegenstände, die es überhaupt giebt; wird sie in sachkundiger Weise behandelt, so dient sie zugleich zu einer wesentlichen Belebung unserer Zweigvereine. Man ist wohl hier und da in einiger Verlegenheit um Stoffe für Vortrags- und Besprechungsgegenstände in den Vereinsversammlungen; nun, die Mission bietet solche Stoffe in fast unerschöpflicher Menge, verwerten wir sie für unser Vereinsleben. Der Gewinn ist ein doppelter. Wir leisten nicht bloß der Mission einen großen Dienst, sondern die Mission leistet dem Evang. Bunde einen Gegendienst, der fast noch größer ist. Doch darauf komme ich am Schluß zurück. Freilich, sollen diese Vorträge fesseln, unterrichten, und mehr als das, sollen sie für die Mission erwärmen, begeistern, und aus den Hörern Thäter machen, so müssen sie überzeugungskräftig und sachlich gehaltvoll sein. Mit bloßen oberflächlichen, allgemeinen Schilderungen oder gar mit rhetorischen Überschwänglichkeiten wird mehr geschadet als genützt. Ich habe manchen Missionsvortrag in meinem Leben gehört, aber von verhältnismäßig nur wenigen den Eindruck bekommen, daß der Vortragende von der Mission etwas gründliches weiß. Auch unter vielen von denen, welche beredte Missionsfreunde sind, ist die wirkliche Missionssachkenntnis nur mäßig vertreten. Ich unterlasse es, Beweise dafür anzuführen, weil es zu demütigend ist; aber der Ernst

[1]) Vergl. hierüber meine Belebung des Missionssinnes in der Heimat. Gütersloh 1878. Der Pastor als Arbeiter für die Heidenmission. A. M. Z. 1880, S. 49. Und: das Studium der Mission auf der Universität. Gütersloh 1877.

der Lage gestattet nicht, es zu verschweigen. Wir müssen uns vor allen Dingen selbst mit der Mission mehr beschäftigen, wenn wir Lehrer, Verteidiger, Werber für dieselbe werden wollen. Auch die Missionskenntnis fliegt niemandem von selbst zu, man muß sie sich erarbeiten. Wer nichts hat, kann auch nichts geben, und wer nicht arbeitet, der hat nichts. Phrasen sind freilich wohlfeil zu haben, aber sie überzeugen weder, noch wecken sie Leben.

Zu dem mündlichen Missionszeugnis in unseren Vereinsversammlungen muß aber auch eine organisiertere Missionsbelehrung in der Presse treten, um so mehr, als die politische Tageslitteratur, wie bereits konstatiert worden ist, in ihrer großen Majorität der evangelischen Mission mildest ausgedrückt eine unzuverlässige Vertretung gewährt. Der Ultramontanismus befindet sich in dieser Beziehung uns gegenüber in dem ungeheueren Vorteile, eine eigene, ausgebreitete und wohldisziplinierte Tagespresse zu besitzen; ich glaube, daß die Erfahrungen, die wir jetzt wieder gemacht haben betreffs der Haltung der protestantischen Presse, dem Evang. Bunde doch die Erwägung nahe legen müssen, ob nicht auch wir genötigt sind, uns eigene kleinere und größere Preßorgane zu schaffen. Wir dürfen ja nicht müde werden, die Gewinnung eines Einflusses auf die vorhandene Tagespresse fort und fort zu versuchen und an ihr protestantisches Ehrgefühl wie an ihren Gerechtigkeitssinn zu appellieren, aber bis jetzt ist es eine Sisyphusarbeit gewesen, die verhältnismäßig wenig Erfolg gehabt hat. So bleibt uns vorläufig nichts übrig, als unser Organ, die „Kirchl. Korrespondenz“, noch häufiger als es bereits bisher geschehen ist, nicht bloß für die Missionspolemik und Missionsapologetik, sondern zu fortlaufenden positiven Mitteilungen aus der Arbeit der evangelischen Mission zu benutzen. Auch die Flugschriften des Bundes sollten in jedem Jahrgange wenigstens eine Nummer einem Missionsgegenstande widmen.

Es ist schon etwas erreicht, wenn wir so durch Wort und Schrift zur Vermehrung der Missionskenntnis beitragen, sei es auch nur innerhalb der Kreise unseres Bundes; denn was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Aber so wahr dieses Sprüchwort ist, so giebt es doch leider auch manche Kenntnis, und zwar gerade auf dem religiösen Gebiete, die

nicht heiß macht, sondern kalt und unfruchtbar läßt. Darum müssen wir unserer Arbeit zur Verbreitung der Missionskenntnis eine praktische Spitze geben, welche auf die thatsächliche Unterstützung der Mission gerichtet ist. Gerade auch in bezug auf das gesprochene und geschriebene Missionswort gilt die Mahnung der Schrift: Seid aber Thäter des Wortes und nicht Hörer allein, sonst betrüget Ihr Euch selbst.

Dann aber wird die Missionskenntnis praktisch, wenn sie zum Opfersinn erzieht. Eingedenk der Erfahrung, daß gemeiniglich sehr wenig erreicht, wer zuviel verlangt, begnüge ich mich, an die Missionspflicht des Evang. Bundes in dieser Beziehung die eine Forderung zu stellen: seine Mitglieder geben zu lehren. Das Geben ist eine wichtige Seite des praktischen Christentums, und die nächstliegendste That für die Mission besteht darin, daß Beiträge für sie geleistet werden, und zwar Beiträge, die keine Brosamen sind, sondern einigermaßen im Verhältnis zur Größe des Werkes stehen. Wir müssen lernen und lehren, ein weltumfassendes Werk, wie die Mission, mit einer gewissen Noblesse im Geben zu behandeln. Ob diese Beiträge sofort gesammelt werden in denjenigen Vereinszusammenkünften, in welchen die Missionsvorträge stattfinden, was vielleicht am praktischsten ist, oder ob man etwa jährlich einmal eine besondere Missionskollekte veranstaltet, oder auffordert, die Gaben direkt den Missionsvereinen zuzustellen — darüber dürfte völlige Freiheit zu lassen sein. Solche Freiheit muß auch bestehen rücksichtlich der Wahl der Missionsgesellschaft, welcher die Missionsbeiträge der Bundesmitglieder überwiesen werden. Der Evang. Bund als solcher kann sich aus leicht ersichtlichen Gründen durchaus nicht mit einer bestimmten Missionsgesellschaft identifizieren. Die geschichtlichen Traditionen, die lokalen Verhältnisse und die augenblicklichen Bedürfnisse müssen bei der Beitragsverteilung maßgebend bleiben. Nur möchte ich den letzteren eine spezielle Berücksichtigung empfehlen, etwa in der Weise, daß der Bund die Unterstützung derjenigen Missionen sich besonders angelegen sein läßt, die durch die römische Konkurrenz bedroht sind, und die in den deutschen Schutzgebieten arbeiten.

Nun wird aber mit Geld allein keine Mission getrieben; hier müssen noch ganz andere Kräfte in Wirksamkeit treten.

Was vor allem gebraucht wird, das sind Menschen, mit dem heiligen Geist erfüllte, im evangelischen Glauben gewurzelte, von der Liebe Christi gedrungene, selbstverleugnungsvolle, opferwillige Persönlichkeiten, die mit einer gesunden Bildung praktisches Arbeitsgeschick verbinden.

Solche Persönlichkeiten lassen sich mit keinem Gelde kaufen; wir müssen sie erbeten, daher das Generalgebot: bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Denn die gottgegebenen Männer sind auf jedem Gebiete christlicher Thätigkeit die fruchtbaren und gesegneten Arbeiter. Das ist eine ganz elementare christliche Wahrheit, aber ich fürchte, wir vergessen sie zu viel: wir beten zu wenig. „So ermahne ich nun," schreibt der größte unter allen Arbeitern Gottes, „daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung." Die Gebete der Gläubigen sind wie in der apostolischen Zeit so auch heute die vermögensten Mächte, welche das Reich Gottes bauen und für die Sache des Herrn kämpfen helfen. Damit treten wir aus dem Vorhof ins Heiligtum; aber wir müssen im Heiligtum stehen, wenn wir für das Heilige Thaten thun wollen. Und das ist der Segen ernster Arbeit für die Mission, daß sie ins Heiligtum führt. Wenn je, so muß man gegenüber der ungeheuren Größe und Schwierigkeit dieses Werks mit der Wahrheit erkennen: mit unsrer Macht ist nichts gethan, um dann im Gefühl der eigenen Ohnmacht durch das Gebet des Glaubens die Allmacht Gottes in Bewegung zu setzen. Ohne dieses Gebet des Glaubens giebt es keine gesegnete Missionsarbeit, wenn der menschlichen Künste auch noch so viel ins Werk gesetzt werden.

Der evangelische Bund wird ein Segen für die evangelische Mission, wenn er für sie zeugt, für sie sammelt, für sie betet; aber die evangelische Mission vergilt diesen Dienst, indem sie wiederum ein Segen für den evangelischen Bund wird. Und zwar nicht bloß dadurch, daß sie ihm hilft, sich immer tiefer zu gründen in dem lebendigen Glauben, in welchem allein die Wurzeln unserer Kraft liegen und der allein die Verheißung des Sieges hat, welcher die Welt überwindet, sondern auch dadurch, daß sie ihn überhaupt kräftigt durch die Anteilnahme an einer bestimmten

Bauarbeit. Wir sind ja leider gezwungen, Polemik, sogar viel Polemik zu treiben, aber wir können von der Polemik nicht leben. Unser himmlischer Meister nennt es seine Speise, daß er thue den Willen deß, der ihn gesandt hat und vollende sein Werk. So liegt auch für den einzelnen Christen wie für die gesamte Kirche Gesundheit und Leben in dem thätigen Gehorsam, den sie üben. Jedes Wort Gottes, das wirklich geglaubt und gethan wird, das geht in uns über, verwandelt sich sozusagen in unser eigenes Fleisch und Blut, und wird so zur Nahrung. Jede positive Bauarbeit steigert die geistliche Kraft und jede Kraftstärkung ist Lebensstärkung. So ist speziell auch die Ausführung des Missionswillens Gottes eine positive Gehorsamsthat, die Speise für die Kirche geworden ist, indem sie das religiöse Leben derselben mächtig gestärkt hat.[1]) Die Einnahme, welche die heimatliche Kirche von der Heidenmission zurück bezogen hat, ist größer, als die Ausgabe, die sie für dieselbe geleistet. Der Missionsbefehl ist auch eines von den durch den Mund Gottes gegangenen Worten, von denen es heißt: der Mensch lebt davon. Die Kirche lebt davon, daß sie Mission treibt. Ihre Wurzeln sind erstarkt, indem sich ihre Zweige ausbreiteten. Wie die Heidenmission herausgewachsen ist aus einem thatkräftigen Glaubensleben, so ist sie wiederum die fortgehende Erweckerin und Pflegerin eines lebendigen Christentums geworden.

Nimmt der Evangelische Bund die Arbeit für die Heidenmission in seine Thätigkeit auf, so wird sie auch ihm ein Segen werden. Es ist seine Aufgabe, die evangelische Kirche stärken zu helfen gegenüber der wachsenden römischen Aggression. Die bloße polemische Abwehr, so unentbehrlich sie ist, genügt dazu nicht; die evangelische Kirche muß gebaut werden, wenn sie Rom widerstehen und noch mehr, wenn sie Rom überwinden soll. Die beste Schutzwehr gegen alle römischen An- und Übergriffe daheim wie draußen auf dem Missionsgebiet ist die innere Stärke und Festigkeit der evangelischen Gemeinden. Ist der Gesamtorganismus des Leibes widerstandsfähig, so ist er am geschütztesten gegen die Macht der Krankheit; er wird aber widerstandsfähig wesentlich

[1]) Siehe den Nachweis in der A. M. Z. 1881, S. 145: die Rückwirkungen der Heidenmission auf das religiöse Leben der Heimat.

durch Arbeit und gesunde Speise. Die Missionsthätigkeit ist beides: Arbeit und Speise! sie stärkt, kräftigt, gründet den Evangelischen Bund, und der Bund stärkt, kräftigt, gründet durch sie die evangelische Kirche. Auch das Himmelreich hat seine Naturgesetze: wer da hat, dem wird gegeben, und wer giebt, dem wird gegeben. Nur das Pfund, das durch Umsatz praktisch verwendet wird, trägt Zinsen und nur der Knecht wird über Städte gesetzt, der mit dem ihm anvertrauten Pfunde für seinen Herrn gehandelt hat. Gott helfe dem Evangelischen Bunde, daß er immer mehr ein solcher Knecht werde und die gesamte evangelische Kirche zu einem solchen Knechte machen helfe, und segne dazu auch die praktische Arbeit, welche er für die evangelische Mission thut.

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.

II. Reihe (Heft 13—24) zusammengenommen 2 Mk.

13. (II. Reihe, 1) Der Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Sittlichkeit, gemeinverständlich dargestellt von Lic. Dr. Gustav Schulze, Pastor an der Michaeliskirche in Erfurt. (30 Pfg.) 14. (II. Reihe, 2) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. I. Die römische Feindschaft wider die evangelische Kirche. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 15. (II. Reihe, 3) Die Behandlung der sozialen Frage auf evangelischer Seite. Ein Bitt- und Mahnwort. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (20 Pfg.) 16. (II. Reihe, 4) Piedigrotta. Ein Nachtbild aus dem religiösen Leben Süditaliens. Von Th. Trede, Pfarrer in Neapel. (15 Pfg.) 17. (II. Reihe, 5) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. II. Das römische Christentum. Von D. G. Warneck. (35 Pfg.) 18. (II. Reihe, 6) Der Verband kaufmännischer Kongregationen und kath.-kaufm. Vereine Deutschlands und eine „öffentliche Aufforderung" der „Germania". Zwei Nachspiele der Thümmelschen Religionsprozesse. Zur Kennzeichnung neujesuitischer Polemik herausgegeben von D. Fr. Nippold, Professor der Theologie in Jena. (30 Pfg.) 19. (II. Reihe, 7) Was würde uns ein vollständiger Sieg Roms kosten? Von G. Blume in Köthen (Anhalt). (25 Pfg.) 20. (II. Reihe, 8) In der Rüstkammer. Von Brüggemann, Pfarrer in Kettwig. (15 Pfg.) 21. (II. Reihe, 9) Die soziale Organisation des römischen Katholizismus in Deutschland. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (25 Pfg.) 22. (II. Reihe, 10) Luther vor und in seinen Thesen. Von Dr. G. Weicker, Gymnasial-Direktor in Stettin. (10 Pfg.) 23. (II. Reihe, 11) Aus der Duisburger II. Generalversammlung des Evangelischen Bundes. (25 Pfg.) 24. (II. Reihe, 12) Der Evangelische Bund und die Toleranz von Lic. Dr. Thönes, evang. Pfarrer zu Lennep und z. Z. Vorsitzendem des Vorstandes des Rhein. Hauptvereins des Evang. Bundes. (25 Pfg.)

III. Reihe (Heft 25—36) Abonnementspreis 2 Mk.

25. (III. Reihe, 1) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. III. Die römische Geschichtschreibung. Von D. G. Warneck (25 Pfg.) 26. (III. Reihe, 2) Luther und Ignatius von Loyola. Von Gymnasial-Dir. Dr. Weicker in Stettin. (10 Pfg.) 27. (III. Reihe, 3) Römische Missionspraxis auf den Karolinen. Von Pastor Fritz Fliedner in Madrid. (15 Pfg.) 28. (III. Reihe, 4) Die römisch-katholischen Ansprüche an die preußische Volksschule. Beleuchtet von Willibald Beyschlag. (20 Pfg.) 29. (III. Reihe, 5) Wundersucht und Wunderscheu. Von Dr. Fr. Danneil, Pastor in Jersleben. (10 Pfg.) 30. (III. Reihe, 6) Die neueste Antisklavereibewegung und die evangelische Mission in Ostafrika. Von Dr. Bärwinkel, Pfarrer an der Regler Kirche und Vorsitzender des evangelischen Ministeriums in Erfurt. (15 Pfg.) 31. (III. Reihe, 7) Können wir trotz der Kampfesziele unseres Bundes mit den deutschen Katholiken in Frieden leben? Vortrag von Oberlandesgerichtsrat Drache in Naumburg a. S. (15 Pfg.) 32. 33. (III. Reihe, 8, 9) Die religiöse Erziehung der Kinder nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich und Abänderungsvorschläge. Von R. Drache, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S. (Preis 60 Pf.) 34. 35. 36. (III. Reihe, 10. 11. 12.) Aus den Verhandlungen der III. Generalversammlung des Evang. Bundes zu Eisenach, 30. Sept. bis 3. Okt. 1889. (Preis 20, 25 und 20 Pfg.)

Die Redaktion überläßt die Verantwortung für alle mit Namen erschienenen Schriften den Herren Verfassern.

Die **Flugschriften des Evangelischen Bundes** erscheinen in **Heften;** 12 Flugschriften bilden eine Reihe.

Man **abonniert** auf die **Reihe von 12 Flugschriften** zum **Pränumerationspreise von 2 Mark** in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verleger.

Jede Flugschrift wird nach wie vor **einzeln** zu dem auf dem Umschlage angegebenen Preise verkauft.

An Vereine und einzelne, welche die Hefte in größerer Zahl verbreiten wollen, liefert die Verlagsbuchhandlung bei Bestellung von mindestens 50 Exemplaren dieselben zu einem um ein Viertel ermäßigten Preise.

Verzeichnis
der
Flugschriften des Evangelischen Bundes.

I. Reihe (Heft 1—12) zusammengenommen 2 Mk.

1. Der Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen. Seine Berechtigung und seine Aufgaben. Von Dr. Bärwinkel, Pastor in Erfurt. (25 Pfg.) 2. Römische Triumphe. Von Dr. H. Baumgarten, Professor der Geschichte in Straßburg. (20 Pfg.) 3. Die unsichtbare Kirche und Rom. Von Prof. D. L. Witte, geistlicher Inspektor in Pforta. (20 Pfg.) 4. Der Friedensschluß zwischen Deutschland und Rom. Von W. Beyschlag, D. u. Prof. der Theologie in Halle. (20 Pfg.) 5. Ein Streifzug durch die ultramontane Presse. Von Dr. Ottomar Lorenz. (25. Pfg.) 6. Die Möglichkeit eines ehrlichen und gesegneten Zusammenwirkens von kirchlich-konservativen und liberalen Elementen im Evangelischen Bund. Von P. Wurm, Dekan in Blaubeuren. (15 Pfg.) 7. Welche Aufgaben erwachsen dem geistlichen Amte aus der gegenwärtigen Angriffsstellung Roms? Von Prof. D. L. Witte, geistl. Insp. in Pforta. (25 Pfg.) 8. Der Evang. Bund in Frankfurt. I. Predigt, gehalten in der Paulskirche zu Frankfurt a./M. Von K. H. Vieregge, Pfarrer zu Bonn. (10 Pfg.) 9. Der Evang. Bund in Frankfurt. II. Eröffnungsrede bei der öffentlichen Versammlung. Von Graf Wintzingerode-Bodenstein. (10 Pfg.) 10. Der Evangelische Bund in Frankfurt. III. Rede über die Aufgaben und den Charakter des Evangelischen Bundes. Von D. G. Fricke, Geh. Kirchenrat, ord. Prof. der Theol. in Leipzig. (15 Pfg.) 11. Zehn Jahre preußisch-deutscher Kirchenpolitik. Von D. R. A. Lipsius, Geh. Kirchenrat, Professor der Theologie in Jena. (20 Pfg.) 12. Die Reformation und das deutsche Volkstum. Von Julius Werner, Pfarrer in Hohenthurm bei Halle a. S. (20 Pfg.)

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Was hat das evang. Schwaben dem Gesamt-Protestantismus zu bieten und was von ihm zu empfangen?

Von

D. F. Nippold.

Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert. So jemand sich dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll. So aber Jemand Gott liebt, derselbige ist von ihm erkannt.

Hochverehrte Glaubensgenossen!

Das bekannte Bibelwort, an das ich eben anknüpfte, hat sich mir immer wieder aufs neue aufgedrängt, wenn ich mir die gewichtige Doppelfrage vergegenwärtigte, auf die ich heute mit Ihnen zusammen eine bescheidene Antwort suche. Das evangelische Schwaben erwartet etwas vom evangelischen Bund, es hofft etwas zu empfangen. Von hier sind im Grunde bereits die ersten Anregungen ausgegangen, aus denen der sich stetig mehr Bahn brechende Gedanke unserer inneren Einigung erwuchs. Als die Ergebnisse jener Maulwurfsgänge immer unzweideutiger hervortraten, welche die staatliche Beamtenschaft aus den Gegnern unserer Kirche zu rekrutieren versuchten, und es sich darum handelte, dem Mundtotmachen dieser echt jesuitischen Geheimwege ein Ende zu machen, da kam aus dem deutschen Süden die Frage zu den Brüdern im Norden: Könnt ihr uns nicht die Möglichkeit bieten, vor der Oeffentlichkeit zu Worte zu kommen? Der Erfolg liegt zu Tage in den bedeutsamen grünen Heften, den Vorläufern der Flugschriften unseres Bundes. Als dann die vertraute Versammlung in Erfurt tagte, wo die Vertreter unserer verschiedenen Richtungen mit einander rangen, wie in dem Gebetskampfe Jakobs: „Wir lassen euch nicht, ihr segnet uns denn“, da war es eine beredte Stimme aus Württemberg, die auch denen, welche noch kein Vertrauen zu einander gewonnen hatten, den gemeinsamen Friedensgruß

brachte. Als dann weiter nach den mancherlei Schwierigkeiten und Bedenken, die zumal aus der damaligen politischen Sachlage erwuchsen, Hand ans Werk gelegt werden sollte, um zunächst der Tagespresse eine unabhängige kirchliche Korrespondenz zuzuführen, da war es ein württembergischer Landpfarrer, der alsbald die Hand an den Pflug zu legen bereit war. Als endlich in Frankfurt der ernste Moment kam, wo allerseits die Hände in einander gelegt werden sollten, da war es neben dem letzten öffentlichen Bekenntnis des edlen Riehm, welches uns allen ein heiliges Vermächtnis bleibt, ein ergreifendes Laienwort aus Süddeutschland, welches die Stiftung des Bundes besiegelte. In unserm fröhlichen Beisammensein aber war schon damals jene mutige Parole von der kirchlichen Mainbrücke erklungen, der gegenüber noch aus dem kühleren Norden an die mancherlei Brückenformen erinnert wurde. Und wie viel wäre dem noch beizufügen von der Begründung unseres ersten Diakonissenhauses auf schwäbischem Boden, von den mancherlei Stimmen für und wider, unter denen eine gewichtige Stimme wider den Bund zu unserer Freude sich bald zu einer für ihn gestaltete, und so manches andere. Doch genug zum Belege, daß im evangelischen Schwaben sich ein mächtiges Bedürfnis geregt hatte, welches von unserem Bunde seine Befriedigung erwartete, durch ihn etwas allerseits in seiner Notwendigkeit Erkanntes erhoffte.

Dessen ungeachtet aber, als ich mir die Frage stellte: Was erwartet ihr? Was wollt ihr empfangen? da verwandelte sich die Antwort immer wieder in die Gegenfrage: Seid ihr es nicht selber, die uns das Beste von dem geben, was wir alle bedürfen? Und für die eine wie für die andere Frage fand sich stets nur die eine Lösung, die mir schließlich gewissermaßen zum Text wurde.

„Die Liebe bessert. So jemand Gott liebt, derselbige ist von ihm erkannt.“ Es sind reiche geistliche Gaben und himmlische Güter, die unserer durch die Liebe gebesserten und darum von Gott erkannten Kirche durch seine Gnade verliehen sind. Es sind ihrer unendlich viel mehr, als der gelehrteste Historiker zu überschauen vermag. Denn sie sind eben nicht auf dem öffentlichen Marktplatz zur Schau ausgestellt, sondern in der Stille des Kämmerleins erwachsen.

In der Erfüllung jener apostolischen Verheißung aber lag zum andern die gleichzeitige Warnung beschlossen vor dem, worin wir selber gefehlt hatten, wodurch wir von unserer erträumten Höhe herabgesunken waren. Denn auch für uns ist mit der Verheißung der ernste Bußruf untrennbar verbunden: „Das Wissen bläset auf. So jemand sich dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll.“

Oder paßte nicht gerade dieses Wort so ganz besonders auf unsere Erfahrungen in dem verhängnisvollen sogenannten Kulturkampfe? Wir waren unserer Zukunft so sicher gewesen im Vertrauen auf unsere eigene Kraft: auf die aus dem evangelischen Teile unseres Volkes erwachsene stolze Philosophie, auf unsere klassische Nationallitteratur, auf unsere blühende Kunst. Als uns dazu noch die heißersehnte nationale Einigung vergönnt war, unter dem ersten deutschen Kaiser evangelischen Bekenntnisses, da kannte unser Selbstvertrauen kein Maß mehr. Eben darum aber kam jene schwere Heimsuchung über uns, die zugleich über alle anderen Länder das gleiche Verhängnis brachte. Denn je höher wir standen, um so schwerer war die Tragweite unserer Niederlagen. Die genugsam bekannte offiziöse Presse jener Tage aber wagte jede neue Niederlage zu einem neuen Siege zu stempeln. Doch — lassen wir diese traurigen Erfahrungen heute bei Seite. Es sei genug an dem, daß sie uns wieder das unverrückbare Vorbild unserer Kirche vor Augen gestellt haben: in dem, der nicht gekommen war sich dienen zu lassen, sondern zu dienen.

So haben wir uns denn einmütig zusammengefunden und leben der Hoffnung, daß aus jener kirchlichen Heimsuchung eine ähnliche Frucht heranreife, wie wir sie im politischen Leben aus einer gleichartigen Heimsuchung erwachsen sahen. Denn in Kirche und Staat gilt das gleiche Naturgesetz des Himmelreichs wie im Leben des einzelnen Gläubigen, daß „jede Züchtigung, wenn sie da ist, uns Traurigkeit dünkt, daß sie aber hernach eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit giebt für diejenigen, die dadurch geübet sind.“ Diese Frucht also ist es, nach der wir nun ausschauen wollen, und zwar zunächst in demjenigen, was das evangelische Schwaben dem Gesamtprotestantismus zu bieten hat.

I.

Suche ich's in ein einzelnes Wort zusammenzufassen, was die reiche Vergangenheit und die reichere Gegenwart der württembergischen Kirche uns andern darbieten, so erscheint wohl kein anderes Bild passender, als dasjenige der Einigung selbständig neben einander erwachsener, selbständig neben einander hergehender Individualitäten. Wir begegnen diesen selbständigen Individualitäten, im Gegensatz sowohl wie im Ausgleich, schon in der Reformationszeit. Der gleiche Entwickelungsprozeß setzt sich fort in den verschiedenen Phasen der Orthodoxie, des Pietismus, des Rationalismus, welche hier nicht nur wie anderswo einander bloß abgelöst haben, sondern jede für sich neben den andern bestehen geblieben sind. Wir haben endlich die gleiche Erscheinung vor uns in der buntfarbigen Gestaltung sowohl des kirchlichen Lebens wie der wissenschaftlichen Theologie im 19. Jahrhundert.

1. Der Unionsgeist der evangelischen Kirche Württembergs — so war seiner Zeit ein Aufsatz überschrieben in einem der älteren Jahrgänge der Gelzerschen Protestantischen Monatsblätter — dessen Inhalt mich in meinen Studienjahren außerordentlich anregte. Da war der Nachweis geführt: eine kirchenregimentliche Union, eine auf Kabinetsordres des Landesfürsten gestützte Uniformierung des kirchlichen Lebens kennt Württemberg nicht. Eben deshalb ist es verschont geblieben von den Kämpfen über Union und Konfession, welche die preußische Kirche verwüstet und den in einem Teile derselben vorhandenen Unionsgeist mehr gehemmt wie gefördert haben. Aber von Anfang an hat in Schwaben gerade wie am Rhein das lutherische und das reformierte Element neben einander gestanden und sich gegenseitig befruchtet.

Es wäre eine überaus verlockende Aufgabe, es im einzelnen vorzuführen, wie seit Brenz' und Blarer's Tagen, seit der vorwiegend von Zürich aus beeinflußten reichsstädtischen Reformation und der der Rückkehr Herzog Ulrichs in sein Herzogtum folgenden Wittenberger Kirchenorganisation, die beiden Formen des altkirchlichen Protestantismus hier auf einander eingewirkt haben. Es lohnte sich, zumal in den

Fußtapfen Keims (des hier nicht minder als um das Leben Jesu und die alte Kirchengeschichte verdienten Forschers), die Reformationsblätter von Ulm und von Eßlingen der Reihe nach aufzuschlagen, oder dem von ihm gewissermaßen neu entdeckten, im Bauernkrieg verschollenen Prädikanten Kettenbach Gehör zu schenken in seiner „Vergleichung unseres allerheiligsten Herrn und Vaters Papst mit dem seltsamen und fremden Gast in der Christenheit, genannt Jesus.“ Es sind hochcharakteristische Stücke Janssenscher Verkehrung der Geschichte in ihr Gegenteil, welche die wertvolle Bossertsche Gabe des Vereins für Reformationsgeschichte über „Württemberg und Janssen“ an den Pranger gestellt hat. Und nun gar die prächtig aufblühenden Lokalstudien, die uns oft geradezu in eine untergegangene Welt wieder einführen. Denn zugleich gehen hier mehr als irgendwo sonst auch die nachmals zurückgedrängten Nebenströmungen in der gemeinsamen Erneuerung des Evangeliums neben den landeskirchlichen Neubildungen einher: die ernstgesinnten Täufer, die adligen Genossen Schwenkfelds, die Vertrauten des als echter Historiker seiner Zeit vorausgeeilten Sebastian Frank. Ja auch weiterhin sind die inneren Gegensätze der protestantischen Entwickelung hier in kräftigen Persönlichkeiten repräsentiert geblieben: in so echt schwäbischen Charakterköpfen wie dem verketzerten Osiander und dem höfischen Jakob Andreae, nachmals von ihrem Landsmanne Planck beide naturgetreu portraitiert. Und ist nicht auch das ein echt schwäbischer Charakterzug, welcher die Stammbäume dieser Familien in allen ihren Verzweigungen so sorgsam bis auf die Gegenwart vererbt werden ließ, so daß wir in den verschiedenen Generationen der Osiander zugleich eben so viele Typen der einander ablösenden Zeittheologieen vor uns haben und in dem mystisch sinnigen Johann Valentin Andreae die Ergänzung zu dem Schöpfer der Konkordienformel?

Es fällt mir wirklich schwer, wenn mein Blick auf dieser stolzen Ahnengallerie unseres deutschen Protestantismus ruht, Sie nicht bitten zu dürfen, wenigstens vor der einen und andern dieser hehren Gestalten einige Minuten mit mir zu verweilen. Mehr noch als alle Theologen des Zeitalters des 30jährigen Krieges und der konfessionellen Streittheologie zieht uns aber der fromme Naturforscher Johann Kepler

an: dieser recht eigentliche Konfessor des evangelischen Glaubens vor der papalen wie vor der orthodoxistischen Hierarchie, und zugleich das erhebendste Vorbild unserer eigenen höchsten Zukunftsaufgabe in der vollen Harmonie zwischen Wissen und Glauben. Mit dem Keplerdenkmal ist es jedoch nicht genug, wenn die württembergischen Historiker nicht auch die Kepler-Studie des Grazer katholischen Theologen Schuster, welche die bei uns übliche Selbstzerfleischung wieder äußerst geschickt zu verwerten versteht, gründlich beachten. Kepler's Leben ist ja zugleich so recht ein typisches Bild aus der Geschichte des Martyriums der Nachfolge Christi.

Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

So das vielgenannte Epigramm über den Astronomen, der wirklich das Vorbild jener Standhaftigkeit gab, welche die Legende dem Galilei zuschreibt. Aber auch Goethe hat an Personen wie ihn gedacht in dem nicht minder bekannten Vers:

Die Wenigen die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Die ihr Gefühl, ihr Schaun dem Pöbel offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Thöricht genug! Es sind die Thoren gewesen, von welchen das Evangelium lehrt, daß die Thorheit bei den Menschen Weisheit bei Gott ist.

2. Doch wir dürfen eben nicht bei einzelnen Personen verweilen. Wollen Sie mir daher lieber gestatten, statt Sie durch die überreiche Fülle von Namen und Daten, die sonst ein Recht auf Berücksichtigung hätten, vor der Zeit zu ermüden, nur die beiden großen und sich immer wieder erneuernden gegensätzlichen Richtungen in unserer Kirche einigermaßen in ihren württembergischen Typen zu zeichnen: beide von den Gegnern mit der tadelnden Endsilbe „ismus“ behängt, beide aber für die Gesundheit des kirchlichen Lebens ebenso unentbehrlich, wie in dem einzelnen Menschen das Gleichgewicht von Vernunft und Gemüt. Es ist gar nicht so schwer zu begreifen, warum die herkömmlichen Darstellungen sowohl des Rationalismus wie des Pietismus fast nur von ihren Schattenseiten zu reden wissen. Denn die Antipathie

der anders Gerichteten hat beiderseits ähnliche Hohlspiegelbilder aufgenommen, wie die alte und neue Jesuitenkunst sie von dem Gesamtprotestantismus zu präparieren versteht. Die ruhige Geschichtsbetrachtung aber hat beiden gleich sehr gerecht zu werden.

Wie bitterböse sind nicht die Vorwürfe, welche der ganzen Periode gemacht zu werden pflegen, in welcher Aufklärung oder Rationalismus die herrschenden Richtungen waren. Der Beginn der Kirchenflucht, ja der Entfremdung vom religiösen Leben überhaupt, die Vorfrucht der Revolution, die Zeit des Unglaubens, des Abfalles, es sind gewöhnliche Bezeichnungen für die religiös-sittlichen Anschauungen desselben Zeitalters, welches wir als die Blüte unserer nationalen Kultur kennen. Nur in dem völligen Bruch mit allem, was jene Zeit in Leben und Wissenschaft geschaffen, sah die restaurative Periode das Heil. Wer freilich irgendwie etwas von der kirchlichen Statistik weiß, wer etwa aus den verschiedenen Jahrzehnten in den Einzelgemeinden einer Landeskirche die Zahlen der Kommunikanten oder die Summen der kirchlichen Kollekten nebeneinander zu stellen vermag, wird bald erkennen, daß es selten einen ungerechteren Vorwurf gegeben hat. Die Kirchenflucht datiert im Gegenteil aus der Zeit, wo von oben herab die im Volk wurzelnde Frömmigkeit für verpestenden Unglauben erklärt und als solcher behandelt wurde. Heute dürfte wohl die größte Mehrzahl derer, welche damals die vielverspottete neue Dreieinigkeit, die des Glaubens an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, aus dem Volksleben auszurotten versucht haben, sich glücklich schätzen, wenn sie den von der Sozialdemokratie beherrschten Massen wieder etwas davon zuführen könnten.

Soweit ich nun aber die württembergische Kirchengeschichte kenne, ist hier mehr als anderswo die auch von Rothe gemachte Erfahrung beherzigt worden, daß der Rationalismus zwar eine schlechte Theologie, aber keine so üble Religion sei. Doch ich schulde Ihnen obenan einen schwäbischen Typus aus jener Zeit selber. Lassen Sie mich dazu den verschrieensten aller Rationalisten herausgreifen, an dessen Namen die meisten jener Anekdötlein sich heften, mit deren Wiedererzählung man nur zu oft das Geschichtsbild jener ganzen Richtung gegeben zu haben vermeint. Der nach dem letzten Ort

seiner Wirksamkeit gewöhnlich als der Heidelberger Paulus bezeichnete Gelehrte ist der Sohn eines schwäbigen Pfarrers, dessen Geisterseherei ihm die Amtsentsetzung eingetragen und seinen Sohn in die entgegengesetzte Bahn gelenkt hatte. Wer aber den Mann selber geschichtlich beurteilen will, hat zunächst seine umfassende Lebensarbeit kennen zu lernen. Welcher Schatz von archäologischem Wissen, von philologischer Akribie, von scharfer historischer Unterscheidung zwischen Faktum und Urteil liegt nicht in seinen Kommentaren und seinem Leben Jesu verborgen. Als welch überzeugungstreuer Charakter hat er sich nicht bewährt, als er seinem Freunde Voß die Spalten seines Sophronizon öffnete für die heute besser als damals zu würdigende Mahnung vor den Schleichwegen der restaurierten Jesuiten in Deutschland; als er während der Straußischen Sturmflut trotz des Spottes, welchen Strauß über den Zurückgebliebenen ergossen hatte, auch dem Gegner die wissenschaftliche Freiheit gewahrt wissen wollte. Führt ein Mann wie Paulus uns dabei allerdings zugleich die einseitige Verstandesrichtung vor Augen, so führt sich dafür das unverlierbare Erbteil der rationalistischen Forschung, die historisch-grammatische Schrifterklärung, nicht am wenigsten auf die inneren Nöte zurück, in welche die vielfach verschiedenen Lesarten der Bibel den großen Prälaten Bengel versetzten.

Nicht minder böse wie über den Rationalismus wird von den anders Gerichteten, oder sagen wir vielleicht besser, von den anders Veranlagten über den Pietismus geurteilt. Dem pietistischen Vater von Strauß genügte — so das Urteil des Sohnes über den Vater — die rationalistische Frömmigkeit der Mutter nicht, weil er moralisch ihr nicht genügte. Der geniale Aesthetiker Vischer hat den Pietismus mit einer Schafraute, ja mit der Krätze, welche die edelsten Säfte in Eiterung versetze, verglichen. Das Konventikelwesen gilt für ein stagnierendes Gewässer, für ein thatenloses Maulchristentum. Der gelindeste Vorwurf, den wir heute vernehmen, ist der des Rückfalles aus dem protestantischen in das katholische Lebensideal. Aber sind Puritanismus und Pietismus nicht gerade die ausgeprägtesten, die schroffsten unserer innerprotestantischen Richtungen? Jedenfalls wird

speziell der schwäbische Pietismus durch sein thatkräftiges individuelles Wirken gekennzeichnet.

Sie haben das Recht, auch hier wieder eine typische Erscheinung der ganzen Richtung von mir zu erwarten. Doch mit einem einzelnen Namen ist hier wenig geholfen. Dafür stehen zu viele jener orginellen Charakterköpfe nebeneinander, welche aus der deutschen Christentumsgesellschaft des 18. Jahrhunderts die den Erdkreis umspannende Heidenbekehrung des 19. Jahrhunderts gemacht haben. Aber gerade diese Missionsarbeit selber, zunächst die der äußeren, bald auch die der inneren, ist an und für sich der beste Typus des Pietismus. In ihr sind jene Männer alle miteinander verbunden: in der ununterbrochenen Reihe, die von dem Senior Urlsperger so gut rückwärts zu Bengel und Oetinger führt und zu Rieger und Roos, als vorwärts zu Steinkopf und Blumhardt, zu Spittler und dem Beuggener Zeller u. s. w.

Aber Sie werden mich mit Recht an mein Vorhaben mahnen, Sie mit Namen zu verschonen, mögen es auch noch so geistgesalbte Persönlichkeiten sein, die sie tragen. Eilen wir daher weiter, um das, was jene älteren einander so vielfach durchkreuzenden Richtungen des Rationalismus und des Pietismus der Folgezeit hinterlassen haben, in seiner weiteren Entwickelung bis zu den Höhepunkten der neueren Theologie zu verfolgen. Hier sind dann allerdings wieder zwei Namen schlechterdings unumgänglich, aber sie begründen dafür ein jeder einen eigenen neuen Abschnitt in der Entwickelung der gesamtdeutschen Theologie. Nur verlangen Sie an diesem Ort nicht die dürftigste Skizze von dem Lebenswerk Ferd. Christian Baur's, noch von demjenigen von Joh. Tobias Beck! Schärfere Gegensätze sind ja allerdings kaum denkbar als zwischen dem Kritiker, welcher mit einer den größten unserer Naturforscher gleichkommenden Begabung die Quellen unseres Kanons mikroskopisch genau untersucht hat, und zwischen dem Systematiker, welcher in dem Organismus der Bibel als einem untrennbar verbundenen Ganzen eine für alle Zeit gültige Lehrwissenschaft aufzuweisen versuchte. Aber längst haben eine ganze Reihe der in ihrem Amte gesegnetsten schwäbischen Pfarrer ihrer eigenen Arbeit eine harmonische Einigung Baur'scher und Beck'scher Anregungen zu Grunde gelegt. In der Geschichte unserer

Theologie wird es ebenso unvergessen bleiben, wie der ehrwürdige Steudel Baur's Berufung auf den Tübinger Katheder entschied, und wie Baur seinerseits Beck den Weg zum Katheder gebahnt hat. Daneben aber sind es die mit dem sprüchwörtlichen schwäbischen Schulsack ausgerüsteten Kollegen gewesen, welche ihre gemeinsamen Schüler gleich sehr von Baur wie von Beck zu lernen gewöhnt haben: jener Schmid, dessen biblische Theologie in all den Wandlungen der alttestamentlichen und in all den Lehrbegriffen der neutestamentlichen Litteratur die unverwüstlichen Grundideen nachwies; jener Landerer, dessen neueste Dogmengeschichte zugleich eine Geschichte der Theologie wurde, durch ihren objektiven Gerechtigkeitssinn immer noch vorbildlich; jener Palmer, dessen Lehrbücher die Studierenden aller Universitäten für die edlen Ziele der Homiletik, Katechetik, Pädagogik erwärmten, dessen Kunstsinn Geistliches und Weltliches so sinnig mit einander verband, ein Karl Gerok auf dem Katheder.

3. Mag man denn auch außerhalb Württembergs immer noch die alten Schlachtrufe „hie Baur", „hie Beck" hören, — das evangelische Schwaben hat schon längst das Erbe der beiden großen Theologen zu einigen begonnen. Der Gesamtprotestantismus ist ihm dafür nicht geringeren Dank schuldig, als für das, was uns die beiderseitigen Schulen, jede nach ihrer Individualität, gegeben haben. Aber die Geschichte der Theologie bildet zugleich nur einen einzelnen Ausschnitt aus der gegenseitigen Befruchtung der hier neben einander erwachsenen Individualitäten. Zunächst hat sowohl das volkskirchliche wie das freikirchliche Ideal kräftige Gestalten als ihre Vertreter, und doch wird der sonst so gehässige Gegensatz von Kirche und Sekte hier wenig gehört.

Dürfte es überhaupt nicht nachgerade an der Zeit sein, einen der ungeschichtlichsten und unwissenschaftlichsten Begriffe, die es überhaupt giebt, aus dem kirchlichen Wörterbuch verschwinden zu lassen. Denn was heißt doch das Wort Sekte? Für den Papismus fallen alle evangelischen Kirchen unter diese Definition. Die Selbstzufriedenheit der Lutheraner stempelt die Reformierten zur Sekte, der Calvinist den Remonstranten. Aber verfolgen wir diese nur zu weit auszudehnende Linie nicht weiter! Stellen wir uns statt

dessen einige der spezifisch schwäbigen Bildungen vor Augen, die der angloamerikanische Protestantismus als Dissenters oder Nonkorformisten bezeichnen würde. Es geschieht aber nur beispielsweise, wenn ich aus der Fülle der Individualitäten das Kornthaler Nachbild der herrnhutischen Brüdergemeinde herausgreife, oder die Michelianer, aus deren Kreise der tiefsinnige Auberlen hervorgegangen, oder den deutschen Tempel, dessen Kolonien im heiligen Lande nicht mehr ein Zukunftstraum sind, sondern verheißungsvolle Wirklichkeit. Daneben müßten ja zugleich die großartigen Werner'schen Anstalten uns auch daran erinnern, daß ihr Begründer seiner Ketzereien wegen aus der Kandidatenliste gestrichen wurde. Oder sollte das alles nicht zum Belege genügen, daß auch unsere Dissenters (von deren schwäbischen Verzweigungen übrigens ein nachgelassenes Werk Palmer's ein genaueres Bild zeichnet) in unserem Bunde ebenso willkommen sein müssen, wie die großen landskirchlichen Verbände? Hat man doch auf dem reichen Gebiet der inneren Mission sich schon lange die Hand zu gemeinsamer Arbeit gereicht. In dem großen Schäfer'schen Handbuche über die innere Mission ist es speziell der Band über die württembergische Mission von Hermann Schmidt, in welchem uns dieses Zusammenarbeiten entgegentritt. Für ein späteres Werk über denselben Gegenstand dürfte sich nur der Wunsch anschließen, daß auch jene reinliche Trennung, wie Schmidt sie nennt, zwischen den Werken der inneren Mission und denen der bloßen Humanität wegfallen möge; daß weder die Werke allgemeiner Philanthropie noch die älteren etwas anders gestalteten Stiftungen übersehen werden mögen über dem, was die Spezialvereine unserer Periode geschaffen haben.

Aber wir haben noch weiteres anzuschließen. Denn nicht nur zu den separirten Kreisen des Protestantismus führen hier mancherlei Brücken herüber, sondern es hat auch gerade in Württemberg stets einen deutschgesinnten, ideal gerichteten Katholizismus gegeben, welcher auch trotz des neujesuitischen Vernichtungskrieges seine Stellung auf dem Boden des Evangeliums gewahrt hat. Was Möhler's Symbolik gerade im Gegensatz zum Vatikanismus bedeutet, ist durch das Verhalten seines Freundes Döllinger abermals kund gethan. Aber es verdient überhaupt, wenn man von

der Württemberger Theologie redet, stets beigefügt zu werden, welche der beiden Fakultäten gemeint ist. Denn auch die katholisch-theologische Fakultät Tübingens nimmt einen Ehrenplatz ein in der Geschichte des deutschen Geisteslebens. Für den Kundigen braucht es keiner Erwähnung, daß diese Männer — von ihrem Führer Drey an — sämtlich energische Gegner des erneuten Jesuitismus gewesen sind. Im praktischen Leben standen ihnen die Werkmeister und Pflanz zur Seite, bei deren gesundem pädagogischem Blick auch die evangelische Kirche von heute in die Schule gehen darf. Von Leopold Schmid, dem seinerzeit rechtmäßig gewählten Bischof von Mainz, dem überzeugungstreuen Sohne eines ehrlichen Handwerkers, führt uns die gleiche Linie weiter hinüber zu dem edlen Grafen Alfred Adelmann, der unserem werdenden Bunde die erste warme Begrüßung eines deutschen Katholiken zu Teil werden ließ. Wie weit dieser deutsche Idealkatholizismus auf protestantischem Boden ein Echo finden wird, steht allerdings noch bei der Zukunft. Ein sehr gelehrter und scharfsinniger Professor hat das Phantom des Idealkatholizismus bespöttelt. Noch in den letzten Tagen hat ein freilich weder gelehrter noch scharfsinniger Herr in einer unserer Kirchenzeitungen es für Geschichtsfälschung erklärt, von dem Martyrium des Altkatholizismus zu reden. So darf ich dem Urteil anderer nicht vorgreifen, aber um so mehr ist es mir persönlich eine Gewissenspflicht, es hier so gut wie in dem angegriffenen Breslauer Vortrage offen zu bekennen, daß mir keine geschichtliche Erscheinung unseres Zeitalters bekannt ist, welche (natürlich nicht am politischen, sondern am sittlich-religiösen Maßstabe des Evangeliums Jesus Christi gemessen) der Gesamtkirche so viele neue Lebensmächte zugeführt hat, wie das Martyrium unseres Altkatholizismus. Und für die Zukunft unseres gesamten Vaterlandes giebt es sicherlich keine ernstere Aufgabe, als mit allen den katholischen Christen, denen noch nicht der Papst an die Stelle Christi getreten ist, die Glaubensgemeinschaft zu wahren.

4. Immer aber bin ich noch nicht zu Ende mit meinem ersten Teile über das, was das evangelische Schwaben uns bietet. In den Tagen der Begründung des deutschen

Protestantenvereins hat es ein Schlagwort gegeben, welches damals einen besonders vollen Klang hatte: die Versöhnung von Religion und Kultur. Umgekehrt ist es ein interessantes Kapitel aus unserer vorsündflutlichen Geschichte, wie es in derselben Zeit allerlei kleine Neckereien gesetzt hat zwischen Baden und Württemberg über Streitfragen, welche sogar bis in die heiligen Hallen von „Staatsanzeiger" und „Karlsruher Zeitung" hineingedrungen sind. Politische, pädagogische, kirchliche Dinge haben dabei gleich sehr ihre Rolle gespielt. Heute geht uns dies alles jedoch nur insofern an, als hier in Württemberg von Anfang an der Protestantenverein keinen rechten Boden finden konnte, ebensowenig aber — und das ist nicht minder bezeichnend — die verbitternden Schenkelproteste. Und jenes schöne Ideal der Versöhnung von Religion und Kultur, wo ist es mehr Wirklichkeit geworden, als in jenen großen Kulturträgern, welche unsere deutschnationale Geschichte in die erste Reihe zu stellen pflegt? unter den Philosophen sowol (Schelling und Hegel haben ja ihre Wiege beide in Schwaben), wie unter den Dichtern, von dem trefflichsten der trefflichen an, der uns nicht nur seine gewaltigen Dramen, sondern auch die Worte des Glaubens gegeben hat? Was aber besagt nicht erst die spezifisch schwäbische Dichterschule als Zeuge für den evangelischen Glauben, in demselben Sinne wie Ernst Moritz Arndt schon bald nach seinem Tode begrüßt wurde! Denn gilt nicht das Gleiche von Uhland und Schwab, von Kerner und Mörike? Ja, wie viele Namen wären noch beizufügen von dem zu früh vergessenen Conz an, dessen Lehrweisheit Jesu in Parabeln und Sentenzen uns noch heute das rationalistische Gewand der damaligen Frömmigkeit vorführt, bis zu der unmittelbaren Gegenwart, in welcher gerade die eigentliche religiöse Dichtung uns hier einige ihrer schönsten Gaben geschenkt hat.

Es mag parador klingen, wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß man aus Jeremias Gotthelf, beziehungsweise aus solchen Schilderungen des Volkslebens wie in Käthi der Großmutter oder im Sonntag des Großvaters, noch mehr lernen könne für das innere Leben der Kirchen, als von der gelehrtesten Quellenkritik. Ich möchte aber diese Paradoxie sogar dahin ausdehnen, daß hier nicht einmal das

bekannte mulier taceat in eccelsia in Anwendung kommen darf. Denn in dem freundlichen und dem frommen, in dem humoristischen und dem töchterreichen, in dem in alle Wege gastfreien schwäbischen Pfarrhaus hat Ottilie Wildermuth uns ein schönes Stück Kirchengeschichte gezeichnet. Die eine kleine Skizze aus dem sonnenlosen Leben aber dürfte manchen grundgelehrten Bibelkommentar aufwiegen. Und können wir jemals dankbar genug sein für das, was unser Gott uns in Gerok's Palmblättern geschenkt hat? Im Jugendunterricht wie auf dem kirchenhistorischen Katheder ist seine dichterische Intuition einer der berufensten Führer in das Innenleben des Paulus, ja unseres Herrn und Heilandes selbst. Die höchste kirchliche Errungenschaft des Gesamtprotestantismus aber, das allgemeine Priestertum aller Gläubigen, läßt es sich ergreifender schildern, als in dem dem Alltagsleben entnommenen, unscheinbaren Bilde:

In einer seltnen Kirche war ich heut,
Da sah ich bebend Gottes Herrlichkeit.

Von einer Andachtsstunde komm ich her,
Mein Leben lang vergeß ich sie nicht mehr.

Die Kirche war kein hoher Säulendom
Durchwogt vom farbenreichen Menschenstrom.

Zur Andacht rief kein voller Glockenklang,
Nicht Orgelton erscholl, noch Chorgesang.

Die Kirche war ein schmucklos Kämmerlein,
Durch trübe Scheiben fiel der Abendschein.

Als betende Gemeinde standen wir
Geschaart im Kreis zu dreien oder vier.

Ein schlechtgezimmert Bettgestelle war
Im engen Kirchlein Kanzel und Altar

Ein sterbend Mütterlein war Priesterin.

*   *
*

II.

Die Frage, was das evangelische Schwaben dem Gesamtprotestantismus zu bieten hat, dürfte, soweit es in solch flüchtiger Stunde möglich ist, zur Genüge beantwortet sein, dahin nämlich, daß wir, wie überhaupt, so auch hier die uns von Gott im irdenen Gefäß gegebenen Schätze lange nicht genug kennen und würdigen. Wenden wir uns denn nun zu der Gegenfrage: was erwartet das gleiche evangelische Schwaben von der weiteren Einigung über die Schranken der Partikularkirche hinaus, wie sie unser Ev. Bund anstrebt? Ich schicke nur voraus, daß, wie vorher, so auch jetzt jedes Einzelstück unserer Antwort sich von vornherein unter das Gericht des gleichen Gotteswortes zu stellen hat, von welchem wir ausgingen; sowohl unter das der Mahnung: „Das Wissen bläset auf. So jemand sich dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll“; wie unter das der Verheißung: „Die Liebe bessert. So jemand Gott liebt, derselbige ist von ihm erkannt.“

Die gewöhnlich zunächst erwartete Antwort möchte wohl darauf hinauskommen, daß es der Schutz gegen den siegreich vordringenden Vatikanismus sei, welchen Sie wie wir andern alle von unserer gemeinsamen Einigung erhoffen. Aber ich möchte jene Antwort, wenn nicht zurückweisen, so doch außerordentlich beschränken, wenigstens in die letzte Linie stellen. Denn, verehrte Glaubensgenossen, wenn wir wirklich unter uns im Glauben einig sind, brauchen wir keinen Gegner zu fürchten, und am allerwenigsten den Gegner in Rom. Wenn es kein bloßes Lippenbekenntnis ist, sondern in unser aller Herzen lebt, jenes vielgesungene:

Es streit' für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren,

dann stehen wir damit auf einem denn doch etwas festeren Felsen, als die Kirche der Unfehlbarkeit, d. h. der Unbußfertigkeit. Obenan handelt es sich also nicht um Abwehr

nach außen, sondern um Kräftigung nach innen, um die Kräftigung jeder unserer Einzelkirchen in dem Glauben an den Herrn, von welchem wir es so gut wie der Apostel erfahren: „Keiner kann Jesum einen Herrn heißen, ohne durch den heiligen Geist."

Aber auch meine weitere Antwort möchte abermals manche Erwartung enttäuschen. Neben der Abwehr gegen den vatikanischen Eroberungskrieg ist es nämlich der engere Zusammenschluß der evangelischen Kirchen unter einander, welchen der deutsche Patriotismus gerade der Schwaben besonders lebhaft ersehnt. Aber der Erreichung dieses Zieles muß wiederum ein anderes vorangestellt werden: die Wahrung der sittlich-religiösen Interessen vor der ausschließlich politischen Wertung der Dinge. So lange der letzteren nicht prinzipiell Einhalt gethan ist, helfen kirchenregimentliche Palliativmittel nicht.

Das also das zweite Stück, welches das evangelische Schwaben so gut wie die anderen großen und kleinen Kirchen von der Einigung des Gesamtprotestantismus zu empfangen hat. Dann aber reiht sich allerdings in dritter Reihe zunächst der Liebes- und Lebensverband an zwischen den selbständig neben einander erstandenen kirchlichen Individualitäten. In vierter Reihe werden wir uns endlich zu fragen haben, inwieweit es nach der Erreichung jener andern Ziele noch besonderer Vorkehrungen bedarf gegen das unfehlbar gewordene Ketzerrecht der päpstlichen Propaganda.

1. Nirgends mehr als im evangelischen Schwaben, dessen Glaubenskraft uns so Großes gegeben hat, will doch jeder anderen Antwort so sehr ein ernstes Bußbekenntnis vorangestellt werden. Was wir, jeder für uns, und jede unserer Kirchen für sich, in erster Reihe bedürfen, ist eben nichts anderes als die Kräftigung unseres Glaubens an den Einen, dessen Name von Gott den Menschen gegeben ist, daß sie darin sollen selig werden. Schon einige Male haben wir im ersten Teil unserer Betrachtung jene gewaltige Straußische Bewegung gestreift, deren wissenschaftliche Ergebnisse für die fortarbeitende Theologie die erste Vorbedingung waren ihres nachmaligen weiteren Wachstums in der Gnade und in der Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi. Aber neben den

Folgen des lange Zeit so berühmten, heute fast unlesbar gewordenen Buches für die Wissenschaft stehen andere Ergebnisse für die Kirche, für das christliche Volk, und an diesen darf die Kirchengeschichte ebensowenig vorbeigehen.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung gewesen, welche dem schwäbischen Charakter zur Ehre gereichte, daß nach dem Tode von David Friedrich Strauß Männer wie Zeller und Rümelin so warm für ihn eingestanden sind. Als evangelische Christen haben wir nichts mehr zu scheuen, als jene schlimmste Versündigung aller Ketzergerichte, wie sie unlängst noch wieder nicht nur in Rom, sondern auch in Deutschland an dem hochsinnigen Giardano Bruno verübt wurde, den Frevel, demjenigen, welcher unsern Glauben nicht zu teilen vermag, einen bösen Namen zu machen. Und gerade Strauß ist ein ehrlicher Gegner, der mit ehrlichen Waffen bekämpft werden will. Aber darf uns das blind machen für die unleugbare Thatsache, daß es sein Leben Jesu gewesen ist, durch welches die Frohbotschaft Jesu auf gleiche Linie gestellt wurde mit den Mythen der olympischen Götter, oder mit den Mirakeln der päpstlichen Heiligen? Als kurz nach den großen Thaten Gottes an unserem Volke das letzte Straußische Werk über den alten und neuen Glauben erschien, da sind wohl Vielen die Augen geöffnet. Aber ist es nicht genau die gleiche, schlechterdings ungeschichtliche Methode, die gleiche Schablonisirung, welche schon das Leben Jesu und die Glaubenslehre gekennzeichnet hat? Wenn Strauß' Lehrer Baur in jener vornehm bescheidenen Selbstcharakteristik, die er von seinem eigenen großartigen Lebenswerk giebt, sich dahin ausspricht, bei der Straußischen Bewegung sei er bloßer Zuschauer geblieben, weil es ihm an den erforderlichen Quellenstudien gefehlt habe, — was für ein Urteil liegt nicht darin eingeschlossen über das Buch, dessen Verehrer ganz besonders auch die unglaublich kurze Zeit rühmten, in der es geschrieben sei? Aber während die ernste Wissenschaft klagend das Haupt verhüllte, wurden ihre scheinbaren Ergebnisse durch alle möglichen Popularisierungen in die urteilslosen Massen geworfen. Den Endgewinn aus der theologischen Revolution heimste jedoch die kirchenpolitische Reaktion ein, welcher die Freiheit der Forschung als solche ein Greuel war, und welche die beste Bürgschaft vor derselben in der gläubigen Unter-

werfung suchte, d. h. nicht im Glauben an den in den Himmel erhöhten Christus, sondern an den die Welt regierenden Papst.

So aufrichtig es mir am Herzen liegt, dem Verfasser jenes Lebens Jesu persönlich gerecht zu werden, — der von ihm behandelte Gegenstand zwingt mich dazu, den Finger auf die gefährlichste unserer Wunden zu legen. Es ist eine schwere Heimsuchung gewesen, welche der 14. Oktober 1806 über Deutschland gebracht hat; eine noch schwerere hat in dem 18. März 1848 gelegen; aber die verhängnisvollste von allen hat das Jahr 1835 über unser deutsches Christenvolk heraufbeschworen. Der Christusglaube unseres Volkes war seither bis in die untersten Schichten untergraben, ja nachgerade dort wohl am allermeisten. Aber es hat zugleich nicht lange gedauert, bis auch bei uns das alte Wort wiederum wahr wurde: Wer den Sohn nicht hat, der hat auch den Vater nicht. Mit dem Gottesglauben und der in ihm wurzelnden Unsterblichkeitshoffnung ist schließlich sogar der Begriff der Sünde verloren gegangen. Ja, was wollten überhaupt noch die sittlichen Begriffe des alten Mythenbuches in der fortgeschrittenen Gegenwart? Die traurigen Belege, wie es heute in der sogenannten Elite unseres Volkes mit dem Sittlichkeitsprinzip steht, in welchem die Kraft der alten Burschenschaft lag, als sie sich die Einigung unseres zerrissenen Vaterlandes zum Ziel setzte, sind aller Orten mit Händen zu greifen. Ich begnüge mich jedoch mit dem Hinweis auf die selbstzufriedene Erklärung, die einer Besprechung der als Kinderlektüre empfohlenen Gerok'schen Palmblätter gewissermaßen als Entschuldigung vorangeschickt wurde: „Wir haben aufgehört religiöse Fragen als Lebensfragen zu behandeln."

Was besagen doch alle die theologisch-dogmatischen Streitfragen einer solchen Sachlage gegenüber, in welcher das ABC aller Moral in Frage gestellt ist? Wahrlich, mehr wie je haben alle unsere Kirchen dieses ABC ernster Buße zu predigen. Denn diese Bußpredigt ist auch heute die Vorbedingung eines vollen freudigen Glaubens — nicht an eine der vielen Formeln über das innere Wesen Christi, sondern an den lebendigen Christus selber. In ihm allein ist der feste Boden für all das andere gelegt, was die

einzelnen Teilkirchen, und so auch das evangelische Schwaben, von dem Gesamtprotestantismus zu empfangen haben.

2. Je mehr die in ihrem Herrn geeinigten evangelischen Kirchen dieser ihrer eigensten Aufgabe nachkommen, desto mehr werden sie sich zunächst weiter vor dem Verhängnis zu schützen wissen, daß innerkirchliche, daß überhaupt sittlich-religiöse Fragen nach äußerlich politischen Maximen behandelt werden. Oder drücken wir es noch konkreter aus: unsere Kirche sucht Schutz vor dem in der Ära des Parlamentarismus üblich gewordenen Gebrauch, zum Kompensationsobjekte zu dienen. Nicht, daß damit jene Verfassungsform als solche irgendwie angegriffen werden sollte. Denn auch bei völlig andern politischen Verhältnissen, unter dem Absolutismus so gut wie unter dem Demokratismus, hat es ähnliche Gefahren gegeben. Das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit hat einen sehr reellen Hintergrund. Zu den verschiedensten Zeiten, unter den verschiedensten Völkern, bei den verschiedensten Verfassungsformen hat sich die kurialistische Politik in der That als eine unfehlbare, als eine allen andern Politikern überlegene bewährt. Aber unser Zeitalter ist nun einmal das Zeitalter des Palamentarismus, und damit ist ohne viel Mühe diejenige Institution die einflußreichste geworden, welche über die meisten Wahlstimmen verfügt. Die evangelische Kirche lebt einer höheren Aufgabe, als sich zu einer politischen Partei machen zu lassen, als jene geistlichen Gaben und himmlischen Güter, deren wir schon im Anfang gedacht, in den Dienst der Wahlmaschinerie zu stellen. Eben darum aber war sie auf dem parlamentarischen Boden von Anfang an so ungenügend wie möglich vertreten. Schon das Parlament der Paulskirche hat eine einflußreiche römisch-katholische Fraktion gehabt, während die evangelische Kirche genau ebenso schutzlos dastand wie heute, wo ein offiziöses päpstliches Organ den Welfenführer als den König des deutschen Reichstags bezeichnen durfte.

Der in Deutschland errungene Triumph ist freilich nur ein kleiner Teil von den außerordentlichen Erfolgen, welche die einzige internationale Politik dadurch erzielte, daß sie so lange das eine Land gegen das andere ausspielte, bis sie überall den gleichen politischen Einfluß erworben hatte: in

Belgien und Holland, in Österreich und Frankreich so gut wie in England und Amerika. Von den süd- und zentralamerikanischen Republiken, dem Eldorado der Konkordate und Revolutionen, wollen wir nicht einmal reden. Aber sind nicht auch die Jesuitenerrungenschaften in Canada, die Stadtverwaltung New-Yorks, die irischen Geheimbünde in Chicago, die Schulstürme in Boston Produkte derselben politischen Kunst, wie das, was wir im großen wie im kleinen in dem Parlamentarismus unseres jungen deutschen Reiches erleben? Sehen wir doch heute den deutschen Reichstag geduldig der Windthorstschen Gegenrechnung im Innern harren für die Bewilligung der für den Schutz des Reiches nach außen unumgänglichen Bedürfnisse. Hat doch die Majorität der bayrischen Kammer durch ihre neulichen Abstriche im Kultusbudget den Kampf für das Konkordat gegen die Gewissensfreiheit ein gutes Stück weiter geführt. Nur wenige Wochen waren ferner seit Döllinger's Tode ins Land gegangen, als die Parole ausgegeben wurde, daß es Zeit sei, der altkatholischen Sache ein Ende zu machen. Für die Entrechtung der Altkatholiken aber wurde seitens der Regierung eine Motivierung entdeckt, welche der ganzen früheren Haltung derselben Regierung direkt ins Gesicht schlug. Fast noch bezeichnender jedoch als die jüngsten Vorkommnisse in Bayern war schon vorher eine parlamentarische Entscheidung in der gleichen Altkatholikenfrage in Preußen gewesen. Die Bonner katholisch-theologische Fakultät, deren Führer allen evangelischen Fakultäten ein Vorbild gewesen waren, war au coeur leger den geschworenen Gegnern der deutschen Universitätsbildung ausgeliefert worden. Als dürftiger Ersatz dafür war die Summe von 6000 Mark beantragt, als Zuschuß zu dem Seminar, welches jene hervorragenden Gelehrten im Anschluß an die Universität aus ihren eigenen knappen Mitteln begründeten. Diese 6000 Mark aber sind von demselben Abgeordnetenhaus abgelehnt worden, welches die dem Staate verfallenen Strafgelder zu Millionen zurück zu schenken bereit war. Freisinnige und Konservative haben dabei in der Jagd um die Gunst des Centrums sich geradezu überboten. Der klerikalen Wahlbeeinflussung gegenüber kam ja das Recht einer bei den Wahlen so einflußlosen Minorität nicht in Betracht.

Aber auch unsere evangelische Kirche weiß schon längst ein Lied davon zu singen, wie die Behandlung moralischer Fragen nach Opportunitätsrücksichten derart zur Gewohnheit geworden ist, daß sie gar kein Erstaunen mehr weckt. Sobald die jeweilige Politik es wünschenswert machte, die Minister aus einer andern Nummer zu wählen, wurden damit eo ipso die obersten Leiter der evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten ebenfalls aus dieser anderen Nummer gewählt. Es ist das nicht etwa bloß die Praxis eines einzelnen Staatsmannes gewesen. Man kann überhaupt nicht diese oder jene Persönlichkeit dafür verantwortlich machen. Es handelt sich vielmehr um eine von lange her datierende und ganz allgemein vorhandene Notlage, und das Schlimmste dabei ist, daß die Herren der Lage sie gar nicht als solche Notlage empfanden. Als das Ministerium der neuen Ära in Preußen gestürzt wurde, weil das damalige Abgeordnetenhaus seinerseits die seither allerseits als die unentbehrliche Unterlage unserer deutschen Einheit erkannte Armee-Reorganisation stürzen wollte, erschien es als etwas ganz Selbstverständliches, daß auch Herr von Bethmann-Hollweg durch Herrn von Mühler ersetzt wurde. Daß damit die Leitung der theologisch-kirchlichen Dinge von grundverschiedenen Einflüssen abhängig gemacht wurde, fiel nicht einmal auf. Es ist daher nur das frühere Vorbild nachgeahmt worden, als in engem Zusammenhang mit der Wendung im katholischen Kulturkampf die Entlassung von Hermann, Falk, Bismarck gefordert wurde. Der Reichskanzler hat damals seine bisherige Kirchenpolitik mit dem geraden Gegenteil vertauscht, aber im Präsidium des evangelischen Oberkirchenrates trat die erste Veränderung ein, und dann wurde Herr von Puttkamer der Nachfolger Falk's. Es ziemt sich an dieser Stelle nicht, über die einzelnen Persönlichkeiten als solche ein Urteil zu fällen. Es ist ein recht eigentliches Gnadengeschenk Gottes, daß sich in unsrem Bunde die Verehrer der einen mit denen der andern zusammengefunden haben. Aber einig werden wir uns alle darin wissen, daß die Verquickung von Politik und Theologie vom Übel ist, daß die Zeit für jene vielgeliebten Machtproben vorbei sein sollte, die so gern angewandt wurden, wenn irgend einmal ein Vertreter der evangelischen Kirche

die unveräußerlichen Attribute jeder Kirche gegen die politischen Machthaber zu wahren versuchte.

Dafür blicken nunmehr alle Vaterlandsfreunde mit um so schwererer Sorge der Verwüstung aller ethischen Grundlagen des Volkslebens entgegen, wenn die seit der Aufhebung des Zeitungsstempels ermöglichte revolutionäre Kleinpresse

losgelassen, wachsend ohne Widerstand,
durch die volksbelebten Gassen
wälzt den ungeheuren Brand.

Wann und wodurch aber ist die erste Möglichkeit zu einer solchen Kleinpresse gelegt worden? Wer sich der parlamentarischen Lage vor jener Aufhebung des Zeitungsstempels erinnert (mit all ihren Friktionen, Komplikationen, Konstellationen — es ist merkwürdig, wie viel dieser echt deutschen Worte uns hier sofort zur Verfügung stehen), der entdeckt sofort die Ähnlichkeit mit derjenigen, welche von dem heutigen König des Reichstags beherrscht wird. Den ersten Gewinn aus jenem Beschluß hat naturgemäß die sich alsbald verzehnfachende Kaplanspresse, das bisher noch unerreichte Vorbild der sozialdemokratischen Redakteure, gezogen.

Habe ich zuviel gesagt über die Lage der evangelischen Kirche in der Periode des Parlamentarismus? Oder ist es nicht die erste Vorbedingung für die Gesundheit unseres kirchlichen Lebens, daß die Behandlung der sittlich-religiösen Fragen als politischer Machtfragen aufhört? Denn von dieser Maxime wurden im Grunde doch alle unsere Kirchen betroffen. Lassen Sie sich nur noch daran erinnern, wie auch hier neuerdings von dem offenkundigen Hervortreten der längst vorhandenen Centrumspartei die Rede gewesen ist. Vom evangelischen Standpunkte aus könnte diese Wendung der Dinge nur aufs Wärmste begrüßt werden. Die offenen Feinde sind lange nicht so gefährlich wie die versteckten. Aber auch abgesehen von solchen Fragen lokaler Opportunität, hängen unsere einzelnen Kirchen trotz der äußerlichen kirchenregimentlichen Trennung innerlich viel zu eng mit einander zusammen, als daß nicht auch das evangelische Schwaben unter dem kirchenpolitischen Chaos schwer zu leiden gehabt hätte. Aber sind nicht das Gemeindeprinzip des Protestanten-

vereins und die Selbständigkeit der Kirche in den Hammersteinschen Anträgen im Grunde doch nur zwei verschiedene Ausdrucksweisen für dasselbe unbeweisbare Bedürfnis? Der tiefste Grund, daß unsere Kirche die ihr zukommende Stellung im Volksleben verloren hatte, war darin gelegen, daß sie zum wehrlosen Werkzeug der Politik gemacht worden war. Hier eine durchgreifende Abhilfe zu schaffen, ist die kirchliche Vorbedingung alles anderen: genau in derselben Weise, wie wir die allseitige Wiederherstellung des Christusglaubens als die religiöse Vorbedingung kennen gelernt haben.

3. In dem Streben nach der Unabhängigkeit unseres kirchlichen Lebens von außerkirchlichen Machteinflüssen weiß somit auch das evangelische Schwaben mit den übrigen deutschen Kirchen sich einig. Erst wo diese Voraussetzung erfüllt worden ist, wird dann weiter zugleich das Dritte möglich werden, was zu unserer Freude ganz neuerdings gerade hier zu Lande ausdrücklich auf die Tagesordnung gesetzt wurde: eine organische Verbindung unserer Partikularkirchen unter einander. Denn diese Verbindung muß sich auf der gleichen Selbständigkeit der einzelnen kirchlichen Glieder aufbauen, wie sie in unserem jungen Reiche den einzelnen Staaten, den kleinen so gut wie mit den mittleren und großen, verbürgt wurde. So wenig wie im politischen, würden wir im kirchlichen Leben die französische Centralisation brauchen können, die etwa die Rolle von Paris auf Berlin übertrüge. Politisch und kirchlich haben wir freilich gleich sehr den Unsegen des kleinstaatlichen wie des kleinkirchlichen Partikularismus zur Genüge kennen gelernt. Auch in den kirchlichen Dingen suchen wir nach einer Centralinstanz für die Verteidigung unserer gemeinsamen Interessen. Aber es sind hier ebenfalls historisch erwachsene selbständige Körperschaften, korporative Individualitäten, welche sich mit einander zu einigen haben. Eine neubyzantinische Uniformierung würde das denkbar schwerste Verhängnis einschließen. Das beste Vorbild für das große Ganze ist vielmehr gerade in jener eigentümlichen Entwickelung der württembergischen Kirche, wie wir sie vorher kennen gelernt haben, gegeben.

Ganz besonders gerne knüpfe auch ich dabei an die Schrift eines Verfassers an, dessen älteres Werk über Christus

und die Konfessionen schon vor einer Reihe von Jahren einen mir persönlich befreundeten altkatholischen Kreis sympathisch beschäftigte. Mit der Schilderung der gegenwärtigen Sachlage, wie überhaupt mit den Vordersätzen des Prälaten Lechler weiß ich mich fast durchweg im Einklang. Auch unsere Hoffnungen für die Zukunft gehen von sehr verwandten Gesichtspunkten aus. Aber es gilt gerade hier so recht das schwäbische: Eile mit Weile. Vorerst sind wir doch noch in einem vorbereitenden Stadium, dürfen der gerade in den kirchlichen Dingen immer aufs Neue bewährten Mahnung unseres Herrn nicht vergessen, daß der Same erst aufgehen und wachsen muß, bevor der Halm die nötige Höhe erreicht hat, um sich zur Ähre entfalten zu können, in der dann wiederum der Weizen erst reif werden muß. Neben dem Bilde des Evangeliums aber will zugleich die im politischen Leben gemachte Ermahnung berücksichtigt werden. Das, was dem geistvollen Verfasser als Zukunftsbild vorgeschwebt hat, ist die Analogie mit dem zwar noch jungen aber doch schon kräftig ausgewachsenen Bundesrat unseres neuen Reiches. Aber wenn wir ohne genügende Vorbereitung, ohne den Aufbau der Gemeinde von unten auf und von innen heraus, die zeitweiligen staatlich-politischen Behörden über die Kirche zur gemeinsamen Vertretung der Kirche selbst machen wollten, so würde das nicht sowohl zu einer Analogie mit dem Bundesrat führen, sondern nur dem alten Bundestag gleichen, etwa durch jene Delegierten-Versammlung verstärkt, welche das totgeborene österreichische Projekt von 1866 vorgeschlagen hatte.

Jenes echt bundestägliche Projekt ist dem allgemeinen Verlangen nach einem wirklichen Parlamente erlegen. Die Gefahren, welche das parlamentarische System speziell für unsere Kirche einschließt, sind uns nun freilich nicht verborgen geblieben. Aber es steht sehr in Frage, ob wir mit dem sogenannten Filtriersystem besser gefahren wären. Außerdem sind wir in der kirchlichen Frage lange noch nicht so weit gekommen, um etwa eine Versammlung, wie die heutige, als die Vorbereitung auf einen kirchlichen Reichstag auffassen zu können. Ja, auch die andere Vergleichung, welche schon bald nach der Begründung des Evang. Bundes laut wurde, mit dem ersten Parlament in der Paulskirche, dürfte,

wie ehrend auch an und für sich — denn ohne die damalige Vorarbeit wären wir politisch überhaupt schwerlich vom Flecke gekommen — doch der Wirklichkeit wenig entsprechen. Unser Bund hat sich eben nicht mit abstrakten Schuldoktrinen ohne Rücksicht auf das geschichtlich Gewordene aufgehalten, sondern statt langer Debatten über Menschenrechte oder Grundrechte sich sofort auf den geschichtlichen Boden gestellt und von ihm aus das Werk der Reformation weiterzuführen gesucht. Will man daher einen Vergleich aus unserer politischen Geschichte, so dürfte viel eher an die reelle Grundlage unserer nationalen Einigung in den Zollvereinsverträgen gedacht werden.

Doch genug! Denn wir werden wohl alle einig darüber sein, daß, wenn wir einen haltbaren Neubau unserer Kirche wollen, wir nicht unbesehen die morschen Bretter ihres bureaukratischen Gehäuses in denselben einfügen dürfen. Sonst würden die Vorwürfe der Pestalozzi'schen Schrift „Eine neue Gefahr für die Kirchen des protestantischen Deutschlands“ uns zu Recht treffen. Denn in Einem hat der Verfasser wirklich Recht; je kühner sich das Massenkirchentum mit dem Gottesreich gleichstellt, desto rascher verfällt es demselben Gericht wie die Papstkirche. Wie sehr hat sich nicht seit dem Unfehlbarkeitsdogma das paulinische Wort an derselben aufs neue bestätigt: Wenn ein einzelnes Glied sich an die Stelle des Leibes setzt, wo bleibt der Leib? Vergessen wir darum nie, daß Auge und Ohr, Hand und Fuß auch in dem großen Kirchenleibe verschiedene Funktionen haben, daß es für die Gesundheit des Gesamtkörpers schlechterdings notwendig ist, daß sie sich insgesamt frei bewegen und ihren Dienst für das Ganze erfüllen können. Es kommt aber noch eine andere Schriftmahnung dazu. Wenn man hoch und niedrig, groß und klein auch in den äußeren Kirchenformen an dem Maßstabe des Evangeliums mißt, so wird man das Wort unseres Herrn selber merkwürdig oft bewahrheitet finden, daß erste zu letzten und letzte zu ersten werden können. Daß dies auch in unserem Bunde wieder der Fall war, ist nicht zu bedauern, sondern warm zu begrüßen. Je mehr daher das evangelische Schwaben der Mahnung gedenkt: „Halte was du hast, daß niemand deine Krone dir nehme“, desto gesunder wird sich mit seiner

Beihilfe die Entwickelung des Gesamtprotestantismus gestalten, und ein desto reicherer Segen auch auf diese Teilkirche zurückströmen.

4. Damit wird nun aber auch von selber jener Notlage gesteuert, welche unsere schwäbischen Brüder zuerst nach der Hilfe ihrer Glaubensgenossen ausschauen ließ. Wenn wir unsere Stäbe nicht einzeln aus dem Bündel herausnehmen lassen, sondern dieselben fest mit einander verbunden halten, so haben wir am allerwenigsten den Unfehlbaren zu fürchten. Die römische Propaganda mag mit all jenen Mittelchen, von denen wir als evangelische Christen uns fernhalten müssen, noch so viel Seelenfängerei treiben, ein bleibender Gewinn ist ihr damit noch nie zugewachsen. Das, wogegen wir Schutz suchen, ist überhaupt nicht die Papstkirche, mag sie sich noch so behaglich in den Fürstenzimmern der Bahnhöfe einrichten, sondern die Beherrschung der staatlichen und rechtlichen Sphäre durch das Staatssystem des hl. Thomas von Aquino.

Welcher nüchterne Beobachter dürfte es sich heute noch verbergen, daß die seit dem Vatikanum begonnene neue Rechtsbildung immer üppigere Schößlinge treibt? Vor wenigen Wochen hat ein österreichischer Gerichtshof eine Zeitung verurteilt, welche eine der Erklärungen Döllinger's über die geschichtliche Entstehung des Unfehlbarkeitsdogmas abgedruckt hatte: in demselben Staate, welcher auf Grund des neuen Dogmas die Kündigung des Konkordats ausgesprochen hatte. Auch im deutschen Reich haben wir bekanntlich bereits einen reichsgerichlichen Entscheid, welcher das Unfehlbarkeitsdogma unter den Schutz der staatlichen Gerichtsbarkeit stellt. Die in Bayern so rückhaltlos angestrebte volle Durchführung des Konkordats aber würde nicht nur die Protestanten ebenso entrechten wie die Altkatholiken, sondern uns einfach wieder dem kanonischen Ketzerrecht überantworten.

Was dieses Recht speziell für die Propaganda bedeutet, hat Otto Mejer schon vor mehreren Jahrzehnten quellenmäßig ins Licht gestellt. Aber das, was damals bloße Theorie war, ist durch die mit bedeutenden Erfolgen gekrönten Bestrebungen des katholischen Juristenvereins schon vielfach Praxis

geworden. Sie würden erstaunen, wenn ich Ihnen von all den Prozessen erzählen wollte, die man in den letzten Jahren anzustrengen versucht hat. Aber im Grunde liegt ja das Alles in dem papalen Rechtsstandpunkt selbst einbegriffen. Herr Kaplan Hohoff, der siegreiche Kritiker des Herrn von Ihering in Göttingen, hatte denn auch bereits vor seinem Triumphe über den berühmten Juristen kein Hehl daraus gemacht, daß die formale Häresie ein todeswürdiges Verbrechen sei. Je mehr ich zu den Teilnehmern des Evang. Bundes das Vertrauen haben darf, daß sie sich insgesamt dieser formalen Häresie schuldig bekennen, desto zweifelloser sind wir alle der gleichen Verdammnis teilhaftig. Oder hat Herr Bischof Hefele es nicht schon im Jahre 1870 ausgesprochen, daß es nicht am guten Willen liege, wenn die Scheiterhaufen noch nicht wieder brennten? An der Sühnefeier für den hingemordeten Giordano Bruno, ich wollte sagen, für den durch die Erinnerung an die That seines Vorgängers beleidigten Papst, hat sich trotzdem auch das Rottenburger Bistum beteiligt.

Wie sicher überhaupt die Vertreter des göttlichen Rechtes des Papsttums bereits unserer Rechtlosigkeit sind, haben gerade in den letzten Wochen die wieder den wahren Frieden predigenden Verhandlungen in Coblenz so recht drastisch bewiesen. Wie nennen die Politiker es doch, wenn die Franzosen Elsaß zurückfordern? Was aber hat Herr Bischof Korum anderes gethan in der Zurückforderung der evangelischen Christen für die päpstliche Herrschaft? Welche Vorbedingungen schließt es nicht ferner ein, wenn unsere Dome an der Saale für den Kultus der Papstkirche beansprucht werden, ebenso wie es schon im vorigen Jahre vom Lübecker Dom geheißen hat: „Res clamat Dominum.“ Daß der Ulmer Münster für das Weekly-Register bereits heute als katholische Kathedrale gilt, haben Sie wohl alle unserer „Kirchlichen Korrespondenz“ entnommen. Mit welchen Mitteln und in welchen Zeiten allein das von Herrn Bischof Korum in Aussicht gestellte Ziel zu erreichen ist, hatte er allerdings lange genug am Straßburger Münster vor Augen gehabt.

Vergegenwärtigen Sie sich daneben weiter das in demselben Coblenz ausgemalte Zukunftsbild der gerade in den

Centren des Protestantismus am eifrigsten verbreiteten katholisch-kaufmännischen Vereine: die jungen Commis mit den dicken Janssen'schen Bänden und ihren massenhaften Citaten, über deren wissenschaftliche Natur jene Herren gewiß das kompetenteste Urteil haben. Vergegenwärtigen Sie sich ferner den vatikanischen Eroberungskrieg in allen Gebieten der Wissenschaft, bis auf die katholischen Reisehandbücher und die neuen katholischen Klassiker, vor allem aber alle die edlen Litteraturprodukte, für welche die beliebteste Reklame darin besteht, daß Verleger und Herausgeber Protestanten sind. Doch nein! Es thut nicht mehr not, diese Erscheinungen im Einzelnen vorzuführen. Besser als wir es verstehen, hat es der hochverdiente katholische Theolog und Philosoph, Theodor Weber, unlängst auf dem Kölner Altkatholischen Kongreß gethan. Der Uebermut unserer jesuitischen Todfeinde hat sie überdies die bisherige Vorsicht schon lange vergessen lassen und damit zugleich dem bisherigen Kirchenschlaf in so vielen evangelischen Kreisen ein Ende bereitet. Es gilt nun nur auch in Zukunft die Augen offen zu halten. Bleibt auch diese letzte Vorbedingung in Kraft, so werden wir von unserer Verteidigung gegen die jesuitische Mobilmachung getrost sagen dürfen: Hier hat auch das evangelische Schwaben nicht mehr bloß in der Zukunft etwas zu empfangen. Denn Sie wissen genauer als ich, was Sie seit der Begründung unseres Bundes bereits wirklich empfangen haben.

Nur daß wir alle auch hierbei der apostolischen Mahnung gedenken: „Nicht daß wir es schon ergriffen hätten, oder schon vollkommen seien, wir jagen ihm aber nach, ob wir es erreichen möchten, nachdem wir von Jesu Christo ergriffen sind." Kehren wir darum zum Schluß dieser Betrachtung zu ihrem Anfang zurück: in der Erinnerung an das Mahnwort, welches dem Dünkel des Wissens die Kraft jenes Glaubens gegenüberstellt, wie ihn als Erster vieler Nachfolger der Sänger unserer ergreifendsten Vaterlandslieder auch als Grundlage seiner vaterländischen Hoffnungen so zuversichtlich bezeugt:

Ich weiß an wen ich glaube,
Ich weiß was fest besteht,
Wenn Alles hier im Staube
Wie Rauch und Staub verweht.
Ich weiß, was ewig bleibet,
Wo alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weisen treibet
Und Trug die Klugen hält.

Das ist das Licht der Höhe
Das ist mein Jesus Christ,
Der Fels, auf dem ich stehe,
Der diamanten ist,
Der nimmermehr kann wanken,
Der Heiland und der Hort,
Die Leuchte der Gedanken,
Die leuchtet hier und dort.

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.

II. Reihe (Heft 13—24) zusammengenommen 2 Mk.

13. (II. Reihe, 1) Der Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Sittlichkeit, gemeinverständlich dargestellt von Lic. Dr. Gustav Schulze, Pastor an der Michaeliskirche in Erfurt. (30 Pfg.) 14. (II. Reihe, 2) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. I. Die römische Feindschaft wider die evangelische Kirche. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 15. (II. Reihe, 3) Die Behandlung der sozialen Frage auf evangelischer Seite. Ein Bitt- und Mahnwort. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (20 Pfg.) 16. (II. Reihe, 4) Piedigrotta. Ein Nachtbild aus dem religiösen Leben Süditaliens. Von Th. Trede, Pfarrer in Neapel. (15 Pfg.) 17. (II. Reihe, 5) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. II. Das römische Christentum. Von D. G. Warneck. (35 Pfg.) 18. (II. Reihe, 6) Der Verband kaufmännischer Kongregationen und kath.-kaufm. Vereine Deutschlands und eine „öffentliche Aufforderung" der „Germania". Zwei Nachspiele der Thümmelschen Religionsprozesse. Zur Kennzeichnung neujesuitischer Polemik herausgegeben von D. Fr. Nippold, Professor der Theologie in Jena. (30 Pfg.) 19. (II. Reihe, 7) Was würde uns ein vollständiger Sieg Roms kosten? Von G. Blume in Köthen (Anhalt). (25 Pfg.) 20. (II. Reihe, 8) In der Rüstkammer. Von Brüggemann, Pfarrer in Kettwig. (15 Pfg.) 21. (II. Reihe, 9) Die soziale Organisation des römischen Katholizismus in Deutschland. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (25 Pfg.) 22. (II. Reihe, 10) Luther vor und in seinen Thesen. Von Dr. G. Weicker, Gymnasial-Direktor in Stettin. (10 Pfg.) 23. (II. Reihe, 11) Aus der Duisburger II. Generalversammlung des Evangelischen Bundes. (25 Pfg.) 24. (II. Reihe, 12) Der Evangelische Bund und die Toleranz von Lic. Dr. Thönes, evang. Pfarrer zu Lennep und z. Z. Vorsitzendem des Vorstandes des Rhein. Hauptvereins des Evang. Bundes. (25 Pfg.)

III. Reihe (Heft 25—36) Abonnementspreis 2 Mk.

25. (III. Reihe, 1) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. III. Die römische Geschichtschreibung. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 26. (III. Reihe, 2) Luther und Ignatius von Loyola. Von Gymnasial-Dir. Dr. Weicker in Stettin. (10 Pfg.) 27. (III. Reihe, 3) Römische Missionspraxis auf den Karolinen. Von Pastor Fritz Fliedner in Madrid. (15 Pfg.) 28. (III. Reihe, 4) Die römisch-katholischen Ansprüche an die preußische Volksschule. Beleuchtet von Willibald Beyschlag. (20 Pfg.) 29. (III. Reihe, 5) Wundersucht und Wunderscheu. Von Dr. Fr. Danneil, Pastor in Jersleben. (10 Pfg.) 30. (III. Reihe, 6) Die neueste Antisklavereibewegung und die evangelische Mission in Ostafrika. Von Dr. Bärwinkel, Pfarrer an der Regler Kirche und Vorsitzender des evangelischen Ministeriums in Erfurt. (15 Pfg.) 31. (III. Reihe, 7) Können wir trotz der Kampfesziele unseres Bundes mit den deutschen Katholiken in Frieden leben? Vortrag von Oberlandesgerichtsrat Drache in Naumburg a. S. (15 Pfg.) 32. 33. (III. Reihe, 8, 9) Die religiöse Erziehung der Kinder nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich und Abänderungsvorschläge. Von R. Drache, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S. (Preis 60 Pf.) 34. 35. 36. (III. Reihe, 10. 11. 12.) Aus den Verhandlungen der III. Generalversammlung des Evang. Bundes zu Eisenach, 30. Sept. bis 3. Okt. 1889. (Preis 20, 25 und 20 Pfg.)

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.

Zweites bis viertes Tausend.

Flugschriften des Evangelischen Bundes.

Herausgeber: Prof. D. Leop. Witte in Pforta.

Evangelischer Bund

48.

(IV. Reihe, 12.)

Aus den Verhandlungen der IV. General-Versammlung des Evang. Bundes zu Stuttgart,

22.—25. September 1890.

Was hat das evang. Schwaben dem Gesamt-Protestantismus zu bieten und was von ihm zu empfangen?

Von D. F. Nippold.

Leipzig 1890.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von C. Braun.

Preis 25 Pfg.